

Wienbibliothek im Rathaus

9926

F. 1. Bd

A

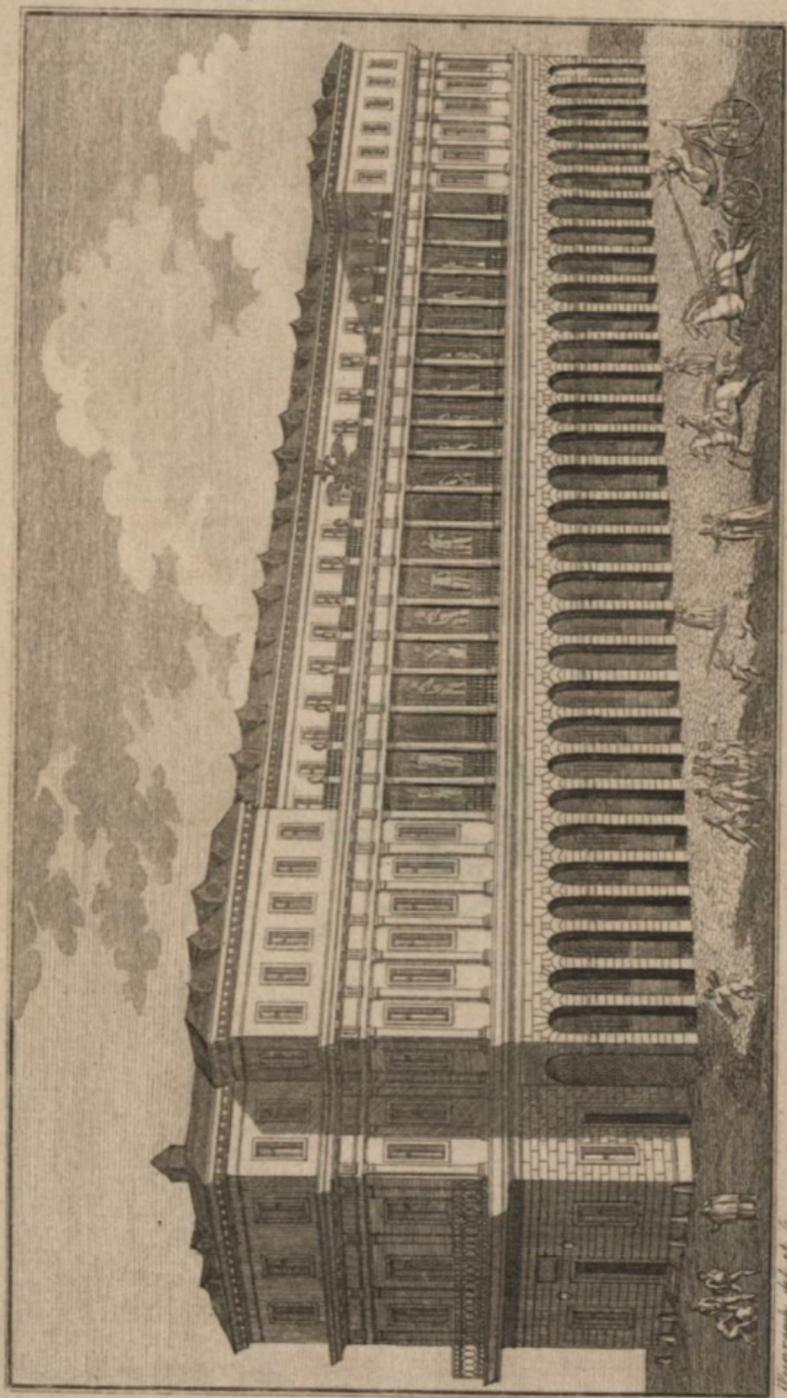
MA 9 - SD 25 - 082008 - 21A

1886

1971

1838

A I



Wien 1804. del. et sc.

Perspective Ansicht des Gebäudes der k.k. priv. Kunstgalerie in Wien.

Neuestes
Sittengemählde
von
W i e n.

The proper study of Mankind is Man.

Erster Theil.

Mit einem Kupfer.

W i e n, 1801.

Bei Anton Pichler.

© 1871

W. I. C. M.

The property of the University of Michigan



Erster Teil

14.311

Die Kunst des Buches

1871

Erster Teil

Inhalt.

Erster Brief.

Veranlassung dieser Briefe, und Entwurf
des ganzen Werks.

Zweiter Brief.

Das neue Jahr. Veränderungen, die
demselben vorhergehen. Geschäftigkeit
der untern Volksklasse, Gratulationen,
Assembleen, Galla bey Hofe. Neujahrs-
geschenke. Gedruckte Wünsche. Visibili-
tete.

Dritter Brief.

Das Müllerische Kunstkabinet. Erste
Einrichtung desselben. Zimmer der an-
tiken und modernen Figuren. Das Ka-
binet der Grazien.

Vierter Brief.

Das neue Kunstkabinet. Außenseite des
Gebäudes. Innere Einrichtung dessel-
ben. Matamorphose des Hrn. Müllers.

Inhalt.

Fünfter Brief

65
Annäherung des Feindes. Vertheidigungs-
anstalten. Verbannung der Fremden.
Angst der Einwohner. Erscheinung des
Erzherzogs Karl in Wien. Waffen-
stillstand.

Sechster Brief.

20
Redoute. Außenseite derselben. Innere
Einrichtung. Seufzerallee. Masken. Ab-
wechselnde Auftritte. Deutsche Tänze.
Prenez garde. Annäherung des Mor-
gens. Geheime Absichten bey Besuchung
der Redoute. Intriguen. Prächtiger
Freymall im vergaangnen Jahr.

Siebenter Brief.

95
Beschreibung des Landlebens im Winter.
Ernennung des Erzherzogs Karl zum
Kriegspräsidenten. Hoftraiteur Jan.
Einrichtung seines Hauses. Tafeln.
Piqueniques. Preise. Hausbälle. Pri-
vatpiqueniques. Mehlgrube. Casino.
Cale. Tracht der Bürger- und Dienst-
madchen.

Achter Brief.

107
Vermehrte Friedensausichten. Tänze.
Menuets. Deutsche. Ländlerische. An-
gloisen und andere künstliche Tänze.
Rehraus. Gallopade.

Neunter Brief.

Rückkehr des Verfassers. Schilderung der Ansicht von Wien. Musik. Schöpfung von Herrn Haydn. 117

Zehnter Brief.

Friede. Charakter der Wiener. Wohlstand der untern, Reichthum der höhern Stände. Edles Betragen bey allgemeinen Drangsalen. 123

Elfter Brief.

Wallfahrt nach Hernalz. Alstervorstadt. Kalvarienberg. Alte Kirchen. Tempelritter. Fräuleinsift. 132

Zwölfter Brief.

Bassey. Ungesunde Luft in Wien. Anzug der Damen. Eßstunde. Vorurtheil der Fremden gegen Wien in Absicht des Essens. Tafeln. Tagesordnung der Wiener. Kaffeh. Sahne. Mittags — Abendtafeln. Wunsch einer Reform. Verkehrte Lebensordnung der großen Welt. 145

Dreyzehnter Brief.

Garten- und Blumenliebhaberey der Wiener. Moderne Gärten. Exotische Pflanzen. 159

zen. Menschenfreundlicher Traum des
Verfassers.

Vierzehnter Brief.

159 Fastenunterhaltungen der isigen und vor-
gen Zeit. Musiken. Dilettanten. Erzie-
hung des weiblichen Geschlechtes.
Krankheit des Erzherzogs Karl.

Fünfzehnter Brief.

163 Besserung des Erzherzogs. Palmsonntag
Palmbuschen. Pumpermetten. Gräber-
besuchen. Lamentationen. Auferstehung.
Ostersonntag. Geweihtes Fleisch.

V o r r e i n n e r u n g :

Der Mensch ist dem Menschen der nächste, wichtigste Gegenstand, und das Studium seines Brüdergeschlechtes die lehrreichste und anziehendste Beschäftigung. Daher waren jederzeit Geschichten, erdichtet oder wahr, Reisebeschreibungen und Sittengemälde eine allgemein beliebte Lectüre, weil der Mensch sich in ihnen wie in einem Spiegel erblickt, und sein eignes Thun und Lassen, und manche verborgene Triebfeder seiner Handlungen, hell und deutlich in den Schilderungen seiner Mitmenschen erkennt. Das mutato nomine de te

fabula narratur reißt und unterhält ihn, und je ähnlicher das Bild ihm selbst ist, je näher ihn die Beschreibung trifft, je mehr Interesse wird sie für ihn haben. Den Bewohner der Hauptstadt wird Mercier's Tableau de Paris, oder das angenehme Journal London und Paris viel mehr unterhalten, als eine noch so schöne Beschreibung eines fernen Welttheils und unbekannter Sitten. Dort erkennt er die Menschen größtentheils, unter denen er selbst lebt; ihre Laster und Tugenden, ihre Thorheiten und Ergößlichkeiten sind mit kleinen Modificationen die seinigen, und er belächelt wohl oft die Schwäche des Londoner oder Pariser Bürgers, indeß er die gleiche Thorheit seines eigenen Nachbarn oder Betters kaum bemerkt. Am interessantesten müssen aber diese Beschreibungen gewiß für den Bewohner der geschilderten Stadt selbst seyn. Er wird in diesen Gemälden manches, das er sonst kaum bemerkte, nun vielleicht sonderbar finden, manches, was ihm vorzüglich dünkte, richtiger würdigen, manches,

das er an Fremden bewunderte, nun auch zu Hause finden, und schätzen lernen.

Wien verdient in jeder Rücksicht eben so sehr als London, Paris, Berlin u. s. w. ein Gemählde seiner Sitten und Einwohner, und gerade dieser Hauptstadt mangelt es gänzlich an einer solchen Beschreibung aus den neueren Zeiten; denn die vortrefflichen Skizzen von Wien, und die Briefe über Wien an einen Freund in Berlin, sind bereits vor mehr als 10 Jahren erschienen, und wie viel sich in unsern begebnisreichen Zeiten in 10 langen Jahren verändert, weiß Jeder, der bemerken will, was um ihn vorgeht. Es scheint also nicht überflüssig dem Publikum diese Briefe eines Fremden, der sich seit längerer Zeit in Wien aufhält, mitzutheilen. Sie enthalten, ohne systematische Ordnung, eine fortlaufende Beschreibung der Stadt, und ihrer Umgebungen, ihrer Sitten, Gebräuche, Einwohner u. s. w. und mit unter die Neuigkeiten des Tags.

Ob diese Briefe, so wie sie hier erscheinen, wirklich von einem Fremden an seinen Freund geschrieben worden sind, oder, ob sie nur so hätten geschrieben werden können, wird dem Publikum ganz gleichgültig seyn, und darum unerörtert bleiben. Glaubt man an der Lebhaftigkeit des Vortrages, und aus gewissen individuellen Zügen zu erkennen, daß diese Briefe wirklich als Briefe geschrieben worden sind, so wird man sich doch vergebens bemühen, den Schreiber oder Empfänger zu errathen, indem alle charakteristischen Eigenheiten, und alles was zu Vermuthungen über den Schreiber und die vorkommenden Personen Anlaß geben könnte, mit der größten Sorgfalt verwischt und weggelassen seyn wird. Die Herausgeber werden sich hinlänglich für ihre Mühe belohnt halten, wenn es ihnen gelingt, durch die Bekanntmachung dieser Briefe das Publikum zu unterhalten.

Erster Brief.

Veranlassung dieser Briefe, und Entwurf des ganzen Werks.

Ich soll Dir eine Beschreibung von Wien machen? Ja, mein Lieber, das ist wohl bald verlangt, aber schwer erfüllt. Wie soll ich es anfangen, Dir ein Gemälde dieses immer beweglichen, immer bewegten Schauplazes darzustellen, auf dem in jeder Minute sich die ganze Ansicht verändert, jeden Augenblick neue Schauspieler auftreten und alte verschwinden, und Alles sich immerfort regt und wechselt? Wie soll ich die Gegenstände ordnen? Was zuerst, was zuletzt beschreiben? Mir schwindelt

vor dem Gedanken, dieses Chaos von Bildern und Erscheinungen in ein System zu bringen, und wenn ich dir denn durchaus eine Beschreibung meines jetzigen Wohnortes geben soll, so erwarte ja keine Geographisch-topographisch-statistisch-politisch-merkantilische Beschreibung der Haupt- und Residenzstadt Wien in Oesterreich von mir — ich will thun was ich kann, und wie ich es kann. Ich will dem alten Hange meines Herzens folgen, den du schon so oft an mir getadelt hast, mit gebundenem Verstand dem süßem Zuge der Einbildungskraft nachgeben, dem Eindruck des Augenblicks mich überlassen, und wenn es mir gelingt einen Moment in diesem Tableau mouvant zu haften, und die Gestalten durch den Zauberstab der Phantasie still stehen zu machen, so will ich dir getreu beschreiben, was ich gesehen habe. Sonst aber — halt, halt — da kömmt mir ein köstlicher Gedanke — non sine numine wie ich glaube, denn solche plötzliche Eingebungen tragen immer etwas göttliches an sich — ich will Dir eine Art Fastos von Wien schreiben. Das 18te Jahrhundert neigt sich zu Ende, und mit dem 19ten soll meine Beschreibung beginnen. Der Kalender soll mein Wegweiser, mein Leitfaden in dem Labyrinth seyn. Was die

geflügelten Horen, in ihrem wechselnden Tande den armen Sterblichen bringen, soll der Inhalt meiner Briefe seyn, und ich will, so viel meine Lebhaftigkeit (du würdest sagen Unstätigkeit) erlaubt, alle nöthige Rücksicht auf den Schauplatz nehmen, auf welchem die immer veränderte Komödie sich zuträgt.

Du kannst also abwechselnd eine Beschreibung der Neuigkeiten des Tages, der Gebräuche, der Sehenswürdigkeiten, der Menschen erwarten, aber das erwarte ja nicht, daß ich mit meinen Briefen eine gewisse Eintheilung, oder gar eine gewisse Zeit beobachten soll. Rührt mich ein oder mehrere Auftritte zugleich recht lebhaft, so kriegst du viele Briefe auf einmal; gebricht es mir an Stoff oder an Empfänglichkeit, so magst du dich dazu verstehen, monatweise zu warten, bis du einen Buchstaben zu sehen bekommst. Du kennst mich ja von alten Zeiten, du weißt, daß, mich an Stunden oder Zeiten zu binden, mir von jeher die größte Marter war, daß mir das angenehmste Geschäft unerträglich wird, sobald man es mir als Verbindlichkeit auferlegt, und daß ich mich nie unfähiger zu allem Guten und Schönen fühle, als wenn ich eine bestimmte Arbeit in bestimmter Zeit vollenden muß. Ist dir mein Vorschlag angenehm, magst du eine solche Be-

Schreibung von Wien haben, so will ich denn
recht bald anfangen, und der Gedanke, daß
es dich freut, und ich nicht muß, wird mich
begeistern, und meine Fähigkeiten erhöhen.
Leb wohl.

Zweiter Brief.

Das neue Jahr Veränderungen, die demselben vorhergehen. Geschäftigkeit der untern Volksclassen. Gratulationen, Assembleen, Balla bei Hofe. Neujahrsgeschenke. Gedruckte Wünsche. Visibillete.

Das Scheiden des alten Jahres, die Ankunft des neuen, die Erinnerung an all das Gute und Üble, was mit jenem ins stille Meer der Vergangenheit hinabsinkt: die Aussicht auf das künftige, die in Furcht und Hoffnung das menschliche Herz wechselnd bewegt, alles dieß macht den letzten und ersten Tag des Jahres zu einer wichtigen Epoche. Es ist eine Art von Ruhepunkt in dem fortström-

menden Leben, wo man stille stehen, vor und rückwärts blicken, vergleichen, abrechnen, überlegen, Vorsätze fassen kann, und ich würde mir keine große Vorstellung von dem Kopf und Herzen eines Menschen machen, der über einen so hellen Punkt seines Lebens gleichgiltig hinwegschlüpfen, und am Neujahrs-Abende und Tage nichts mehr und nichts weniger denken und fühlen könnte, als an jedem andern Tage. Ich finde es auch sehr natürlich, und einen schönen humanen Gebrauch, an diesem Tage seinen Freunden zu wünschen, daß das neue Jahr glücklich für Sie seyn möchte. Was man aber hier in Wien mit dem Neujahrswünschen, und mit allen den Präparationen dazu treibt, geht über alle Vorstellung, und verdient beschrieben zu werden.

Schon acht Tage vorher geht mit einem Theile der untern Classen eine gewisse Veränderung vor, die ihre Rücken biegsamer, ihre Füße hurtiger, ihre Hände geschickter, kurz ihr ganzes Wesen geschmeidiger und höflicher macht. Dein Barbier und Friseur, wenn sie auch das ganze Jahr über nie die Stunden gehalten hätten, kommen pünktlich; die Brief- und Zeitungsträger finden sich um eine Stunde früher als gewöhnlich mit ihren Blättern ein; im Gasthof eilt der Kellner, der dich sonst ziem-

lich lange warten ließ, deine Befehle zu vollziehen, und kommst Du ins Kaffeehaus, so tritt Dir der Marqueur, der sich sonst nie um Dich bekümmerte, mit dem Zeitungsblatt entgegen, und fragt sehr artig, was Du zu befehlen hast. Gehst Du aus einer Gesellschaft, die Du sonst öfter besuchst, so springen die Bedienten um die Wette, Dir den Pelz oder Mantel zu bringen, den Du in der Antichambre abgelegt hast, und der Herr vom Hause klingelt oft ein paar Mal vergebens, wenn die Bedienten in diesen wichtigen Tagen mit den Fremden beschäftigt sind. Die Hausmeister öffnen die Hausthüren, wenn man noch so spät nach Hause kommt, ohne Murren und Fluchen, mit der größten Bereitwilligkeit, in den Vorstädten grüßen die barschen Nachtwächter die vorzüglichern Häuserbesitzer oder Einwohner zuvorkommend freundlich, und selbst die Kanzleidiener, Thürhüter, Hausknechte sollen um diese Zeit ungewöhnlich höflich mit den Beamten umgehn. Und woher diese Veränderung, warum alle diese Bewegungen, zu welchem Zwecke, aus welchen Quellen kommt diese gutmüthige Höflichkeit? So fragt' ich erstaunt, als ich das erste Neujahr in Wien erlebte, und sieh — der Neujahrstag löste mir das Räthsel auf eine sehr gemeine Art. Hoffnung des Gewinnstes,

Eigennuß, diese große Triebfedern der meisten menschlichen Handlungen waren es, welche diese Menschenseelen in Bewegung brachten, und der tückische Dämon Eigennuß, der auf dem Schauplatz der Welt im Großen wie im Kleinen überall bald sichtbar bald unsichtbar wirkt, offenbarte sich hier recht sichtbar in seiner gemeinsten widrigsten Gestalt. Alle diese Menschen die während der letzten Tage des Jahres so bereitwillig, so höflich waren, kamen nun mir das neue Jahr zu wünschen, das heißt, ein Geschenk zu fordern, das denn nach Verhältniß meiner Verbindung mit diesen Menschen, und der Dienste, die sie mir, geleistet hatten, größer oder kleiner seyn mußte. Da kam mein Friseur, meine Wäscherinn, sogar der Schornsteinfeger, der nach einer alten Sitte, deren Ursprung mir unerklärlich ist, ein Gegengeschenk, das aus einem Scheerchen, Fingerhuth Nadelbüchsen, und einigen Nähnadeln besteht, bringt; da erschienen die Bedienten der Häuser, wo ich öfter hinkam oder speisete, die Läufer oder Bedienten des Ministers, bei dem ich einmal in meinem Leben etwas zu suchen hatte, Kutscher und Bediente meines Hausarztes, die Gesellen der Meister, bei denen ich irgend etwas hatte machen lassen, der Nachtwächter der

Gasse, der Hausmeister des Hauses, worin ich wohnte, kurz alles was nur immer nah und fern mit mir in Verbindung stand. Zum Glücke hatte ich kein Amt in irgend einer Kanzelley, sonst wären auch noch alle dienenden Brüder derselben mit ihren frommen Wünschen und argen Forderungen gekommen, und so kam mich denn die Freude über die Höflichkeit dieser Menschen in den wenigen letzten Tagen ziemlich theuer zu stehn.

Diese Neujahrs Geschenke sind nun seit un-
denklichen Zeiten in Wien eingeführt, und sol-
len sich einst viel weiter hinauf, nämlich in
die Classen der Beamten erstreckt haben, die
sie gleichsam als einen Theil ihrer Besoldung be-
trachteten; noch jetzt sind sie in manchen Häu-
fern, z. B. in Komptoiren sehr beträchtlich,
und machen bei den unteren Commis einen gro-
ßen Theil ihres Gehaltes aus. Auch rechnen
Meister und Herren ganz eigentlich auf das Neu-
jahrs geschenk als eine sichere Revenue und
richten den Gehalt ihrer Diener oder Gesellen
darnach ein, und geben ihnen um so viel we-
niger, als der Geselle oder Diener mehr Neues-
jahr zu erwarten hat. Wenn man das weiß,
so kann man freilich den armen Teufel der durch
einf Monate, bei karger Bezahlung auf die An-
kunft seiner Silberflotte schmachtend wartete,

unmöglich mit einem Kalten: Ich gebe nichts abweisen. Aber dem ungeachtet bleibt es ein häßlicher Gebrauch, der die schöne Sitte sich gegenseitig Gutes zu wünschen, niedrig entweiht, und nebst den Contis der Handwerksleute, die sie gemeiniglich um diese Zeit einreichen, das neue Jahr für manchen Hausvater zu einem sehr unangenehmen Zeitpunkt machen.

Doch ich habe meinem Thema vorgegriffen, und Dich auf einmal mitten in den Neujahrstag hinein geführt, wir müssen wieder umkehren, und die Scenen durchgehn, die dem feyerlichen Tag vorbereiten.

So wie er näher kömmt, bereitet sich Jedermann seine nächsten oder liebsten Freunde mit einem Geschenk zu erfreuen, sie bei sich zu bewirthen, oder zu besuchen, und ihnen seine guten Wünsche zu bringen. Manche schelten diese Sitte als altfränkisch und kleinstädtisch; ich könnte dieser Meinung unmöglich beipflichten, und finde es viel mehr sehr natürlich, sehr nützlich und einen angenehmen Beweis von der innern Güte des Menschen, diesen wichtigen Zeitpunkt zu feyern, und unsern Lieben alles Gute, und die Fortdauer unsers freundschaftlichen Verhältnisses mit ihnen zu wünschen. Ja auch gewisse Vorbereitungen, das Fegen und Putzen im Innern der Häuser, der größere Staat,

der für diesen Tag zurecht gelegt wird, die Geschenke, die man seinen Lieben bestimmt, alles trägt dazu bei, den Zeitpunkt merkwürdiger zu machen; nur sollte alles in seinen gehörigen Schranken, und seiner natürlichen würdigen Gestalt bleiben, und nicht, wie es in Wien geschieht, in leeres Wortgepränge, in inhaltslose Ceremonien ausarten, die zu einer Quelle gegenseitiger Lasten, Ungelegenheiten, Unkosten, und des unausstehlichsten Zwanges werden. Noch erinnere ich mich mit Vergnügen in solchen Zeiten meiner Kinderjahre und meines väterlichen Hauses, wo es vom Urgroßvater angestammte Sitte war, die größern Kirchensfeste, die Geburtstage meiner Ältern und alle dergleichen Fest- und Jahrtage feyerlich zu begehen. Da wurde das ganze Haus gereiniget, und gepuzet; brauchten wir Kinder ohnedieß neue Kleider, so wurde es so eingerichtet, daß wir sie an dem Festtag erst zum erstenmahl anzogen; wurde ein neues Hausgeräth geschafft, so machte man an diesem Tage den ersten Gebrauch davon; kurz, man suchte so viel wie möglich diese Zeiten zu ehren und merkwürdig zu machen. Am heiligen Abend, wenn alle häuslichen Geschäfte verrichtet waren, setzten wir uns zusammen, der Festtag gieng ein, wie bei den Hebräern der Sabbath. Die Unterhaltungen

und Freuden des künftigen Tages, die Geschenke, die wir machen oder empfangen sollten, füllten die kindliche Brust mit geheimnißvoller Ahndung und froher Erwartung. Mein Vater las uns etwas nützliches vor, gab uns Lehren, die Bezug auf den morgigen Tag hatten, und war es ein Jahrtag, so wurde in einem gütigen aben strengen Examen recapitulirt, was wir seit diesem Jahre gelernt, was wir für Fortschritte in unsrer moralischen und wissenschaftlichen Bildung gemacht hatten. Mein Vater machte uns auf das Gute, das wir genossen, das Böse, das wir überstanden, aufmerksam, und ich kann sagen, daß wir Kinder diesen Vorabenden mehr von unsrer Moralität zu danken hatten, als allen unsern Büchern, Collegien und Hofmeistern. Mit feyerlicher Stimmung, oft mit inniger Rührung giengen wir zu Bette, und erwachten am Festtag als bessere Menschen. Nie wird sich der Eindruck solcher heiliger Stunden aus meiner Seele verlieren, und es kann seyn, daß die Erinnerung an die Feyerlichkeit dieser Zeiten aus meinem Knabenalter mir auch jezt noch die Festtage so wichtig und ehrwürdig macht.

Wohin Phantasie? wohin verirrest du dich? Sieh, ich wollte Dir die Feyer des Neuenjahrs in Wien beschreiben, und verliere

mich in meine Kinderjahre, und erzähle Dir ein Stück von einer Familienscene. — Laß mich einlenken. —

Also der vorletzte Tag im Jahre erscheint, und ganz Wien ergießt sich aus seinen Häusern, alles läuft, fährt, und bewegt sich bunt durcheinander, freylich, wer von bon ton ist, sollte erst am Vorabend, oder gar am Neujahrstag selbst und zwar ziemlich spät Glückwünschen kommen, denn so lange vorher oder wohl gar vor Tische geht nach den Begriffen der großen Welt nur die Roture oder die Klienten; wer aber viele Bekanntschaften hat, kann unmöglich an einem Nachmittag und Abend auslangen, und so fängt denn das große Laufen und Fahren schon am vorletzten Tage des Jahres an.

Nun gibt es drey ja eigentlich viererley Arten Glückwünsche abzustatten, die eben so viele Stufen von Ehrfurcht und Aufmerksamkeit des Wünschenden gegen den Bewünschten anzeigen, und wer ordentlich seyn will, hat drey oder vier Listen, worauf er seine Bekannten nach seinen Verhältnissen zu ihnen, in drey oder vier Classen theilt. Zur ersten Classe gehören jene, zu denen man selbst geht, um sich aufzuschreiben, das heißt, in jedem etwas beträchtlichen Hause liegen in der Antichambre, in den Pallästen

der Minister und Großen bei dem Portiere einige Bogen Papiere, worauf die Glückwünschenden ihre Nahmen aufschreiben, oder aufschreiben lassen. Sich selbst aufschreiben, ist ein Zeichen der größten Ehrfurcht, und geschieht also nur bei Ministern, Chefs, Gönnern, Großen, bey denen man was zu suchen hat, u. s. w. In der zweyten Classe stehn die Bekannten, die man selbst besucht; dieß ist der zweite Grad von Aufmerksamkeit, und wird solchen Personen bewiesen, für die man viele Achtung oder Rücksichten hat; zur dritten Classe der entfernteren Bekannten, die man doch conserviren will, schickt man Visibillette, und endlich kann man sich auch durch den Bedienten aufschreiben lassen, aber dieß ist schon der unterste Grad. Diese Listen der zwey letzten Classen gibt man seinem Bedienten, und es ist komisch zu sehen, wie in den letzten Tagen des Jahrs die Domessticken auf allen Straßen mit großen Zetteln herumlaufen, um die Kommissionen ihrer Herren zu besorgen. Wenn man diese armen Teufel so durch Schnee und Gestöber, durch Eis und Roth waten sieht, so gönnt man ihnen auch herzlich gern ihr bißchen Neues - Jahr. Manche sind indessen klug genug, sich und ihren Kameraden die Mühe zu ersparen. In den Bier-schenken und Gasthäusern nämlich, wo die

Livree zusammen zu kommen pflegt, tauschen sie Billete und Aufträge wechselweise aus, und erleichtern sich, indem jeder selbst die Billete, die andere Herrschaften an die seinige schicken, den fremden Bedienten abnimmt, und zu Hause niederlegt, die Mühe um ein großes. So treibt denn hier wie überall der Vortheil das Handwerk.

Auf den Straßen drängt sich Karosse an Karosse, die Fiaker sind um diese Zeit nicht zu bezahlen, und die einzigen von den untern Volksklassen, die um diese Zeit stolzer und unbiegsamer geworden sind, weil sie ihren hohen Werth und ihre unausweichbare Nothwendigkeit, bei der meistens so schlechten Jahreszeit wohl zu würdigen wissen. In den Karossen sitzen höchst gepuzte Personen beyderley Geschlechts, und ist das Wetter halbweg praktifabel, so laufen eben so viel gepuzte Personen der untern Classen, oder die keinen Wagen bezahlen können, auf den Straßen herum. Und nun folge mir in die Gesellschaftszimmer irgend eines Hauses, wo es Verhältnisse, ausgebreitete Bekanntschaft, Geschmack oder Eitelkeit nothwendig machen, Leute zu empfangen, und sich angratuliren zu lassen. Wenn Du dem Hause in einiger Entfernung nahe kömst, so muß Dein Kutscher schon anhalten, um in

die Reihe zu kommen, oder sich sehr vorsichtig durch die Wagenburg drängen. Alle Zimmer sind erleuchtet und ihr Schimmer erhellt durch die majestätisch hohen Fenster die ganze dunklere Nachbarschaft der Straße. Endlich gelingt es Dir bis an das Thor zu kommen. Du steigst aus und eilst die Treppe hinauf, die von den Fackeln der herumleuchtenden Bedienten hell ist. Da begegnen Dir schon gepuhte Herren und Damen, die vor Dir da waren, ihre Glückwünsche abzustatten, und nun weiter fahren, um die Kunde bei allen ihren Bekannten zu machen. Du trittst ins Gesellschaftszimmer. Heute prangen Sopha, Stühle und die prächtigen Mahagony Tische ohne die schützenden Hülsen, die sie an gewöhnlichen Tagen vrrbergen. Hundert Lichter gießen einen schimmernden Tag herab, und vervielfältigen ihre Strahlen in den Brillantperlen der Lustern und Girandolen, und in den Flächen der ungeheuren Trumeaux. Die Frau vom Hause sitzt auf dem Sopha, und um sie herum stehet ein einfacher oder doppelter Cirkel von Stühlen, worauf Frauenzimmer im größten Staate sitzen. Die Männer stehen bald innerhalb, bald außerhalb des Kreises, und unterhalten sich mit den Damen. Du machst der Frau vom Hause dein Kompliment, und bist Du klug, so trägt Du es so an, daß Du

mit mehreren Personen zugleich Dich dem Sopha nahest, und nun Deinen Spruch (denn hersagen muß man etwas, gut oder übel, wie's kömmt) en compagnie herbrummen kannst, so wirst Du weniger bemerkt, und darfst Deinen Verstand nicht in Unkosten wegen eines sinnreichen Glückwunsches setzen. Kaum bist Du ein paar Minuten da, so erheben sich schon einige Damen, rauschen auf die Frau vom Hause zu, empfehlen sich, und verlassen das Zimmer. Sogleich ersetzen neu angekommene den Platz, und des Kommens und Gehens ist kein Ende. Innerhalb einer Stunde findest Du Dich zwar in derselben Gesellschaft aber unter ganz andern Personen, und mir fielen öfters die Worte des Italiäners ein, der von einem Flusse redet, wo beständig neue Wellen die alten verdrängen: *Ben chié sempre il fiume istesso, non e mai l'istesso umor.*

Du kannst Dir wohl denken, daß die Conversation nur sehr rhapsodisch und fragmentarisch seyn kann; dennoch fehlt es auch diesen zerstückelten Discursen nicht an besonderem Reiz. Es ist wirklich für einen stillen Beobachter interessant zu bemerken, wie ein und dasselbe Thema, als: Glückwünschen, sich in die Freundschaft empfehlen, sich um das Wohlsseyn erkundigen, vom Theater und den Neuigkeiten

Des Tages zu reden, von hunderterley Personen auf hunderterley Art behandelt, und immer charakteristisch abgeändert wird. Mitunter gibt es auch wohl Anmerkungen, kleine Erzählungen, Anecdotes scandaleuses von den Eintretenden, die eine Nachbarinn der andern ins Ohr flüstert, Recensionen über den Puz, komische Bemerkungen über ein modernes oder oft gesehenes Gallakleid, das nun (wie sich die spizen Süngelchen ausdrücken) den Weg in die Gesellschaften selbst finden könnte, Verwunderung über den prächtigen Puz dieser oder jener, und liebevolle Vermuthungen; woher wohl das kostbare Geschmeide, oder das außerordentlich schöne Kleid kommen möge 2c. 2c.

Für mich besteht indeß ein großer Theil des Vergnügens in der Augenweide, die so ein Gesellschaftszimmer mir darbiethet. Sage ein Philosoph, was er will, über die Verachtung der Reichthümer; ich stimme ihm bey, sobald er sie mit höheren Gütern, die des Menschen würdiger sind, vergleicht, aber absolut genommen ist Geld haben gar keine üble Sache, wenn man den gehörigen Gebrauch davon macht, und durch Geschenke und edle Freygebigkeit geleitet, Andere daran Theil nehmen läßt. Du weißt, wie selig ich oft mit Dir an schönen Abenden auf dem Hügel lag, der unser kleines

Städtchen überschaut, und mich am Anblick der stillen Natur um mich ergoßte, wie froh und heiter ich in unser großes, aber einfach und altmodisch meublirtes Haus zurückkehrte, und noch jetzt sehnt sich mein Herz aus dem Lärmen der Hauptstadt, zurück in jene stillen Eenen. Aber demungeachtet fühle ich mich recht behaglich und voll angenehmer Eindrücke in solchen Prunkzimmern, wo geläuterter Geschmack und Reichthum sich vereinigen, um durch antike Formen, wohlgewählte Farben, schöne Stoffe und leichte Umrisse allen Sinnen angenehm zu schmeicheln. In diesen Zimmern nun eine Menge schöner weiblicher Gestalten, durch den jetzigen geschmackvollen, und oft nur zu verführerischen Anzug, durch alles, was die Mode reizendes und die Pracht kostbares hat, bis zum Blendenden erhoben zu sehen; diese im altgriechischen Costume das dunkle Haar mit Perlen und Diamanten durchflochten in gewebte Luft gekleidet nymphenhaft und schlank, jene der neugriechischen Tracht näher das Haar mit feinen Binden bewunden mit goldenen Ketten, Korallen und Perltropfen in den Ohren eine reizende Sultane aus dem wollüstigsten Harem des Orients, dort eine mit schwarzem Helm und wehenden Federn einer Pallas ähnlich, hier eine im leichten Schäferhütchen, das ganz

hinten am Kopfe zu schweben scheint, und aus dem ein Busch seidener Locken in den mathematischsten Krümmungen sich über die weiße Stirn beugt — alle geschmackvoll, alle prächtig gekleidet; wahrlich, Freund; das ist ein Schauspiel, um dessentwillen man dem Reichthum manches Böse verzeiht, das er gestiftet hat. An solchen Tagen sieht man sehr bestimmt, welcher Reichthum und zugleich welcher feine Geschmack in Wien herrscht.

Doch es ist auch jetzt für uns Zeit den schimmernden Zirkel zu verlassen, und wir gehen fort um dieselben Scenen auf einem andern Schauplatze spielen zu sehen, das heißt: wir fahren zu einem andern unserer Bekannten. Hier finden wir mehrere Personen, die mit uns an dem vorigen Ort waren, und nun hörst Du, nebst dem, was dieser Zirkel mit jedem andern gemein hat, noch Anmerkungen über die Gesellschaft, die wir so eben verlassen hatten, und es ist manchmal kein geringer Triumph oder Herzeleid für die Frau vom Hause, wenn sie hört, daß bey der andern viel weniger oder viel mehr Leute waren, als bey ihr.

Müde von allen den wechselnden Bildern gehst Du zu Bette, und die Morgenröthe des neuen Jahrs weckt Dich aus deinem Schlummer. Dieser Neujahrs morgen ist nun für sehr

viele Menschen wieder eine neue Quelle von Un-
 terhaltung und Befriedigung ihrer Eitelkeit und
 Neugierde. Heute nämlich nimmt der kaiser-
 liche Hof die Glückwünsche an, und speiset
 nach dem Gottesdienste öffentlich in allem Pomp
 und Zwang der alten Etikette, die ihr Urgroß-
 vater aus dem gravitätischen ceremoniösen Spa-
 nien brachte, und die trotz aller Milderungen,
 welche drey aufgeklärte Fürsten daraus machten,
 für die jetzige kaiserliche Familie, die so sehr
 alle unnütze Pracht und Feyerlichkeit haßt, und
 so gern still und im Genuße ihres häuslichen
 Glückes lebt, höchst lästig seyn muß.

Alle Minister, höhern Beamten, alle
 Ordensritter, Hofämter, Kammerherren, Truch-
 sessen, geheime Räte, Dames du Palais,
 Sternkreuzdamen, mit einem Worte, alles,
 was vermöge seines Amtes, oder auch nur ver-
 möge eines fernern Rechtes am Hofe erscheinen
 muß oder darf, zeigt sich an diesem Tage in
 der prächtigsten Kleidung und Equipage. Die
 beyden adelichen Leibgarden ziehen im größten
 Staate auf. Die deutsche Garde hat rothe
 Uniformen mit schwarzem Sammet ausgeschla-
 gen und reich mit Gold besetzt, sie reiten lau-
 ter schöne Rappen. Die Ungarische, die mei-
 stens aus sehr wohl gebildeten jungen Leuten
 besteht, ist vorzüglich reich und geschmackvoll

gekleidet, sie tragen ihre National Kleidung roth mit Silber, haben über die Schultern ein Liegerfell wie einen leichten Mantel hängen, die hohe Mütze von Rauchwerk mit einem weissen Reigerbusch, einer Aigrette, und Quasten von Silber geschmückt, sie reiten auf reichgeschmückten Schimmeln. Am prächtigsten unter allen Kavalieren des Hofes ist meistens ihr Führer und Capitain der regierende Fürst von Esterhazy, dessen Uniform zuweilen mit Perlen gestickt, der Säbel und der Kalpak (Mütze) mit Brillanten überdeckt ist.

Der kaiserliche Hof begibt sich in größter Gala in die Kirche, und wenn der Gottesdienst vorüber ist, kehrt der ganze Zug in den Saal zurück, wo der Hof öffentlich speist. Vormalis war der Service, dessen er sich bediente, von Gold, seit dem aber der langwierige Krieg so viele außerordentliche Hülfquellen nöthig machte, ließ der Kaiser seinen prächtigen Service zu den Bedürfnissen des Staats einschmelzen. Die Hofämter, die fremden Gesandten stehen um die Tafel herum, die Truchseßen (meistens angesehene Männer vom zweyten Adel und Ritterstande, die zum Abzeichen zwey goldene Stäbchen mit einer goldenen Quaste an der rechten Rocktasche tragen) (wie die Kammerherrn den Schlüssel) bringen die Speisen, der Hof unter-

hält sich mit den zunächst stehenden, während eine sehr schöne Tafelmusik, die theils von den Individuen der Kammerkapelle, theils von den Sängern der Oper aufgeführt wird, die Anwesenden unterhält. Der ganze Saal ist voll Menschen, welche theils zum Hofstaat gehören und innerhalb eines gewissen Schrankens stehen, theils Zuseher sind, die aber immer von einem gewissen Range und sehr anständig gekleidet seyn müssen. Die Frauenzimmer stehen auf Tribünen, die hierzu aufgerichtet sind. Alles ist in größtem Puz, nur findet ein auffallender Unterschied der Kleidung zwischen den Damen des Hofes und den Zuseherinnen Statt. Die letztern sind nach den Gesetzen der laufenden Mode, prächtig und geschmackvoll, jene nach den Gesetzen der Etikette bloß prächtig. Sie tragen nämlich die Hofkleidung, das ist, jene Form und Schnitt des Anzuges, welche der Hof selbst, und alle, die ihn besuchen, bey feyerlicher Gelegenheit tragen. Es ist der Anzug, den vor 20 Jahren alle Damen vom Stande trugen. Reifröcke, lange Manschetten, Schleppler, die hinten bis an den Nacken gehende Falten und vorn an beyden Seiten und an dem Rocke große breite Garnirungen haben. Von dem Kopfspuß, der von Diamanten schimmert, hängen hinten ganze Streifen Spitzen hinab, die abgelassene

Palatines heißen, und ganz eigentlich das wahre Abzeichen des Hofkleides und das Gepräge der weiblichen Apartementmäßigkeit ausmachen. Dieser Anzug bleibt, so viel auch die Hand der Mode und der Geschmack der Damen daran zu verschönern und zu mildern suchte, immer steif und gothisch, und die Kaiserin und die Prinzessinnen sowohl als die Damen tragen ihn nur, wenn sie en forme erscheinen; sonst folgen sie der gewöhnlichen Mode.

Und nun noch ein Wort von den Geschenken, die man sich am Neujahrstag zu machen pflegt. Man kann freylich geben, was man will, aber es ist gewöhnlich, daß das Geschenk einen Bezug auf den Jahreswechsel habe, und also in einem sinnreichen Glückwunsche, einem Almanach, allegorischen Fächer, u. s. w. bestehe. Bei Löschenkohl auf dem Kohlmarkt, bei Eder auf dem Graben, bei Otto in der Kärntnerstraße und andern hängen schon seit 14 und mehr Tagen allerley gedruckte und gestochene Wünsche, Ankündigungen von Almanachen, Kalendern, Fächern, Visitenkarten u. s. w. und lange Reihen von Neugierigen stehn bis weit in die Straße hinein, um die Herrlichkeiten zu besehen und nach Bedürfniß auch zu kaufen. Die Wünsche bestehen aus 4, 6, 8 Zeilen meistens Versen, die einen guten Wunsch, oder einen Sittenspruch, oder einen witzig seyn sollenden Gedan-

ten enthalten, und für alle Stände und Verhältnisse der Menschen, nach allen erdenklichen Bedürfnissen und Umständen verschieden abgefaßt und eingerichtet sind, worüber eine alphabetische Liste, die der Zeitung beyliegt, und auch auf der Auslage des Gewölbes hängt, dem Forschenden nähere Anskunft giebt. Manche sind nur schlecht auf ein Fleckchen Papier oder Seidenzeug gedruckt, und dieß war ihr erster Ursprung. Nun aber haben sich allerley Künste vereinigt, um diesen Zetteln den höchsten Grad von Witzigkeit, (verzeih mir dieß neugeschaffene Wort, aber es drückt so ganz eigentlich den Charakter dieser Blätter aus) zu geben. Das eine stellt z. B. eine Landschaft vor, worin ein Altar mit einem brennenden Herzen steht, du rückst an einem Knoten, der rückwärts an der Karte befestigt ist, und ein Amor auf einer papiernen Wolke schwebt hinter dem Baum hervor, und trägt einen Zettel mit einem sinnreichen Wunsch in der Hand. Auf einem andern ist ein Seestück vorgestellt, das Meer ist ruhig, rechts steht ein Fels, man zieht an einem Faden, und hinter dem Felsen schwimmt ein Schiff mit gespannten Segeln hervor, auf denen das Sprüchelchen steht. Andre stellen eine Urne auf einem Postament vor, man hebt das Stückchen Papier, worauf der

Vordertheil des Postaments gezeichnet ist, in die Höhe, und darunter erscheint, auf einem bunten Seidenflecken der Spruch. Noch andre enthalten die Worte eines ziemlich unbedeutenden Wunsches in sonderbare anscheinende Unordnung versetzt, so daß es Mühe kostet die Regel zu finden, nach der er gelesen werden muß.

Auf den meisten indessen sind bloß gute Wünsche, Complimente, Zärtlichkeiten u. s. w. nach Maaß und Bedürfniß der Schenkenden auf verschiedene Weise, in Landschäftchen oder andern Bildchen angebracht, oder in Schneckenhäuschen, lebzeltenen Kindern, Bonsbons, Rechentafeln, Koffern, Toiletten u. d. g. verborgen. Diese Zettel sind ziemlich theuer, und die gar zierlichen und witzigen kosten oft 10, 12, u. mehr Groschen.

Die Almanache und Kalender sind schon eine etwas elegantere aber auch theurere Art von Geschenk. Sie sind an Inhalt und Aufsenseite unendlich verschieden, und in dieser Verschiedenheit für alle Stände Verhältnisse und Vermögensumstände berechnet. Die Preise sind von 5 Kreuzer bis zu 3 Dukaten. Aber wie denn der Spruch *medium tenuere beati* eine ewige Wahrheit bleibt, so liegt auch hier der wahre Werth und die ächte Schönheit so ziemlich in der Mitte. Die wirklich interessantesten und eleganten Kalen-

der sind die sogenannten Taschenbücher, Almanache, die entweder von außen hereinkommen, als der Genzische, Lafontainische, Beckersche, oder einige nach dieser Form hier verfaßte; z. B. der ganz artige österrische Taschenkalender: Sie zeichnen sich durch nützlichen Inhalt, hübsche Kupferstiche, und einen einfachen, aber geschmackvollen Umschlag oder Einband aus, und kosten vom zwey bis fünf Gulden ungefähr. Was unter zwey Gulden ist, gebürt entweder, ohne alle Ansprüche auf Schönheit, in die Klasse des Nothwendigen, als da sind: Schreibkalender, Toleranzbothe, Fingerkalender u. s. w. oder es sind die unverzierten Exemplare einiger traurigen Geburten des menschlichen Geistes mit elenden Versen, und noch elendern Kupfern aus abentheuerlichen Geister und Hexenromanen. Diese sehr mittelmäßigen oft schlechten Produkte sind es indessen, welche an äußerer Schönheit zuweilen die inhaltvollsten Almanache übertreffen, sie werden mit Spiegel und Tabletten versehen, in Seide, Maroquin, oder Email gebunden, mit Stickereyen geziert, und mit allen dem äußern Schmuck und den Hülfsmitteln ausgestattet, womit mancher Reiche oder Große, der auch nicht mehr inneren Gehalt hat, seine Figur in der Welt geltend zu ma-

hen sucht; sie sind es, die endlich bis zu dem Preise von zehn und zwölf fl. hinaufsteigen. Aus dieser Legion von Kalendern wählt man nun den, der vermöge des Inhalts, der Form, des Einbandes und Preises einem am besten anseht, und dieß ist die galanteste Art von Neujahrsgeschenk, die man bey manchen Personen, zumal bey einer Geliebten bey nahe nicht unterlassen kann. Außer diesen gibt es noch allerley Arten von sinnreichen Kalendern, als: Kalender in Muscheln, Kalender auf einem seidnen Bändchen, in künstlichen Blumen, wo man an einem Blättchen anzieht, und der Kalender auf einem Streifen Papier oder einem Band gedruckt, sich aus den Knospe herauszieht. Auch Sprüche und Wünsche sind auf diese Art in dem Busen der Kinder Florens verborgen.

Jetzt noch ein Wort von den Visitbilletten, welche in diesen Tagen keine unwichtige Rolle spielen. In jedem etwas beträchtlichen Hause sammelt sich ein größerer oder kleinerer Haufe von Visitbilletten, die an Form, Farbe, und Vorstellung unendlich verschieden sind, und einen ziemlich treuen Barometer von dem Geschmacke derjenigen abgeben können, deren Rahmen darauf gestochen, gedruckt, geschrieben, gekritzelt steht. Je weniger auf dem

Billete zu sehen ist, je höher steht der Geschmacks - Barometer bey dem Eigenthümer, und ich will dir einmal eine Classification der Billeten nach diesem Maßstabe aufschreiben:

1. Der bloße Rahme in schöner englischen Cursofschrift gestochen, auf einem Kartenblättchen, das am Schnitte vergoldet ist.
2. Ein leichter Schriftzug um den Rahmen.
3. Dieser Zug schon etwas vervielfacht, und künstlich verschlungen.
4. Eine leichte Einfassung von Linien, Blumen, Arabesquen u. s. w.
5. Die Einfassung wird breiter und schwerer.
6. Ein förmlicher Rahmen wie um einen Spiegel.
7. Eine niedliche Landschaft, oder anderes Bildchen.
8. Ein recht überladenes Bild, schlecht gestochen in einem plumpen Rahmen.
9. Die Vorstellung hat Bezug auf den Glückwunsch.
10. Der Rahme steht an einem sinnreichen Platze, z. B. auf einem Brief, den ein Briefträger bringt, oder auf einem Zettel, den ein auswartender Pudel im Maule hält.

11. Das Bildchen ist illuminirt:

12. Die Karte ist mit einem bunten Streif eingefaßt, das Bild illuminirt, und mit Goldflittern gestickt oder beklebt. Bey den zwey oder drey letzten steht nun wohl der Geschmacksbarometer auf Sturm und Regengüsse.

Wer eben kein Visitbillet zur Hand hat, schreibt seinen Namen auch wohl auf eine Spielkarte, und dieß scheint der Ursprung der Visitbilleten, das wahre billet primitif gewesen zu seyn, von dem die Millionen Arten, die Geschmack, Mode, Luxus hervorgebracht haben, und wovon das Duzend von 5 kr. bis zu 1 fl. und darüber kostet, lauter Ab- und Spielarten sind.

Was ich Dir hier von der Art und Weise am Neujahrstage Glück zu wünschen gesagt habe, gilt nun von allen Rahmenstagen im ganzen Jahre, welche die Wiener mit einer, für den gebildeten Einwohner einer großen Stadt, wirklich übertriebenen kleinstädtischen Aengstlichkeit beobachten. So wird der Josephs, der Annen, Theresen — — kurz alle die Rahmenstage gefeyert, welche vielen Personen zugleich gemein sind, und die sorgsame Beobachtung dieser Feyerlichkeit gehört

in Wien zu den ersten Tugenden der Lebensart, deren Unterlassung von Manchen als eine nicht geringe Sünde angerechnet, und oft eine Quelle von Feindschaft wird.

An diesen festlichen Tagen sind auch bey den Kirchthüren und anderen Plätzen der Stadt die Zelten der Lebküchler aufgeschlagen, wie am Kirchweihfest, und es ist Sitte, besonders bey gemeinen Mann, sich mit Lebkuchen, besonders mit den kleinen viereckigten Fleckchen, die man hier, (ohne daß ich den Ursprung dieses Namens wüßte,) Schiffel nennt, in der heiligen Zahl drey, am Neujahrstag zu beschenken. Der Gebrauch dieser Lebkuchen mag wohl aus dem grauesten Alterthume, und vielleicht noch von den Opfern von Kuchen und Honig der Römer und Griechen abstammen; es wäre zum mindesten nicht der einzige religiöse Gebrauch, der sich mehr oder minder herübergerettet hätte, aber ihm nachzuforschen ist nicht meine Sache, so gern ich auch allenfalls eine wohlgeschriebene Abhandlung darüber lese; vielleicht findet einst ein Antiquar seinen Stoff zu einem Werk über diesen Gegenstand.

Dritter Brief.

Das Müllersche Kunstkabinet. Erste Einrichtung desselben. Zimmer der antiken und moderner Figuren. Das Cabinet der Brazien.

Es sind vielleicht zehn oder zwölf Jahre, daß hier auf dem Stockameisenplatze, und dann später auf dem Kohlmarkte, eine Sammlung wächserner Figuren, welche verschiedne theils lebende theils verstorbene merkwürdige Personen vorstellten, zu sehen war. Jedermann bewunderte die täuschende Kunst, womit diese Wachspuppen das Leben nachahmten, und der Zulauf war sehr beträchtlich, zumal, da eine sehr geschmackvolle Erleuchtung vor den Fenstern der Zimmer, worin die Figuren zu sehn waren, schon auf der Straße die Neugierigen anlockte. Der Künstler Herr Joseph Müller,

wie er sich nannte, erregte nicht minder Aufmerksamkeit, als die Werke seiner Kunst; er war ein Mann von mittleren Jahren, der mit ausgebreiteten Kenntnissen, und geläutertem Geschmack, die feinste Lebensart verband, den große Künstler aus Mangel an Weltton sehr selten besitzen. Viele bemittelte Personen ließen sich oder ihre Lieben von diesem geschickten Manne in Gyps und Wachs abformen, und obwohl seine Preise immer ziemlich hoch waren, hatte er doch beständig Arbeit. Als der Neapolitanische Hof in Wien war, um die Doppelvermählung seiner beyden Prinzessinnen mit unserm jetzigen Kaiser und dem Großherzog zu feyern, gieng Müller mit dem Hof nach Italien zurück, und erhielt die Erlaubniß, alle merkwürdigen Statuen, Vasen u. s. w. die sich in Neapel und Portici befanden, abzuformen. Auch in Rom und Florenz bildete er die vorzüglichsten Reste des Alterthums ab, und kam mit einem köstlichen Schaze von abgeformten Statuen und andern Kunstwerken zurück. Er richtete sich nun in einer prächtigen Wohnung auf dem Kohlmarkt, der elegantesten und gangbarsten Strasse, von der ich Dir einmal mehr erzählen werde, nicht weit von der k. Burg ein. Die Fenster, welche mit Festons von brillantirten Glas-

perlen, mit Transparents, zu Vasen und ähnlichen Dekorationen verziert, und Abends reich beleuchtet waren, kündeten schon von fern den Tempel des Geschmacks an, den man dort fand. Eine schöne Treppe führte in niedliche Zimmer, deren einige den Antiken, andre den Wachssfiguren gewidmet waren. Man konnte nach Gefallen die einen oder andern sehen; der Preis für jede war zwanzig Kreuzer. Als diese Zimmer geöffnet wurden, strömte eine Menge Neugieriger hin, aber die meisten besahen nur die modernen Wachsfiguren und das berühmte Cabinet der Grazien, das zu den letztern gehörte, das zu sehen man aber noch besonders einen Gulden bezahlte. Ich begehrte zuerst die Antiken zu sehen, und man führte mich in ein Zimmer, worin einige etruskische Vasen, Vasen, andre Kunstwerke und einige treffliche Gemälde waren. Das eine war eine Almosenspende, — ein großes Gemälde mit Figuren in Lebensgröße und sehr ausdrucksvoll gemahlt; besonders werde ich nie einen kleinen Knaben vergessen, der mit einem Lamm spielt, und dessen schönes Kindergesicht, und das Leben in den schwarzen Augen unendlich interessant waren. An der Seite hingen zwey lachende Köpfe, die so meisterhaft gemahlt waren, daß

man sie nicht ansehen konnte, ohne vom sympathischen Gefühl ergriffen, mitzulachen. Rechts von diesem Zimmer kam man in ein etwas größeres, worin Büsten von berühmten Personen des Alterthums, von Gottheiten u. s. w. standen. Hier war auch der Laokoön, dieses längst besser als ich es vermöchte, beschriebene und beurtheilte Kunstwerk, Sappho, Alexander, Brutus, Plato, Vespasian, Marc Aurel, Titus, zwey sehr schöne Pallas - Köpfe, zwey außerordentlich schöne Kinder, wovon das eine der Knabe mit kindischer Lust und Muthwillen einen Vogel zwischen den Fingern hält, den er aus dem Neste genommen hat, welches die weinende Schwester, traurig über die Unart des Bruders in der Hand trägt, und viele andre Stücke. Doch muß ich Dir sagen, daß die Eintheilung der Zimmer nie lange dieselbe blieb, und daß sie zu nicht geringer Erhöhung des Vergnügens wie ein Chamäleon ihre Ordnung und Einrichtung wechselten. Bald trat man zuerst in das Büstenzimmer, bald war der Eingang bey den Gemälden, heute fand man diese Statuen und Büsten, das nächstemahl waren andre an ihrer Stelle, kurz es schienen wie auf einem Beete der schönsten Blumen, sich immer neue

zu entfalten, um die Stelle der verblüheten im ewigen Wechsel zu ersetzen.

Von dem Eintrittszimmer links trat man in ein Zimmer, worin mehrere Bildsäulen alter und neuer Zeit, unter andern die schöne Gruppe Amor und Psyche, von Canova (wie ich glaube) stand. Überhaupt mußt Du im voraus wissen, daß ich nichts weniger als Kenner oder Künstler, sondern bloß ein großer Bewunderer, und ignoranter Liebhaber bin. Meine Angaben und Urtheile mögen also wohl oft schief ausfallen. Hier in diesem Zimmer lag der bekannte sterbende Fechter, der gelassen das Leben aus seiner verwundeten Brust quillen sieht, und nur bedacht ist, im Sterben eine schöne Stellung beyzubehalten. Nicht weit von ihm stand der Fechter mit dem Dolche oder Schwert in der Hand, der den linken Arm emporhält, als wenn er sich mit dem Schild decken wollte. Schief gegen ihn über war der zweyte sterbende Fechter, und es schien, als habe er von jenem eben den Todesstoß empfangen. Nichts ist nach meiner Meinung mit dem Ausdrucke in dieser Bildsäule zu vergleichen. Es ist ein schöner Jüngling in der Blüthe des Lebens. Sein Blut quillt aus der breiten Wunde in seiner Brust, seine Kniee brechen,

alle Sehnen scheinen sich loszustrecken, alle Muskeln nachzulassen, alle Bande seines Körpers sich zu lösen. Er sinkt mit schlaffherabhängenden Armen in die Kniee. Man glaubt in dem Stein die vollen Wangen, die blühenden Lippen erblassen zu sehen — jetzt — jetzt wird er ganz zusammensinken, jetzt der letzte Hauch den sanftgeöffneten Lippen entfliehen. Und dennoch ist die Gestalt noch immer schön, und selbst der Tod vermag diese edlen Züge nicht zu verzerren. Ich weiß nicht, was man mehr an dieser Statue bewundern soll, ob die Kunst, die dem Steine dieß Leben zu geben vermochte, oder die Gewalt, die der Mensch über sich ausüben kann, daß er in dem schauerlich wichtigen Augenblick, wo sonst jede Maske fällt, und alle Simulation aufgehören muß, noch an die Schönheit der Bewegung seines Körpers denken, und wenn der Todesschmerz jede Nerve krampfhaft ergreift, noch so viel Besinnung und Kraft übrig behält, um sich mit edlen Anstand hinzustrecken.

Mit erhöhtem Gefühle, und gespannter Erwartung näherte man sich nun der letzten Thüre, welche das innerste Heiligthum verbarg. Die Flügel flogen auf, und man stand auf einmahl in einem schönen Saale, wo hundert Lichter von Brillantgläsern in allen

Farben des Regenbogens gebrochen einen hellen Tag über die erhabenen Götter und Heroengestalten der Vorwelt goßen, die meistens in Lebensgröße oder darüber an den Wänden herum standen. Wie soll ich Dir den Eindruck beschreiben, den diese ehrwürdige Versammlung auf mich machte? ich wähnte mich in die schönen Zeiten Roms und Griechenlands zurück gesetzt, und überließ mich willig dem Sauber, den kein heterogener Eindruck störte. Unmöglich könnte ich Dir alle Statuen und Büsten dieses großen Saales beschreiben, auch ist mein Gedächtniß nicht treu genug, um sie mir alle anzugeben. Nur die vorzüglichsten, oder die mir am merkwürdigsten schienen, will ich Dir aufzeichnen. In der Mitte stand auf einer kleinen Erhöhung die colossale Statue des Consul Balbus zu Pferde, rechter Hand zunächst an der Thüre die Venus Medicis, gegenüber links Venus Callopyge, die kennst Du gewiß schon, denn wer hätte nicht eine gut oder übel gerathene Copie dieser beyden Bildsäulen gesehen, weiterhin rechts ein Philosoph, der die Hand unter den weiten Mantel hüllt, ihn dann fest an die Brust zieht, und einen unnachahmlich schönen Faltenwurf hervorbeingt; eine reizende Flora mit Blumen

befrängt, sie selbst einer halben aufblühenden Blume ähnlich, der schlafende Hermaphrodit, linker Hand eine colossale Büste des Kaisers Lucius Verus, eine Venus victrix, die dem beschämten Amor seine Waffen nimmt, ein Bild voll Würde und Anstand, ebenfalls über Lebensgröße (ich hätte die hohe ernste Frau eher für eine Juno oder Pallas gehalten; in dem neu eingefichteten Kabinette heißt sie auch jetzt Pallas victrix) Antinous ein schöner Jüngling, nur ist nach meinem Gefühle in seiner Miene und Geberde nicht viel Adel und Geist; doch der Mensch, den die Nachwelt bloß als den Liebling eines üppigen Fürsten kennt, ist ja genug, wenn er schön ist. Von dem trunkenen Faun mußte ich meine Blicke mit Abscheu wegwenden, so läuschend ist die häßliche Natur in ihm nachgeahmt. Die Discuswerfer mögen für den Kenner, der die Richtigkeit der Zeichnung zu beurtheilen im Stande ist, sehr interessant seyn, mich ließen sie kalt. Vor der sitzenden Agrippina, die die Hände im Schooß faltet, und mit einem Gesicht voll Geist und verbissener Wuth den Tod erwartet, blieb ich gedankenvoll stehn, vergegenwärtigte mir die letzte Scene dieser berühmten Frau, die Empfindungen, die sie nach dem Charakter, den

ihr die Geschichte gibt, und nach ihren Schicksalen in diesem Augenblick gehabt haben mochte, und fand einen treuen Beleg zu jeder, in einem dieser kalten, verschlossenen, geistvollen Züge. Endlich stand ich vor dem höchsten, was dieser Tempel der Vergangenheit nach meinem Gefühle enthielt, vor dem Vaticanischen Apoll.

Ich bin so wenig Kenner, daß ich gar nicht einmahl weiß, ob der Name des Künstlers, der diese Bildsäule schuff, bekannt ist, oder nicht; aber wenn jemahls Geister höherer Art dem Menschen sichtbar erscheinen, oder es einem Sterblichen vergönnt war, einen Blick in höhere Regionen zu werfen: so muß diesem Künstler in der Stunde der Begeisterung ein Genius erschienen seyn, oder ihm wurden wie Adam bey Gefner die Augen geöffnet, daß er die himmlischen Wesen erblickte. Von Menschen kann er unmöglich die unverkennbare Göttlichkeit dieser Gestalt entnommen haben; so schauen Menschen nicht, so stehen sie nicht da im Gefühl unbeschränkter Kraft, wie dieser Göttersohn. Er zürnt, sein Auge blizt auf den Feind, der wahrscheinlich vor ihm liegt, er scheint ihn so eben der Fernhinteresser mit dem tödtlichen Geschos getroffen zu haben, und dennoch diese Würde, diese Majestät,

diese Ruhe in der angestrengten Stellung, diese Leichtigkeit der Bewegung! Nur ein großer Dichter ist fähig dem großen Bildner gleich zu fühlen, solchen Gemüthern erscheint das Göttliche gleich stark, gleich schön, und sie drücken es nur auf verschiedene Art, jener für diesen, dieser für einen andern Sinn aus; darum glaube ich, daß Klopstock ungefähr ein solches Bild vorschwebte, als er den Todesengel schilderte:

er zog auf der Stirne
Born, wie Wolken zusammen. Vom hohen
treffenden Auge
Strömt er Rache, sein Haupthaar floß
ihm in Locken, der Nacht gleich
über die Schultern, es stand sein Fuß
wie ein ruhender Fels da.

Es versteht sich, daß man statt der schwarzen Locken des Todesengels sich die blonden Haare des Gottes des Tages denken muß; die Bildsäule erinnert aber auch an diesen Unterschied nicht.

Doch genug von diesen Erscheinungen aus einer schönen Zeit und von meinen Empfindungen darüber. Es ist Zeit den Galder Antiken zu verlassen, und aus den Himmeln der blühendsten reichsten Phantasie, und

der hohen Ideale, zu der irdischen Wirklichkeit der treuen Nachahmung einer unverfälschten Natur und des mühsamen Kunstfleißes herabzusteigen. Die Thüren schließen sich hinter uns — die Bilder der Vergangenheit sinken in den Zeitenstrom hinab, und man führt uns in die Zimmer der Gegenwart ein, wo täuschende Wachsfiguren in gewöhnlicher Kleidung und allerley alltäglichen Berrichtungen herumstehen oder stehen. Es ist nicht zu läugnen, daß Hr. Müller die Kunst, die Natur nachzuahmen, und selbst dem Auge eine Art von Leben, und scheinbarer Beweglichkeit zu geben versteht; indessen, sey es Grille, oder Mangel an Kenntniß der Kunst, die mich vielleicht sonst mehr hinreißen würde, ich kann nicht umhin, diese Figuren, die theils bekannte theils unbekante Personen vorstellten, mit der Art von heimlichen Graun zu betrachten, mit welcher ich eine prächtig geschminkte Leiche auf dem Paradebette betrachten würde. Das scheint zu leben, und lebt doch nicht. Du gehst hin und untersuchst die treuen bis ins Kleinste sorgfältig nachgeahmten Züge und Eigenheiten des menschlichen Gesichts, alles trifft zu, die Lippen scheinen feucht zu seyn, die Augen glänzen, die Haare gehen aus der durchsichtigen Haut hervor, es ist, als stündest

Du wirklich vor einem Menschen, und nichts erinnert Dich daran, daß es nur eine Bildsäule ist — nichts als die starre kalte Unbeweglichkeit — das — was den Charakter des Todes ausmacht. Eine schauerliche Idee, die weder durch die lebendige Farbe, noch den Anzug der Puppen verdrängt wird. Weniger unangenehm sind mir indessen jene Figuren weit unter Lebensgröße; denn da erinnert schon das Maß daran, daß wir keine wirklichen Menschen vor uns haben.

Der König und die Königin von Frankreich, Madame Royale, der Neapolitanische Hof, unsere Kaiserliche Familie, mehrere berühmte Kriegshelden, Loudon, Bender, Clairfait, Wurmser, Kaiser Joseph der Zweyte, einige Portraits von berühmten Schönheiten sind in verschiedenen Attitüden und recht täuschenden Gruppen in mehreren schön meublirten Zimmern befindlich, in welchen außer den Bildsäulen noch andere schöne Kunstwerke, als: die schreibende Hand, das künstliche Uhrwerk, das von sich selbst ein großes Turnier vorstellt, einige Zeichnungen und Kupferstiche u. s. w. zu sehen sind. Nun da Du durch die Gegenwart hinlänglich abgekühlt bist, und deine Phantasie mit eingezogenen Fittigen demüthig sich unter den Befehl der klaren Anschauung gefügt

hat, kommst Du an eine verschlossene Thür, und die Aufschrift: Zimmer der Grazien, reizt Deine Neugierde schon vorhinein. Die Thüre geht auf — und Du befindest Dich in einem allerliebsten Kabinette, in dem alabasterne Vasen ein dämmerndes ungewisses Licht verbreiten, das dem Auge so wohl thut, und die Formen in täuschende Halbschatten hüllt. Eine herrliche Flötenmusik, die der Hauch der Liebe zu beseelen scheint, ertönt, ohne daß Du weißt, woher die Saubertöne kommen. Es ist ein Adagio des unvergeßlichen Mozart. Auf einem niedlichen Ruhebette mit Umhängen von durchsichtigen Musselin, die durch Rosenguirlanden emporgeschürzt sind, liegt ein schlafendes schönes Weib, ebenfalls im leichten durchsichtigen Gewande. In einer Ecke steht die Venus Callopyge — oder vielmehr eine sehr schöngeformte Bildsäule nach diesem Modelle in etwas modernisirten Anzuge vor einem Spiegel und besieht — nicht ihr Gesicht. Ein noch himmlischeres Geschöpf sitzt in nachlässiger Stellung neben einem Tische, und betrachtet ein schlummerndes Kind; noch ein paar eben so reizende Gestalten sitzen oder stehen in verschiedenen Stellungen herum, und das alles vom Dämmerchein der alabasternen Lampen umflossen, bey den Tönen der unsichtbaren Musik. —

Des war der Tempel der Wollust, alle Sinne
 wurden gefangen, alles athmete Liebe und
 Verlangen. Hier konnte ich auch die Wachs-
 figuren zwar nicht ganz nahe, aber bey eini-
 ger Entfernung in der ungewissen Beleuchtung
 ohne Widerwillen, ja sogar mit Vergnügen sehen.

V i e r t e r B r i e f .

Das neue Kunstkabinet. Außenseite des Gebäudes.
 Innere Einrichtung desselben. Metamorphose
 des Herrn Müllers.

In dieser Einrichtung und Ordnung einige kleine theilweise Abänderungen abgerechnet, blieb das Kabinet ein paar Jahre. Endlich bekam Herr Müller, der indessen Hofstatuarius geworden war, auf sein Ansuchen die Erlaubniß, ein niedriges Gebäude, welches zur Fortifikation gehörte, und in einer der gangbarsten Straßen, nämlich an jenem Theile der Bastey lag, wo man in den Prater und Augarten, die nächsten und beliebtesten Spaziergänge Wiens

hinausfährt, zu seinem Gebrauch zu verwenden. Das Erdgeschos, welches vorher das ganze Haus ausmachte, blieb wie es war, Herr Müller versah es vorn mit einer Arcade, welche einen bedeckten Gang für die Fußgänger bildete, und setzte zwey Stockwerke in einem sehr schönen Style mit einem platten Dach darauf. Die Mitte, und zugleich den größten Theil des Gebäudes nimmt ein großer Sal, oder vielmehr drey aneinander hängende Säle ein, er geht durch beyde Stockwerke. So lange der Sal inwendig ist, ist auch auswendig an dem Gebäude eine sehr schöne Gallerie, mit Säulen und Nischen, in denen die vorzüglichsten großen Statuen aus Hrn. M. Sammlung stehen. Die Seitentheile oder vielmehr nur die beyden Enden des Gebäudes sind Wohnzimmer, theils für den Eigenthümer der Sammlung, theils für Miethsleute. Die Aussicht von diesem Gebäude ist vorzüglich schön, man sieht über die niedrige gegenüberstehende Bastey die Donau, die ganze Leopoldstadt, (eine der größten Vorstädte Wiens, und beynah selbst eine Stadt auf einer Donau-Insel gelegen) alle umliegende Gegenden bis an das Gebirg, das sich linker Hand hinabzieht. Diese Aussicht ist für mich und solche Menschen, die lieber über das Getümmel hinaus in die freye Welt blicken,

sehr angenehm und so an einem schönen heitern Sommerabende auf dem antiken Balcon zu sitzen und von den schönsten Überresten des Alterthums umgeben, die reiche Landschaft zu überschauen, ist für mich ein unaussprechlicher Genuß. Die meisten Leute indessen, die nebst mir auf dem Balcon sitzen, und deren sind an Sonntagen, wo die galante Welt in den Prater fährt, nicht wenig, schauen nicht so weit hinaus, sondern ganz nahe hinab auf die Straße, und ergötzen sich an dem bunten wechselnden Schauspiele von Phaetons, Whisky's, Kutschen, Reitern und gepußten Leuten, die auf der breiten Straße des Vergnügens gehen, fahren, reiten, um sich im Prater sehen zu lassen, und wieder zu sehen. Ist das nicht im Kleinen eine treue Schilderung dessen, was der Mensch im Großen thut? Er blickt gewöhnlich weiter vor sich als seine Nase reicht, und was sein Nachbar X. und die Nachbarinn B. in ihrem Hause, mit ihren Kindern, Weibern, Männern und Domestiken machen, hat für ihn weit mehr Wichtigkeit und Reiz, als die Ereignisse des großen Weltlaufes, die das Los von Nationen entscheiden, und Ländern eine andere Gestalt geben. Und hat er wohl Unrecht? Sind die Menschen, die das Nächste um sie her gleich-

gültig übersehen und mit ungesättigter Sehnsucht ins Unendliche blicken, besser, oder wenigstens glücklicher? Ich glaube nein. Den gewöhnlichen Menschen interessirt der gewöhnliche Mensch, mit allen seinen alltäglichen Begebenheiten, Leiden und Freuden. In ihm findet er sich selbst wieder, und das kleine Ziel seines Strebens liegt dicht vor ihm. Wie die Leute froh sind, wenn Eins heirathet oder stirbt oder einen Narrenstreich begeht! wie sie das beschäftigt, wie es ihre Phantasie erfüllt, wie sie zu einander laufen, sich die Bemerkungen mittheilen, neue Anekdoten sammeln, und um vieles reicher zu einem Dritten eilen, um dort wieder ihre Waare umzusehen, und aufs neue im Tausch zu gewinnen! Sind Sie nicht glücklich? glücklicher als jener Mensch mit einem heißen Herzen, der sich Ideale träumt, die diese Welt nie gewährt, und indem seine Blicke sehnsuchtsvoll auf die Zukunft oder mit süßer Wehmuth auf die Vergangenheit gerichtet sind, jeden Augenblick den Fuß an die Steine der Gegenwart stoßt? Aber sieh! da lasse ich Dich schon so lange auf dem Balcon stehn, und vergesse ganz, daß ich Dir ja nicht die Aussicht und die Neugierigen neben mir, sondern die Sammlung von Kunstwerken innerhalb des Gro-

häudes zeigen wollte. Je nun ich finde die Verbindung von den Steinen der Gegenwart, und dem Traum der Vergangenheit nicht so übel — denn bereite Dich nur auch, in diesem Saale, wie oft in der Welt, durch die Wirklichkeit aus einem schönen Wahn gerissen zu werden. Wir steigen eine prächtige breite Treppe hinauf, die Thüren öffnen sich, Du stehst in einem schönen Sale, der durch zwey Stockwerke geht, und um welchen oben eine Gallerie mit antiken Büsten besetzt herumläuft. — Lustige Arcaden trennen die drey Säle, aus denen er besteht, und lassen das Auge ungehindert bis an das entfernte Ende blicken. Aber wie sehr wird die Erwartung des hohen Genusses getäuscht, wozu der schöne Styl des Hauses, und die Statuen außen auf der Gallerie Dich zu berechtigen schienen! Gleich am Eingang stehn zwey Statuen zu Pferde, die eine ist der Consul Balbus den wir schon kennen, die andere, eben diese Figur mit dem Kopf des Feldmarschalls Gr. v. Lascey. In der Mitte hinauf an einem Tische sind zwey wächserne Frauenzimmer im modernen Anzuge beyde Porträts; eine von ihnen sitzt, die andere steht und hält sehr artige Verse, die von einem Frauenzimmer auf das ehemahlige Kabinet, wie es auf dem Kohlmarkt zu sehen

war, verfaßt wurden, in der Hand. Und so geht es nun der Reihe nach zu beyden Seiten des langen Saales fort, wo alle Figuren, die einst in den drey verschiedenen Abtheilungen des ehemaligen Kabinetts zu sehen waren, vermischt untereinander stehn. Antike Statuen und Wachsfiguren im heutigen Anzug; Büsten von Philosophen, und Wachsporträts in Glascränken, schöne Tische von Mahogany und andern Holz, artige Schränke, auf und in denen allerley Kunstwerke und Raritäten stehn, ein Crucifix und hebräische Vasen, Handzeichnungen und antike Reliefs, Bouquets künstlich aus Wachs geformt und steinerne Früchte, Apoll und die Kaiserinn von Rußland, einige Feldmarschalle und Venus Medicis, zwey zum Schrecken natürlich nachgeahmte alte Weiber und Antinous, ein Paar vergoldete Bildsäulen und Laudons Grabmahl mit artificiellen Bäumen und Buschwerk fast wie eine Theaterdecoration geziert, das alles steht in buntem Gemisch durcheinander, und stört wechselweise den Eindruck, den jedes Einzelne machen könnte. In der Mitte ist ein herrlicher Triumphwagen, worauf der Kaiser und Kaiserinn in Wachs sehr gut getroffen sitzen, über ihnen schwebt von geschliffenen Glaskorallen ein Herzoghut, der, wenn ich

nicht irre, zugleich ein Luster ist. Um den Wagen stehn sechs oder acht Frauenzimmer ebenfalls von Wachs in verschiedenen Stellungen, welche die Kronen und Reichsinsignien tragen, es sind lauter Porträts. Dem Triumphwagen gegenüber ist eine hübsche Gruppe; Erzherzog Carl in voller Rüstung, dem Pallas (das Porträt der Lady Hamilton) den Lorberkrantz reicht, die Muse der Geschichte, die seine Thaten aufzeichnet, und noch eine andre allegorische Figur. Beyde sind wieder Portraits; unten steht, als betrachtete er die Gruppe, Admiral Nelson mit einem Mohrenknaben. In der letzten Abtheilung des Saales steht der verstorbene Erzherzog Palatinus in Lebensgröße in reicher ungarischer Kleidung zu Pferde in einem Glasschrank, der wie ein Kappellchen ausieht, und den das Pferd, wenn man sich es belebt vorstellt, wie es denn der Künstler will, und auch durch die treue Nachahmung dazu berechtigt, bei dem ersten Schritt, wozu es den Fuß bereits hebt, zertrümmern würde. Sieh, so sieht das Kunstkabinet, das einst dem Kenner und Liebhaber so vollen reichen Genuß gewährte, jezt aus. Wo ist nun das erhabene Musäum, die Versammlung des Schönsten und Edelsten, das von jenem goldnen Zeitalter

der Künste übrig blieb? wo sind die artigen Gesellschaftszimmer mit festgezauberten Herren und Damen, die sich im nächsten Moment bewegen zu wollen schienen, und wo man so manchen alten Bekannten traf? wo das wolustathmende Cabinet der Grazien? Alles durcheinander geworfen und verwirrt, kein Eindruck mehr bleibend, keiner einfach, keiner angenehm, Antik und modern, nackt und bekleidet, Stein und Wachs, Chemisen und Togen, Prinzen und Götter, alles hat ein feindseliger Dämon durcheinander gerüttelt und auf gut Glück wie es ihm im bunten Gemisch in die Hand kam, aufgestellt. Mit dem unangenehmen Gefühl getäuschter Erwartung verließ ich den prächtigen Sal, und sehnte mich mit fruchtlosen Wünschen nach den stillen Zimmern, wo ich einst so viel Freuden genossen hatte.

Es kann indessen seyn, daß Herrn Müllers Speculation bey dieser Vermischung der Modernen und Antiken und den bunten Decorationen nicht so übel war, indem er so mehr Zugang zu haben hoffte, der bey den Antiken, da sie noch allein waren (nicht zur Ehre der Wiener) immer sehr klein war, und dann wäre freylich nichts anders zu thun, als seine Maß-

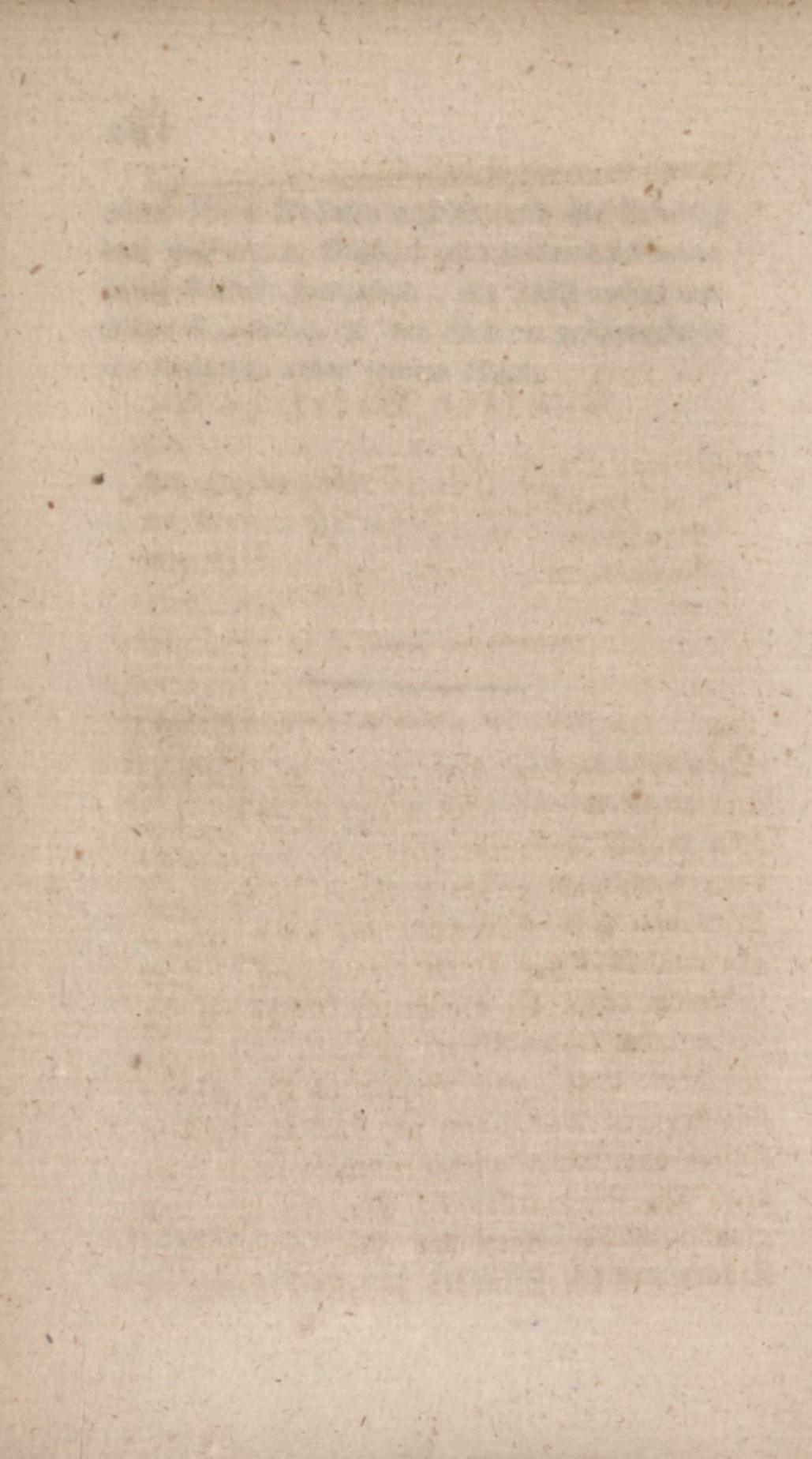
regel zu billigen, und die Wiener zu bedauern, wenn sie wirklich aus Mangel an Kunstsinne, ein solches Potpourri angenehm finden könnten.

Das neue Kunstkabinet blieb nun ein Jahr und drüber in diesem Stande, als sich auf einmal mit dem Inhaber desselben eine merkwürdige Veränderung zutrug, und auch einige Zeit zur Nouvelle du jour und einem Gegenstand der Bewunderung für die Wiener wurde. Du wirst dich erinnern, daß ich Dir in meinem letzten Briefe schrieb, daß Herr Müller sich durch einen besondern Anstand und seinen Weltton auszeichnete. Es gab viele Menschen, die schon damahls muthmaßten, daß hier ein Geheimniß verborgen, und Herr Müller zu etwas Höherem geböhren, oder wenigstens erzogen sey, als er jetzt schien. Ja es gab Manche, die es ausdrücklich wissen wollten, Herr Müller sey ein gebohrner Cavalier, der durch unbekante Verhältnisse oder Unglücksfälle dahin gebracht worden sey, sich als Künstler sein Leben zu erhalten, und die Achtung, die seine Kenntnisse einflößten, wurde durch die Betrachtung noch vermehrt, wie gut er seine Zeit damahls, als er vielleicht glänzendere Aus-

sichten gehabt hatte, angewendet haben mußte, um in trübereu Tagen sich durch Kunst und Kenntnisse Brod, und mehr als das, sogar Wohlstand erwerben zu können. Vor andert-halb Jahren ungefähr legte Herr Müller auf einmal die Maske ab, die ihn so lange vor den Augen des Publicums verhüllte, er erklärte sich als einen Grafen von Deym und vindicirte seinen Adel; der Kaiser machte ihn zum Kammerherrn, und er heurathete eine Dame. Wie viele Söhne von Großen und Reichen mag es wohl geben, die wie Graf von Deym alles, was sie brauchen, in sich selbst finden, und von Rang, Titel und Reichthümern entblößt, durch Kenntnisse und Charakter selbstständig dastehn, die Achtung der Welt verdienen, und dem Schicksal selbst ein günstigeres Los abkämpfen können, und wie gut wäre es in diesen Zeiten schneller Glückswechsel und unvorgesehener Ereignisse, wenn jeder Mensch, sey er von reichen oder armen, vornehmen oder geringen Eltern geboren, so erzogen würde, daß er die Quelle seines Wohlstandes bloß in sich finden, und des falschen Lächeln des Glückes zu entbehren im Stande wäre.

Graf Deym hat indessen sein Kabinet nicht aufgegeben, es wird noch immer zwar nicht

unter seinen Namen gezeigt, und die Arbeiten
 des Poffierens, Sießens und Abformens unter
 seiner Aufsicht fortgesetzt. Er selbst wohnt mit
 seiner Gemahlinn in den schönen geschmackvol-
 len Zimmern neben seinem Saal,



Fünfter Brief.

Annäherung des Feindes. Verteidigungsanstalten. Verbannung der Fremden. Angst der Einwohner. Erscheinung des Erzherzogs Karl in Wien. Waffenstillstand.

Jan. 1801. an der Mährischen Grenze.

Du wirst Dich wundern, wenn Du das Datum dieses Briefes lesen wirst, zu finden, daß dein Freund Wien verlassen, und die geräuschvolle Hauptstadt gerade in ihrem glänzendsten Zeitpunkte dem Carneval, mit einem traurigen unansehnlichen Dorfe vertauscht hat. Aber lieber Wilhelm, die Ansicht der Dinge hat sich seit meinem letzten Briefe gewaltig verändert, und Gott weiß, von wannen ich Dir meinen nächsten schreiben, und ob und in welchem Zustande ich Wien wieder einmahl sehen werde. Du stehst erstaunt, Du lächelst, und glaubst wieder einen von den gewöhnlichen Träumen deines Freundes zu lesen? Leider ist

es mehr als Traum, es ist traurige angstvolle Wirklichkeit. Die Franzosen sind nach der unglücklichen Schlacht bey Hohenlinden unaufhaltsam vorgedrungen, haben ganz Osterreich ob der Enns besetzt, wo sie ungeheure Requisitionen ausschreiben und die armen Einwohner unaussprechlich ängstigen und quälen, sind endlich bis in Unterösterreich, 4 bis 5 Posten von der Hauptstadt, vorgerückt, und haben Alles in Furcht und Schrecken gesetzt. Du wirst wissen, daß Wien eine Festung ist; aber diese Festung, über deren Stärke oder Schwäche ich Laze nicht zu urtheilen wage, macht bey weitem den allergeringsten Theil der ganzen Hauptstadt aus. Sie ist fast rund herum bis auf jene Seite, die an die Donau stößt, mit einem weiten freyen Platz umgeben, der das Glacis oder die Esplanade heißt, und mit schönen Alleen von Kastanien und Acacienbäumen nach allen Richtungen durchschnitten ist, welche besonders im Frühlinge, wenn das üppige Grün der großen dazwischen liegenden Wiesenplätze noch durch Staub und Sonnenhitze nicht versengt worden ist, einen reizenden Anblick gewähren, und den ganzen Sommer hindurch eben so viel zur Bequemlichkeit der Ein- und Ausgehenden, als zur Verschönerung der Ansicht beytragen. An diese Esplanade, die vermöge den Befehlen der Fortification nirgends unter 1000 Schritt

breit seyn darf, schließen sich die reichen schönen Vorstädte mit ihren zahllosen Pallästen, Gärten, öffentlichen Gebäuden und Anstalten in einem prächtigen Kreise an, dessen Peripherie sich sehr weit und sehr ungleich hinaus erstreckt, und am äußersten Ende von den Linienwällen begrenzt ist, welche um die Vorstädte herum bis an die Donau laufen, die denn den großen Cirkel schließt. Die eigentliche Stadt oder Festung liegt also wie ein köstlicher Kern in einer vierfachen Schale oder Einfassung, deren erste und innerste die Festungsmauern, die zweyte das Glacis, die dritte die Vorstädte, und die vierte die Linien ausmachen. Die Vorstädte nehmen, wie Du denken kannst, vier und vielleicht sechs Mal so viel Raum ein als die Stadt selbst, und manche übertreffen sie an Schönheit, Breite und Reinlichkeit der Straßen, Eigenschaften, welche den Straßen der Stadt im hohen Grade fehlen.

Bey der Annäherung des Feindes wurden nun so wie vor vier Jahren alle Anstalten gemacht, um die Festung und die Linien in Bertheidigungsstand zu setzen, und gerade diese Anstalten waren es, welche den Bewohnern Wiens so großen Schrecken verursachten. Erstens sahen sie daraus, daß selbst jetzt in dem äußersten Falle noch keine sichere Hoffnung zum Frieden sey, und zweytens mußten die Ein-

wohner der Vorstädte die Zerstörung ihrer Häuser, die Einwohner der Stadt die Schrecken einer Belagerung, und beyde endlich die Verwüstungen und Plünderungen eines erbitterten Feindes befürchten. Alle Fremden wurden von Wien entfernt. So traf auch mich das allgemeine Loos; ich wandte mich nach Mähren, wohin nebst Böhmen und Gallicien uns armen Vertriebenen der Weg offen stand, aber stelle Dir meine verdrießliche Lage vor, als ich in keiner beträchtlichen Stadt eine Unterkunft finden konnte, indem in jeder derselben bereits alle Quartiere für die sehr zahlreiche kaisert. Familie und ihren Hofstaat aufbehalten wurden. Die beyden andern Provinzen waren mir zu entlegen, und ich zog es also vor, in diesem kleinen Dorfe zu bleiben, wo ich bey dem herrschaftlichen Verwalter, den ich einst zufällig in Wien kennen lernte, und mir durch eine kleine Gefälligkeit verband, ziemlich gut bewohnt bin, und was mir auch den elendesten Aufenthalt erträglich machen würde, mit Liebe und Nachsicht behandelt werde.

Obwohl ich also Wien eben in einem Zeitpunkte verlassen mußte, der mir überflüssigen Stoff zu Neuigkeiten und Beschreibungen für zwanzig Briefe gegeben hätte, so habe ich doch genug gesehen, um Dir einen ziemlich anschaulichen Begriff von dem Zustande dieser Stadt

in diesen Tagen des Jammers zu machen. Der Graf v. Lehrbach, der vor vier Jahren in Tyrol die oberste Verwaltung führte, wurde jetzt zum Hofkommissär in Oesterreich ernannt, und alle Anstalten seiner Direction übergeben; die Landesregierung hielt permanente Sitzungen; die erste Abtheilung der ungarischen Insurrection, nämlich die *Levée en masse* der ungarischen Nation, die schon vor einiger Zeit organisirt worden war, bekam Befehl über die Grenze zu marschiren, und rückte achtzehn tausend Mann an Fußvolf, drey tausend an Reiterey stark in Oesterreich ein; (beyläufig gesagt, die Kavallerie ist sehr hübsch, aber die Infanterie meist unansehnlich,) die Bagage, die überflüssige Artillerie, die Kanzelleyen wurden fortgeschickt, auf den Wällen und in den Stadtgräben Tag und Nacht gearbeitet; die Brücken wurden mit Rädern und mächtigen Seilen zum Emporziehen gerichtet, Kanonen auf die Wälle geführt, Provisionen aller Art in die öffentlichen Gebäude, Kirchen, Schulen u. s. w. gelegt, die Linienwälle ausgebeffert, und vor denselben Schanzen angelegt, woran sechs tausend Menschen Tag und Nacht arbeiteten. Ein Theil des Hofes war schon fort, viele Fremde hatten sich auf Befehl eiligst entfernt, das Aufgeboth wurde wie 1797 ausgeschrieben, die Bürgerwachen zogen statt der Garnison auf, der Erz-

Herzog Karl näherte sich mit seiner Armee der Hauptstadt, das Hauptquartier war nach Schönbrunn angesagt, der Feind stand an der Erlaph, ein Fluß, der 4 1/2 Post von Wien hinter MÖlk in die Donau fällt, und alles schwebte in ängstlicher Erwartung des furchterlichen Streiches, der dem Wohlstand, der Ruhe, und vielleicht dem Leben vieler Einwohner Wiens ein Ende machen sollte. Auf einmal erschien am 27ten December um zehn Uhr früh der Erzherzog Karl als Retter und Friedensbothe in der geängsteten Stadt, und brachte die Nachricht von einem dreyßigtägigen Waffenstillstand. Du kannst Dir den Jubel und die laute Freude des Volks nicht vorstellen, als er, der längst geliebte und verehrte Erzherzog, der Abgott der Armeen, der Stolz und die Liebe des Volkes, der schon 1796 bey Schwarzenfeld und Würzburg der Retter seines Vaterlandes gewesen war, nun mit der Botschaft voll froher Hoffnung in Wien erschien. Als er zu seinem Oheim, dem Deutschmeister E. Maximilian in die Singerstraße fuhr, und sein Kutscher aus Unkunde des Weges auf den Stephansfreyhof *) gerieth, umringte das Volk, das ihn schon von der Burg aus mit lautem Bivat-

*) Der freye Platz um die ehrwürdige Domkirche, der einst wirklich ein Kirchhof war.

rufen begleitet hatte, den Wagen, küßte in dankbarer Freude, Pferde und Räder, und trug den Erzherzog bey nahe die Treppen hinauf. Kein fühlender Mensch konnte diesen Ausbruch reiner Volksliebe und Dankbarkeit gegen einen so würdigen und verehrten Gegenstand, der selbst die Hochachtung des Feindes in dem höchsten Grade besitzt und verdient, ohne freudige Rührung mit ansehen. Man erzählt, als er vor drey Wochen nach langer Entfernung wieder zur Armee kam, knieten die Soldaten vor ihm nieder, und rupften, um ein Andenken von ihrem geliebten Feldherrn zu haben, jeder ein Büschel Haare aus der Wildschur des Prinzen, und steckten sie auf ihre Kasquen, bis die Wildschur ganz kahl war, und der gerührte Erzherzog versicherte, er werde diesen kahlen Pölz ewig als ein Andenken von der Liebe der Truppen aufbewahren. Sieh, Lieber! so schrecklich unsere Zeiten waren, und noch sind, so ist es doch auch ein sehr hoher Genuß, und eine Art von Vergeltung für die Leiden, die unsre Generation treffen, Zeitgenosse eines solchen Mannes zu seyn, ihn persönlich zu kennen, und die erhabenen und mächtigen Wirkungen eines solchen Geistes zu beobachten, der einst in der spätesten Geschichte durch seine Tugenden und Geisteskräfte ein Stern der ersten Größe glänzen wird.

Am folgenden Tage mußte ich auf wiederholten Befehl Wien verlassen, und kann Dir also nichts von den Auftritten erzählen, die sich vielleicht nach meiner Abreise zugetragen haben mögen.

N. S. So eben kommt mein guter Hauswirth, und bringt mir die frohe Nachricht, daß man in Wien allgemein vom Frieden spreche, und ihn mit Grunde hoffe. Gott gebe es.
Adieu.

Sechster Brief.

Redoute. Außenseite derselben. Innere Einrichtung. Seufzerallee. Masken. Abwechselnde Auftritte. Deutsche Tänze. Prenez garde. Annäherung des Morgens. Geheime Absichten bey Besichtigung der Redoute. Intriguen. Prächtiger Freyball im vergangnen Jahr.

P. Jänner 1801.

Ich bin noch immer in meinem Exil; aber die ungewöhnlich heitere und nicht sehr kalte Witterung verstatet mir die Annehmlichkeiten, die die freye Natur ihren Freunden, auch in ihrem Winterschlummer darbiethet, zu genießen. Ich durchstreife an sonnigen Mittagsstunden die weiten Ebenen, und hohle mir Gefühl der Kraft und Gesundheit in der stählenden trockenen Winterluft. Die Gegenden sind aber nichts weniger als schön, und mögen selbst im Frühlinge keine sonderlichen Reize haben. Die übrige Zeit, und deren ist viel,

wird mir, da ich meine Bücher und Schriften theils in Wien zurückließ, theils, in der Hoffnung bald wieder umkehren zu können, nicht auspacken mag, zuweilen herzlich lang, und Du kannst also erwarten, daß ich jetzt recht fleißig schreiben werde, und da eben der Fasching kommt, in meinen Gedanken mit Dir die Carnevals-Belustigungen vergangner Jahre wiederhohlen und genießen werde, wozu die Zeitumstände heuer leider wenig Hoffnung geben. Der Friede ist entweder noch nicht geschlossen oder noch nicht publicirt, die Anstalten gehen zwar etwas langsamer, aber noch immer fort, doch sind die Schanzarbeiter vor den Linien abgeschafft, und man sagt, daß auch das Wieneraufgeboth eingestellt werden soll.

Komm also du Gefährtinn einsamer Stunden, holde Phantasie, und führe meinen Geist in die rauschende Kaiserstadt zurück! Vernichte durch einen Schlag deiner Zauber, ruthe alle Bilder des Kriegs und der Belagerung, und stelle mir Wien vor, wie es sonst in glücklichen Zeiten, in den lustigen Tagen des Faschings aussah! Es ist billig, daß ich bey Beschreibung der Faschingsunterhaltungen den Anfang mit den ersten glänzendsten und vornehmsten, den Redouten mache. An einer Seite der kaiserlichen Burg liegt ein viereckigter Platz, Josephsplatz genannt, der von

drey Seiten durch ein prächtiges zwey Stockwerk hohes und massives Gebäude eingeschlossen ist, dessen Fronte oder mittlerer Theil die kaiserl. Bibliothek, der linke Flügel das neue Naturalienkabinet, der rechte die Redoutensäle enthält. Von diesen Gebäuden als Werken der Kunst, vom Kabinet und der Bibliothek ein andermahl weitläufiger; wir halten uns jetzt bios in dem rechten Flügel auf, der durch Gänge und Communicationen mit den Apartments der kaiserl. Familie zusammenhängt, und so wie das ganze Bibliotheksgebäude, die Reitschule und das Theater eigentlich zur Burg gehört. In diesen Redoutensälen giebt der Hof jeden Sonntag des Carnevals, und in den letzten Wochen auch noch ein paarmahl in der Woche maskirte Bälle, wo Jedermann, der anständig gekleidet oder geziemend maskirt ist, gegen den Eintrittspreis von zwey Gulden erscheinen kann. Der Eingang zu den Sälen ist im Anfange prächtig, durch hochgewölbte Corridors und über eine schöne Treppe, weiter hinauf aber wird er unansehnlicher, und der eigentliche Eintritt in den Saal geschieht durch ein kleines unscheinbares Vorkemach, wo man bezahlt, und das um einige Stufen niedriger ist, als der Saal, und die Masken durch eine mittelmäßige Thüre ohne alle Decoration in den Saal einläßt. Dieser Saal,

der große genannt, der vierzehn Klafter lang und sieben breit ist, durch zwey Stockwerke geht, und von tausend Lichtern erleuchtet, mit unzähligen Menschen in Masken und eigenen Kleidern angefüllt ist, die wie eine Fluth sich unaufhörlich vor den Augen des erstaunten neuen Ankömmlings bewegen, macht für das erstemahl einen sehr guten Eindruck. Um den Saal läuft oben eine hervorspringende Gallerie herum, unter der drey Reihen Sitze über einander befindlich sind. Am Ende des Saales führt eine hübsche doppelte Treppe auf die Gallerie und in einen Sallon, dessen Länge die Breite des großen Saales ist, und in welchem man allerley Erfrischungen, Konfituren u. s. w. für Geld haben, und auch die hier erlaubten Spiele, das heißt alle Commerce-Spiele, spielen kann. Hinter der offenen Gallerie läuft rechts, wenn man aus dem Spielsaale (der aber hier im Verhältniß mit dem ungeheuren Tanzsaal nur das Spielzimmer heißt) tritt, eine bedeckte Gallerie oder Corridor hinab, der weniger beleuchtet ist, und dieser begünstigenden Dämmerung wegen die Seufzerallee heißt, eine Benennung, die in Wien an mehreren öffentlichen Orten, einem einsamen oder romantischen Plätzchen gegeben wird. Ihre Bedeutung werde ich Dir wohl nicht erklären dürfen, denn ein einziger Blick auf die Gruppen, die

man in der Seufzerallee hier und da antrifft, würde auch dem unwissendsten Provenzalen oder Novizen eine vollständige Kenntniß verschaffen, und kein rechtliches Weib oder Mädchen wird sich in diesem Gange und den daranstoßenden Zimmern mit einem jungen Manne allein aufhalten oder niedersetzen. Von diesem Gange kömmt man auch in die Souperzimmer, die aber, weil sie weder eine Enflade bilden, noch besonders geräumig oder schön sind, keinen sonderlichen Effekt machen; durch die Souperzimmer gelangt man endlich innerhalb des Gebäudes über eine kleine Wendeltreppe bis an das Ende des sogenannten kleinen Saales, der von dem großen durch zwey übereinander befindliche Gänge getrennt ist, wovon der untere zwey oder drey große Eingänge in jeden Saal, der obere eben so viele Fenster mit der Aussicht in die beyden Tanzsäle hat, und der Seufzerallee und der offenen Gallerie zur Fortsetzung und Communication dient. In jedem Saale ist ein wohlbesetztes Orchester auf einer Anhöhe angebracht, das meistens sehr schöne Menuets und Deutsche, die jährlich von den berühmtesten hiesigen Compositeurs dazu verfertigt werden, aufführt. Der kleine Saal ist ebenfalls so verziert und beleuchtet wie der große, wird aber nur, wenn die Redoute recht voll ist, geöffnet. Hier ist die Musik meistens besser, wo-

von ich aber keine Ursache weiß; vielleicht sind durch Zufall mehr geschickte Leute in die, ein Orchester, oder der Saal ist besser nach den Regeln der Acustik gebaut. Hinter dem kleinen Saal ist wieder ein Zimmer für Erfrischungen, und hier ist auch der Eingang für den Hof, und alle in der Burg wohnenden Personen. Von dem untern Gange, der die beyden Säle trennt, kommt man über eine Treppe in die Zimmer hinab, wo man Kaffee, Thee, Punsch u. s. w. bekommt, und hier ist wieder eine Communication mit den Soupeezimmern. Du wirst aus der ganzen Beschreibung wohl sehen, daß das Locale nicht sehr prächtig ist, und das Innere der Redoute der äußern architectonischen Schönheit des Gebäudes nicht entspricht. Es scheint, als ob im Anfange nur die beyden wirklich prächtigen Säle, das Spiel- und Spiegelzimmer, die in einer Reihe mit ihnen liegen und zusammen ein Ganzes ausmachen, für die Redoute bestimmt gewesen, und die Seitenzimmer nur nach und nach von dem Hofe zur Bequemlichkeit der vermehrten Volksmenge dazu gegeben worden wären. Da ist Treppe auf, Treppe ab, hier ein schmaler Gang, da ein paar Zimmer, dann wieder ein paar Stufen und noch ein paar Zimmer, mit einem Wort, das Ganze macht bey weitem den Eindruck nicht, den es machen würde,

wenn dieselbe Anzahl von Gemächern, Gallerien und Abtheilungen zu einem schönen Ganzen vereinigt, und zu dem Endzwecke, den sie nun erfüllen, gebaut zu seyn scheinen würden. Doch so lange man in den geräumigen hellbeleuchteten Sälen unter einigen tausenden theils prächtig, theils niedlich angezogenen, oder maskirten Menschen sich herumdrängt, vergißt man auf die mindere Schönheit der Nebenzimmer, ja man ist oft sehr froh, wenn die Redoute voll ist, in diesen unscheinbaren Nebenzimmern ein kühles Plätzchen zum sitzen und ausruhen zu finden. Die meisten Menschen beyderley Geschlechts gehn unmaskirt, in ihren gewöhnlichen Kleidern und freyem Gesicht, nur war es Sitte ein kleines Abzeichen von Maske, und wäre es auch nur ein Kartenblatt oder ein Duodezlärvchen, die man zu diesem Gebrauch eigens verfertigt, auf dem Hut oder am Arme zu tragen.

Die Masken bestehen aus Charakter, National, oder Caprice Masken, Calenders, Fledermäusen, Zuckerhütthen, einigen Dominos, aber am häufigsten aus Tabarros oder sogenannten Venetianermänteln von weissen, grauen oder schwarzen Tafet, meistens aber schwarz, über die man eine Bautte oder kleines rundes Mäntelchen von Spitzen oder Gaze trägt. Dieß ist die allergewöhnlichste Maske

rechtlicher und anständiger Männer, und wird auch zuweilen von Frauenzimmern mit einem dreyeckigten Mannshuthe getragen. Es mag seyn, daß hier und da ein schelmisches Mädchengesicht durch diese männliche Tracht gewinnen mag; mir gefällt sie aber nicht. Der dreyeckigte Huth giebt auch dem fittsamsten Gesicht etwas kühnes und unternehmendes, der weite Mantel verhüllt den Wuchs, und das Bischen erhöhte Frische und Weisse, das die schwarze Umgebung dem Gesichte und Halse giebt, wird nach meinem Gefühle durch das Ansehen von Frechheit und Unweiblichkeit, das dieser Tracht ganz besonders eigen ist, weit überwogen. Calenders, eine Art leinener Schlafrocke mit weiten Ärmeln und einer Capuze, die durch einen Gürtel zusammengehalten werden, sind eine sehr gewöhnliche und bequeme Maske für beyderley Geschlechter; weil man sie über die Kleider anziehen, und in einer Nacht auf diese Art in mehreren Gestalten erscheinen kann; sie sind von allen Farben, dienen aber zu nichts, als zum Vermummen, indem sie auch den schönsten Wuchs entstellen, und überhaupt einen unangenehmen Eindruck machen. Eben so sind die Fledermäuse, Zuckerhütte und alle ähnliche Masken, welche nicht einmal das Geschlecht der maskirten Person mit Sicherheit bezeichnen, die Leute meiz-

stens mit Verfolgen und einem durchdringenden Geschrey, das ganz eigens zu diesen Masken gehört, plagen, und oft zu Unanständigkeiten Veranlassung und Deckmantel sind. Auch sagt man, daß sie unter der Regierung der Kaiserinn Maria Theresia so wie alle in Männer verkleideten Weiber, oder in Weiber verkleideten Männer verbothen, und wenn sie erschienen, abgeschafft wurden.

Überdies giebt es noch manche komische Masken; Zauberer und Zauberinnen, Schulmeister, Schornsteinfeger, Bauern und Bäuerinnen, die sogenannten Cris de Vienne, die Du aus den gestochenen Blättern kennst, alte Weiber, Personagen aus bekannten Theaterstücken sind unter diesen noch die bessern, aber es sind auch oft sehr verunglückte Gedanken darunter, z. B. Kranke, Windelkind, u. s. w. Zuweilen giebt es indessen einige recht artige Masken, Ritter und Ritterinnen, Sultanninen, reizende Marchandes de Modes, die aus eleganten Körbchen Bonbons oder Seidenbändchen, andere zierliche Masken, die gedruckte oder geschriebene Verse, oder wohl gar kleine Galanteriewaaren, Bonbons, Früchte u. s. w. austheilen. Diese Masken sind aber äußerst selten, weil sie eben so viel Geld als Geschmack fordern. Vor einigen Jahren zeichnete sich, wie man mir ers

zählt, der junge russische Fürst Czernizew aus, der auf der Redoute sehr viele und mitunter theure Galanterie und Puffsachen unter die Masken verschenkte. Alle diese Masken, und noch viel mehr unmaskirte Personen drängen und treiben sich in den beyden Sälen und den Seitenzimmern auf und ab, und eine sehr volle Redoute giebt gewiß ein interessantes Schauspiel. Alle Augenblicke streift eine oder die andere hübsche oder groteske Maske vor Dir vorbey, und ehe Du sie betrachten konntest, kommt schon wieder eine andere, oder der Schwarm drängt Dich seitwärts, und entzieht Dir ihren Anblick. Du willst ihr nachgehen, aber ein durchdringendes Kreischen, der gewöhnliche Ruf der Calenders zieht Deine Aufmerksamkeit auf sich, und sieh, es kommen drey oder vier solcher Masken in einander eingehängt, und machen sich ungestümm Platz, und verfolgen ihre unmaskirten Bekannten mit räthselhaften Reden, und Anspielungen.

Raum hast Du ihren oft witzigen oft schalen Scherzen eine Weile gehorcht, so wird es plöblich leer um Dich, und alles läuft auf eine Seite zu; Du willst endlich auch hin, und siehst einen Zug gleichgekleideter Maskenpaare, die im Saale herumgehen, und dann einen Tanz aufführen werden. Du stellst Dich an einen Ort, wo Du sie bequem sehen

kannst — aber in dem Augenblicke weicht alles ehrerbietig auseinander, und macht dem Hofe Platz, der maskirt oder unmaskirt, mit seinem Gefolge durch den Saal spaziert. Jetzt erblickest Du einen Bekannten, den Du gerne sprechen möchtest, aber eh Du ihn erreichen kannst, hat Dich der Schwarm von ihm getrennt, und Du kannst nun zuweilen die halbe Nacht an allen Orten herumgehen, ohne ihn zu finden, weil die Weitläufigkeit des Platzes und die Menge der Menschen nur immer einen sehr kleinen Raum zu übersehen gestattet. Mitten in Deinen aufmerksamen Nachforschungen fällt auf einmahl die Musik von dem pathetischen Menuet in den rauschenden Walzer ein, alles fliegt aus der Mitte wo die Menuets getantz werden, fort, und stellt sich in der langen Reihe an den Wänden des Saales zum Deutschtanzen an. Nun kannst Du zusehen, wie Du mit geraden Gliedern durch die Tanzenden kommst, die von einem magischen Wirbel ergriffen sich ohne auf etwas außer ihnen Acht zu haben, mit rasender Schnelligkeit im Kreise daher drehen, und dem Unachtsamen und Langsamen mit der Quadratkraft ihrer Schwere und Geschwindigkeit in die Flanke fallen. Bist Du endlich glücklich der zirkelnden Bahn dieses Cartesianischen Wirbels entronnen, und trittst in die Gallerie, welche

che die beyden Säle scheidet, so überrascht die seltsame Mischung der verschiedenen Musik, die aus beyden Sälen ertönt, dein Ohr auf eine eben so neue als unangenehme Art; indessen so wie Du weiter gehst, verhallen die Töne des Wirbeltanzes, und Du vernimmst bald deutlich die Menuet = Musik in dem andern Saale. Endlich nach einer Stunde kehrest Du in den vorigen Saal zurück, der Deutsche Tanz hat aufgehört, eine Staubwolke verfinstert die Luft, und die ermüdeten und erhitzten Tänzer gehen langsam auf und ab. Prenez garde! ertönt es plötzlich hinter Dir, und einige Bediente fahren mit hölzernen Gestellen, worüber naß gemachte Lächer hängen, über den Boden, und nehen ihn auf diese Art, um den unmäßigen Staub zu dämpfen. Bald darauf fängt die Menuetmusik hier wieder an, und in dem andern Saale drehen sich indessen die Cartesianischen Wirbel herum.

Endlich geht es gegen Morgen. Die Menge verliert sich allmählich, viele Masken nehmen die Larven ab, und zeigen die blaffen mit Schweiß bedeckten Gesichter, und die zerstörten Frisuren. Da liegt ein ermüdeter Tänzer in einem Winkel und schläft, dort gehen andere gähmend im Saale herum; hier hat die artige Bäuerinn die Larve abgenommen, und ist

nun viel weniger artig als vorher; viele Masken, die in ihren eigenen Kleidern zuerst in die Redoute kamen, und dann bey der Maskenausleiherinn, die in einem Nebenzimmer Masken aller Art zu verleihen hat, eine gewählt, über ihre Kleider angezogen, eine Weile ihre Bekannten geneckt, und dann wieder ausgezogen haben, kommen nun in zerdrückten Kleidern und verschobenem Kopfsputz zum Vorschein. Manche haben während des Deutschtanzens einen Theil ihrer Zierrathen eingebüßt, und die allermeisten durch Staub, Lichterdampf und unreine Luft das Frische und Neue ihres Aussehens verlohren. So wandeln sie nun herum, die traurigen Schattenbilder ihrer vorigen Herrlichkeit, und erinnern an die Hinfälligkeit aller menschlichen Freuden, und stimmen zu Betrachtungen, die auf einer Redoute gar nicht an ihrem Plaze sind. Ich wollte daher jedem rathen, der mit seinen Freuden wirthschaften (eine Art von Wirthschaft, die sehr selten ist, aber darum nicht minder nothwendig wäre) und der Redoute noch lange Geschmack abgewinnen will, nie länger als bis zwey höchstens drey Uhr zu bleiben. So lang erhält sich noch die Frische und Neuheit der Farben, und die Lebhaftigkeit der Bewegung an diesem Tableau mouvant, aber nach drey Uhr wird die traurige

Rückseite des Gemählbes immer sichtbarer, die holde Täuschung verschwindet, und man sieht mit Verdruß die Räder und Federn der Maschine, deren Spiel uns so angenehm täuschte, matt und aufgedeckt vor uns liegen. Gähnend und verdrüsslich, betäubt und schläfrig schleicht man durch die Säle, und zählt die langen Viertelstunden an der Uhr, bis endlich die Zeit da ist, wo man den Bedienten und die Kutse, die man leider zu spät bestellte, zu finden hoffen kann. Es kann indessen seyn, daß nur wenige Personen mit mir einstimmig denken mögen, und die meisten anders gesinnt sind, denn es giebt sehr viele Leute, die bis auf den letzten Geigenstrich unermüdlich und unermüdet auf dem großen Tummelplatze des Vergnügens aushalten; aber ich glaube nicht zu irren, wenn ich dieß rastlose Aushalten nur sehr selten einem anhaltenden Vergnügen an dieser Art von Unterhaltung, sondern vielmehr geheimnen Ursachen, Intriguen, die sich hier unter der Maske zwangloser spielen lassen, Liebeshändeln, die nur hier unbemerkt bleiben können, und tausenderley kleineren Projecten der Liebe, der Eifersucht, und des Eigennuzes zuschreibe.

Wie manches Mädchen, das von der Mutter sorgfältig bewacht den heimlich geliebten Jüngling nie ungestört sprechen kann, ent-

wischt am Arm einer unverdächtigen Freundin der strengen Obhuth, schlüpft ins Umkleidezimmer, und kömmt als weiblicher Calender, als Milchmädchen oder so etwas zurück, sucht den harrenden Jüngling am schon vorherbestimmten Orte, und genießt unter der schützenden Hülle der Unerkanntheit ein paar köstliche Stunden, bis endlich die warnende Freundin sie abrufft, und sie nun, wenn sie die wohlthätige Maske abgelegt hat, in ihrer vorigen Gestalt vor der Mutter erscheint, und nicht begreifen kann, wo denn die Mama gesteckt haben müsse, indem sie mit ihrer Freundin nun schon eine Stunde herumlaufe, um sie zu suchen! Wie manches junge Weibchen, das der mürrische alte Ehemann in ihrem Zimmer im tiefsten Schlafe glaubt, schlüpft, wenn sie sich sicher weiß, heimlich aus dem Bette, und eilt von der getreuen Zofe begleitet, der geliebten Redoute, und den ersehnten Freunden zu, die sie zu Hause vermißt! Wie mancher Ehemann drängt sich maskirt mit seiner Hetäre am Arm dicht neben der eifersüchtigen Gemahlinn weg, die arglos die hübsche weibliche Maske belächelt, und nicht ahndet, wie nahe sie das vermumte Pärchen angeht. Diese kleinen Intriguen, die zwanglose Unterhaltung, die Scherze und kleinen Neckereyen mit seinen Bekannten sind es, die eigentlich der

Redoute den größten Reiz ertheilen, den sie als eine so alte und immer noch unveränderte Unterhaltung seit so vielen Jahren für die Bewohner Wiens und die Fremden hat, und der Tanz ist völlige Nebensache dabey; ja es gehört sogar zum Ton auf der Redoute nie zu tanzen, indem auch von den Tänzen der galanten Welt, als französische und englische Quadrillen, Ecoffoisen und Angloisen nichts getanzt wird, und wer gern tanzt oder hübsch angezogen ist, bey den Walzern auf der Redoute wirklich kein Vergnügen finden kann.

Voriges Jahr war bey Gelegenheit der Vermählung des Erzherzogs Palatinus mit der schönen Großfürstinn ein prächtiger Maskenball, wozu die Billete selbst vom Hofe an den Adel, die Kanzelleyen, und angesehenen Einwohner vertheilt wurden. Soupers, Erfrischungen, Weine, Punsch, alles war köstlich und unentgeltlich im größten Überflusse die ganze Nacht zu haben, und die Menge des Goldes, Silbers, und Geschmeides, die Schönheit, Pracht und der Geschmack der Anzüge gewährte ein so eben angenehmes als seltenes Schauspiel. Viele Cavaliere und Damen hatten National Masken der dem russischen Zephter unterworfenen Völkerschaften gewählt, überdieß gab es alt und neu griechische, mythologische, idealische, altdutsche, spanische,

und noch viele andere Masken, die in Pracht und Glanz miteinander wetteiferten. Du wirst es vielleicht übertrieben finden, aber es ist demungeachtet nicht weniger wahr, daß jene Personen, deren Geschmeide nicht mehr als zehntausend Gulden an Werth betrug, wenn sie sich nicht besonders durch Schönheit ihrer Maske oder Gestalt auszeichneten, gar nicht bemerkt wurden, so unendlich vieles und schönes Geschmeide war vorhanden, so viele reizende und liebenswürdige Gestalten schwebten vor den Augen des bezauberten Zuschers vorüber. Diese Nacht wurde gar nicht getanzt, obwohl die Musik immer spielte, und der Hof sogar gewünscht hatte, daß die Anwesenden tanzen möchten. Alles wallte neugierig und aufmerksam neben einander vorüber, und die Seele der Anwesenden schien sich ganz in ihre Augen gezogen zu haben, bis auf Einige, wo auch noch der Magen sehr thätig war, und die die Buffettische die ganze Nacht wie belagert hielten.

Aber lieber Himmel! jetzt da ich übersehe wie viel ich geschrieben habe, finde ich, daß mein Brief ein ganzes Buch geworden ist. So geht es, wenn man nichts zu thun hat, und aus langer Weile seine Zuflucht zum Schreiben nehmen muß. Wer weiß, wie manchen langen Roman, und manche noch längere Abhand-

lung das Publikum solchen überflüssigen Stunden der Autoren zu danken hat, die denn wie billig die Natur der Empfindung, welcher sie ihre Entstehung verdankten, an sich tragen, und dem Publikum ebenfalls lange Weile machen. Wenn ich nur meinem Briefe mit diesem Ausspruche nicht auch das Horoscop gestelt habe, und Du vielleicht beym Anblick seiner Corpulenz schon gähst, eh Du ihn liesest. Von Neuigkeiten kann ich Dir dießmal wenig sagen. Ich schreibe schon drey Tage an diesem Briefe, und bekomme täglich Nachrichten aus der Hauptstadt, die aber alle nichts anders, als Wünsche und Hoffnungen enthalten. Indessen soll man doch, wie ich höre, von dem Vorhaben, das ungeheure Wien in Belagerungsstand zu setzen, und vertheidigen zu wollen, auf die gründlichen Vorstellungen des Erzherzogs, dem die Wiener nun noch mehr verpflichtet sind, abgegangen seyn. Leb wohl.

Siebenter Brief.

Beschreibung des Landlebens im Winter. Ernennung des Erzherzogs Karl zum Kriegspräsidenten. Hoftraiteur Jan. Einrichtung seines Hauses. Tafeln. Piqueniques. Preise. Hausbälle. Privatpiqueniques. Mehlgrube. Casino. Sâle. Tracht der Bürger, und Dienstmädchen.

W. Jänner.

Noch habe ich das geliebte Wien nicht wieder gesehen, und sehne mich auch — wie sonderbar Dir das auch scheinen mag, täglich etwas weniger dahin. Die Stille und Einsamkeit meines Dörfchens fängt mir nach gerade immer mehr zu behagen an, und wie ich denn ein Sklave der Gewohnheit bin, (eine Schwachheit, die Du hundertmahl an mir belächelt hast) so wird mir der Gedanke aus dieser ungestörten Ruhe, aus dieser reinen Luft, aus diesem zwanglosen Leben wieder in den Lärmen, den Qualm, und die Geschäfte der Haupt-

stadt versezt zu werden, durch alle brillanten Freuden des Carnevals, die mich dort erwarten, nicht ganz vergütet. Ich erwache mit der Sonne, die zwar jetzt überall etwas spät, aber doch wie sich gehört als Campagnarde hier etwas früher als in der rauchenden düstern Stadt aufsteht, kleide und frisire mich mit Hilfe des Jägerburschen, dessen Gutwilligkeit und linkisches Wesen, mich oft zu gleicher Zeit ärgert und lachen macht, und gehe zu meinen gütigen Hauswirthen in die große Stube hinab, wo auf dem massiven Tische von glattgebohten Nußbaum, der wie Glas spiegelt, mir ein delicioöser Kaffee entgegen duftet, mit einer Sahne, wie sie der lüsterne Wiener vergebens zu kosten wünscht, und wovon ein Löffelvoll dem ungemischten Levante-Kaffee jene schöne gelbliche Farbe ertheilt, die man an dem graubraunen, schalen Milch-Kaffee der Hauptstadt so sehr vermißt. Er ist freylich nur in schwarzem Töpfergeschirr servirt, aber das Töpfergeschirr ist sehr reinlich, und der unverdorbene Geschmack des Kaffees, und die Freundlichkeit meiner Hauswirthin, die ich dadurch, daß ich ihren ehrerbiethigen Antrag, dem zweiten Herrn das Frühstück auf sein Zimmer zu schicken, ablehnte, und mit ihnen gemeinschaftlich trinke, mir unendlich verbunden habe, erheben dieß einfache Mahl in mei-

nen Augen weit über ein glänzendes Dejeuner, das bey hoher Sonne in silbernen Gefäßen aufgetragen, mit Liqueurs und Lekereyen aller Art begleitet, durch die Überladung und den künstlichen Reiz der Gerichte und die Medisance der Gesellschaft zum Verderben statt zur Erquickung wird.

Nach dem Frühstück begleite ich den ehrlichen und sehr geschickten Verwalter, wenn das Wetter leidlich ist, auf seinen Gängen in die Wirthschaftsgebäude, Stallungen und Felder, und verschmähe nicht manche gute Kenntniß zu sammeln, wovon ich vorher keine Vorstellung hatte. Dann schreibe und lese ich, denn ich habe mich doch entschlossen ein Kistchen mit Büchern auszupacken, und das eigentlich der jüngern Tochter vom Hause zu gefallen, die eine große Liebhaberinn vom Lesen ist, und der ich einen Theil von Lafontaine's Werken gab. Mit dem Schlage zwölf Uhr steht die Suppe auf dem Tische, der gewöhnlich mit vier bis fünf von der Frau und ihren Töchtern selbst zubereiteten Gerichten besetzt ist. Brod, Fleisch, Gemüse und Geflügel sind so schmackhaft, so unverfälscht und frisch, wie man sie vergebens in der Hauptstadt suchen würde. Nach Tische wird eine Weile geplaudert, dann geht jedes an sein Geschäft, bis die Abendglocke abermahl zum Kaffee und zum

Zeitungslesen und Trietracspielen ruft. Die Abende sind nun eben nicht der brillanteste Theil des Tages, und so viel Gerechtigkeit ich den häuslichen und ökonomischen Tugenden der guten Verwalterinn und ihrer beyden Töchter widerfahren lassen mag, so muß ich doch gestehen, daß ihr Umgang eben nicht viel anziehendes hat, und daß ich viel lieber, wenn der Pfarrer nicht Zeit hat uns zu besuchen, der ein sehr gebildeter junger Mann, ein Bögling des ehemaligen Josephinischen Seminars ist, mit dem Alten ein einförmiges Spiel spiele, als zwischen den schnurrenden Rädern des Gynáceums mich von allen Kindsstuben, Heiraths, Gesinde und Wirthschaftsneuigkeiten unterrichten lasse, die im Dorfe und der Nachbarschaft vorkommen. Um acht Uhr indessen wird durch das Abendessen auch dieser Unterhaltung ein Ende gemacht, und so vergeht denn ein Tag wie der andere, nicht ohne Reiz, gewiß aber nicht ohne Nutzen für meinen Körper und meine Seele. Du siehst also, daß ich viele Zeit zum Schreiben übrig behalte. In dem Augenblicke bringt der Bothe die Briefe von Wien, die die freudige Nachricht von der Ernennung des Erzherzogs Karl zum Feldmarschall und Präsidenten des Hofkriegsrathes, und die erneuten und verstärkten Hofnungen der Wiener auf den göttlichen Frieden enthal-

ten. Eine Redoute ist auch gehalten worden; aber sie soll, wie man erzählt, und wie sich leicht denken läßt, sehr leer und traurig gewesen seyn. Über diese bequeme Brücke von Neuigkeiten, die mich auf einmal mit meinen Gedanken von dem stillen Lande bis mitten in die Hauptstadt und gerade auf die Redoute versetzt, will ich denn nun zur Fortsetzung meiner Beschreibung der Faschingsunterhaltungen gehen, und den Faden wieder aufnehmen, den ich im vorigen Briefe fallen ließ.

Die Redoute hast Du bereits mit mir gesehen, ich will Dich nun zum Hof - Traiteur Jan führen, der in der sogenannten Himmelpfortgasse ein eignes, ziemlich artiges Haus hat, dessen erstes Geschosß ganz der Bewirthung seiner Gäste bestimmt ist. Es ist ein langer aber sehr schmaler Saal, der eigentlich aus drey ehmaligen Zimmern gemacht ist. Die Bogen, die noch dort gespannt sind, wo einst die Scheidewände standen, verengern den ohnedieß schmalen Raum für die Tänzer, und besonders beym Deutschtanzen sollen diese Bogen, wie man sagt, sehr ungelagen und gefährlich seyn, indem schon mancher ungeübte Tänzer, der mit seiner schönen Last die Reihe um den vorspringenden Pfeiler nicht recht zu nehmen wußte, an diesem wahren Pons asininus der Walzkunst verunglückte, und mit

seiner Tänzerinn der Länge nach niederfiel. Übrigens ist der Saal sehr artig meublirt, mit Brillantlüstern beleuchtet, die eine weit bessere Wirkung machen, als die ehemaligen vergoldeten hölzernen Armleuchter, von denen ich immer fürchtete, ihre Centnerlast möchte einmal von der ziemlich niederen Decke auf die Tänzer herabfallen, und einige Paare todt-schlagen. An den Saal stossen zu beyden Seiten sehr hübsch eingerichtete Spiel- und Souperzimmer; nur wünschte ich, daß Herr Jan das traurige Dianenbad sammt der gemalten Göttinn und dem hölzernen Aktäonkopf, der zwischen dem lakirten Gebüsch so pinselhaft hervorguckt, kassiren, und den sonst so geschmackvoll und modern verzierten Tanzplatz nicht mit einer Decoration verunstalten möchte, die man höchstens auf einem kleinen Theater erträglich finden, oder in einem Kloster- oder Pfarrgarten auf dem Lande als den sinnreichen Einfall eines in der Mythologie bewanderten geistlichen Herrn belächeln könnte.

In diesem Saale und den anstoßenden Zimmern bewirthe't der Hoftracteur das ganze Jahr hindurch seine Gäste zu Mittag und Abends, und man kann Diners und Soupers zu allen Preisen bestellen und haben; eine sehr bequeme Einrichtung für Leute, die entweder zu Hause keine Gelegenheit, oder keine

Lust haben, Fremde zu bewirthen, und doch zuweilen in die Verhältnisse kommen, Tafel geben zu müssen. Im Fasching aber widmet Herr Jan seine Wohnung zu Privatpiqueniquen, das heißt: wer eine große Bekanntschaft und Lust hat, seinen Freunden eine gesellschaftliche Unterhaltung zu verschaffen, sucht zwey bis dreyhundert Personen beyderley Geschlechts unter seinen nähern und fernern Bekannten zusammenzubringen, welche jede für ein Billet drey Gulden *) bezahlen, bedingt sich vom Herrn Jan einen Tag aus, giebt ihm das für die Billete gelöste Geld, und hat nun weder für Beleuchtung noch Musik, noch Erfrischungen, noch Souper zu sorgen, sondern bloß die Ordnung und Eintheilung der Tafeln und der Tänze nach seinem Willen und den Verhältnissen der Gesellschaft zu bestimmen. Für das übrige sorgt Herr Jan, und es ist außer den (ziemlich mittelmäßig besetzten) eigentlichen Soupers, noch die ganze Nacht Limonade, Kaffeh, Mandelmilch, Chocolode, Gefrorenes, Punsch, Wein, kalte Küche u. s. w. in ganz guten Qualitäten zu haben, welches denn nebst Musik und Beleuchtung und den Freuden der gesellschaftlichen Unterhaltung wahrlich mit drey

*) Heuer war der Preis für das Billet vier Gulden.

Gulden nicht theuer bezahlt ist. Freylich ist das Frauenzimmer, besonders der junge tanzlustige Theil desselben äußerst wenig, und nimmt fast nichts als Erfrischungen; dafür aber giebt es Männer, die beynah die ganze Nacht nicht aus dem letzten Zimmer von dem Büffetische, wo die kalten Pasteten, Schinken, Austern u. s. w. zu haben sind, wegkommen. Es versteht sich, daß Alles auf Porzellan und Silber servirt wird. Die Unterhaltung, Schönheit und Lebhaftigkeit des Balls ist indessen sehr verschieden, und hängt bloß von der Gesellschaft, und der Klugheit oder dem Cirkel des Piquenique-Veranstalters ab, ob er so glücklich ist eine gute Wahl zu treffen, weder zu viel noch zu wenig Tänzer oder Tänzerinnen, so viel als möglich bekannte, und an Stand und Verhältnissen gleiche Personen in nicht zu großer Anzahl, (das heißt nicht viel über zweyhundert und fünfzig in Allem) und vorzüglich viel Jugend, hübsche Gesichter, und in geschmackvollen Kleidungen zusammen zu bringen. Ich war bey verschiedenen solchen Bällen, und habe einen auffallenden Unterschied gefunden. Bey manchen schien es, als wäre der letzte und einzige Zweck des ganzen Festes nur der Magen; bey andern herrschte steife Etikette, und man tanzte, spielte und unterhielt sich bloß nach den Regeln des Ceremoniels;

noch andre bestanden aus einer grellen Mischung vom höchsten Adel und dem Mittelstande, wodurch die allgemeine Theilnahme und die zwanglose Lebhaftigkeit, die einen Ball eigentlich beseelen, sehr gestört wurde: aber es gab auch manche Piqueniques, die alle vorgeschriebenen Bedingungen erfüllten, und wo Jugend, Schönheit, Pracht, Geschmack, Zwanglosigkeit und heitere Fröhlichkeit in die Wette eiferten, alle Sinne zu befriedigen, und die Freude in den Kreis zu bannen, bis der Morgenstrahl sie sammt den Tänzern verschleuchte.

Gefällt es Dir bey Jan? Nicht wahr, es ist doch hübscher als auf der Redoute, wenn gleich noch manches zu wünschen übrig bleibt? Aber nun komm und folge mir in den eigentlichen Tempel der Fröhlichkeit und des feinem gesellschaftlichen Vergnügens, auf manche Privatbälle und Piqueniques. Wer gern tanzt, wer gern neue interessante Bekanntschaften macht, gern einen Abend und die Nacht recht heiter zubringen, und den Ton der gebildeten Welt kennen lernen will, der suche zu solchen Privatpiqueniquen zugelassen zu werden, die von einigen Familien des wohlhabenden Mittelstandes entweder in ihren Häusern, oder in eigens dazu gemietheten Zimmern veranstaltet werden. Hier wird gewöhnlich eine viel strengere Auswahl in Ansehung der Gleichheit des Standes,

der genauen Bekanntschaft, des Rufes, und der Verhältnisse überhaupt getroffen, als bey einem Piquenique bey Jan seiner großen Anzahl, und der Öffentlichkeit des Ortes wegen, möglich ist. Man berechnet die Zahl der tanzenden Paare genau nach dem Raume, und die Kostbarkeit und Menge der Speisen und Erfrischungen nach den Verhältnissen der Theilnehmer, man sieht meistens auf gute Musik und schöne Tänze, und ich kann Dich versichern, daß ich mich auch auf den prächtigsten Festen nicht angenehmer unterhielt, als in solchen freundschaftlichen zwanglosen Circeln, wo dadurch, daß jeder für seinen Theil bezahlt, und also mit allen übrigen gleiche Rechte hat, eine Menge Ceremonien, Verbindlichkeiten und Rücksichten wegfallen, welche die Lebensart oder vielmehr die Etikette auf einem geladenen Hausballe von den Gästen, zumahl von uns Männern fordert. Doch giebt es auch hierin Ausnahmen, und mancher Herr oder manche Frau vom Hause setzt durch ihr eigenes gefälliges und treuherziges Betrogen die Gäste so sehr à leur aise, als sie nur immer auf einem Piquenique seyn können.

Manche reiche Cavaliere oder fremde Gesandten pflegten im Fasching alle Wochen an einem bestimmten Tage Bälle zu geben, wobey der größte Theil des ersten Adels und vor

mehreren Jahren auch zuweilen der Hof, wenigstens die jüngern Erzherzoge und Erzherzoginnen erschienen. Dieser wöchentlichen Bälle waren so viele, daß den Freytag ausgenommen, an welchem zu tanzen wider die eingeführte religiöse Sitte ist, beynähe kein Tag frey war, und manches Fräulein der Noblesse und mancher junge Cavalier sich die ganz Woche nur einmahl au schliefen. Seit einigen Jahren sind dieser Bälle weniger geworden, doch giebt es noch immer Große, die solche Feste jede Woche geben. Doch genug von Privatbällen und Piqueniques, die ich Dir doch nicht genauer schildern könnte, ohne Dir die Verschiedenheiten jedes Einzelnen zu beschreiben, weil jeder nach dem Geschmacke, dem Range, dem Vermögen, dem Cirkel, und endlich auch nach der Wohnung und dem Raume des Ballgebers unendlich an Schönheit, Pracht und Lebhaftigkeit unterschieden ist.

Übrigens giebt es in der Stadt noch das sogenannte Casino und den Mehlgrubensaal. *) Beydes sind öffentliche Belustigungsörter, für die niederen oder ärmeren Stände.

*) Die Mehlgrube ist ein dem Magistrat gehöriges sehr schönes Gebäude, das seinen Nahmen von den darin befindlichen unterirdischen Mehlmagazinen hat.

Hierher führt der Kaufmannsdiener sein Liebchen, der Bürger und Handwerker sein Weib und seine Kinder, der untere Beamte seine Familie, und auch die Livree und das weibliche Hausgefinde besucht, doch in einem Anzug, der ihren Stand verbirgt, und sie dem Außerlichen nach den vorhergenannten Menschenklassen gleich macht, diese Orte, indem auf diesen und mehreren andern Sälen Livree und sogenannte Schlepp und böhmische Hauben ausgeschlossen sind. Warum? das mag Gott wissen, denn der Bediente im abgelegten Rocke seines Herrn ist darum doch nicht mehr und nicht weniger als ein Bedienter, und besucht den Saal dieses Verbothes ungeachtet doch so oft er will, in dem Anzuge, der ihm nicht ziemt. Und die Köchinn, das Stubenmädchen, die Bürgers- tochter in ihren schweren goldnen Käppchen, oder den hochgethürmten sogenannten böhmischen Hauben, sahen meiner Meinung nach viel hübscher, fittsamer und anständiger aus, als jetzt in den verblichenen oder abgetragenen Bändern und Kopfzeugen ihrer Gebietherinnen, oder in einem Flitterstaate, der sie stets zu neuen Ausgaben und zu einem Wechsel und einer Frivolität im Anzuge verleitet, die ihnen, bey einem rechtlichen Freyer gewiß, zu keiner Empfehlung dienet. Sieh, ich erinnere mich noch, wie vor zehn oder zwölf

Fahren das Stubenmädchen meiner Mutter, jenes artige Lorch, das Du wohl noch nicht vergessen haben wirst, so schelmisch aus dem schwarzen Spitzenhäubchen mit den hochthürmenden Points d'Espagne hervorguckte, und in dem knappen netten Corsett, mit der großen Florschürze mir zehnmahl gefährlicher war, als alle gepuzten Fräulein in unsrer Nachbarschaft. Und nun vollends die goldnen runden Käppchen, wenn sie so in ein üppiges Gelocke und einen reichen Chignon eingesenkt hinten am Kopfe schwebten, wie reizend, wie verführerisch standen sie nicht dem schnippischen Bürgermädchen, das jetzt in der unpassenden Damentracht sich schwerfällig bewegt, weder Chaal noch Chemise recht zu handhaben weiß, und trotz der Pracht ihrer Kleidungsstücke doch immer ein linkisches Ansehen behält, das sie von den in höheren Verhältnissen gebornen und erzogenen Mädchen immer unterscheidet. Freylich giebt es auch hier Ausnahmen, und manche Tochter eines schlichten Handwerkers kleidet sich nach allen Regeln, und mit aller Eleganz des Modejournals, aber diese Fertigkeit und dieser Geschmack im Anzuge wird meistens auf schwere Kosten der Unschuld und Ehrlichkeit erlernt.

Aber was habe ich wieder geschrieben? Statt Dir eine Beschreibung der Tanzsäle zu liefern, schwaze ich Dir von den artigen Kam-

ner und Bürgermädchen und ihrer Tracht vor, und in goldenen Schlepphauben verliert sich der Faden meiner Erzählung. Also von was sprachen wir zuletzt? Ganz recht vom Calino und der Mehlgrube. Nun denn also, das Legegeld in dem ersten Orte ist 40 Kreuzer. Der Saal auf der Mehlgrube ist seit zwey Jahren ganz neu und artig eingerichtet, an den Saal grenzen drey bis vier Zimmer, die für die Soupers bestimmt sind. Hier ist das Legegeld dr yßig Kreuzer, und wer tanzt, muß die Musik bezahlen.

Eben so wie dieser Saal auf der Mehlgrube sind nun vor der Stadt eine Menge Säle, worunter die vorzüglichsten der Mondschein auf der alten Wieden, die neue Welt auf der neuen Wieden, der Schwan in der Rosau, der Sperrl in der Leopoldstadt sind. Alle diese Säle haben ungefähr dieselbe Einrichtung, man bezahlt ein unbedeutendes Eintrittsgeld, von welchem man noch auf einigen einen Theil verzehren, das heißt: sich etwas zu essen geben lassen kann, welches einen gewissen Theil des Eintrittsgeldes nicht übersteigt, zahlt dann, wenn man tanzen will, bis Mitternacht ein bestimmtes Geld an die Musik, und nach Mitternacht wieder, und bleibt so lange man will. In den Seitenzimmern und auch wohl im Tanzsaale sehen die Speisetische und Sitze der Essenden und Trin-

fenden. Die Bedienung auf allen diesen Sälen ist der Einrichtung nach fast überall gleich, der Güte, Geschwindigkeit, Reinlichkeit und guten Qualität der Weine und Speisen nach aber sehr verschieden. Diese sind in manchen äußerst elend, in andern besser, überall aber für die Mittelklasse des Volks berechnet, also wie sich versteht, ist von Gefrorenen, Punsch und allen diesen durch die Mode unentbehrlich gewordenen Bedürfnissen auf Bällen der höheren Klassen keine Rede, und überhaupt ist es im Ganzen genommen eher schmutzig als elegant in diesen Orten, welches hauptsächlich durch den Gebrauch im Tanzsaale selbst zu essen erzeugt und unterhalten wird. Diese Einrichtung, der Dampf der Speisen und des verschütteten Weins und Biers, die Ausdünstung von so vielen nicht immer reinlichen Menschen, der Geruch des Tabacks und der Talglichter, (denn nur in wenigen Sälen brennt Wachs, obgleich jede Ankündigung es verspricht) alles das erzeugt einen Qualm und Dunst, der mir höchst unangenehm ist, und mich immer bald wieder verscheuchte, wenn ich zuweilen aus Neugierde diese Erholungsplätze der untern Volksklassen besuchen, und mich an dem ungemischten Ausdrucke wahrer Fröhlichkeit und innigen Wohlbehagens ergötzen wollte, der diese Zusammenkünfte oft sehr zu ihrem Vor-

theil von den etikett = und zwangvollen Bällen der höhern Stände unterscheidet. Hier wird nichts als Menuet und Deutsch getantz, und es war mir oft eine rechte Lust die seltsamen Wendungen, und zierlichen Krümmungen zu beobachten, mit welchen sich mancher leichtfüßige Schneider durch den gravitatischen Menuet hindurch windet, oder das Getripel und Geklatsche bey dem lauten lustigen Ländlerteutschen zu hören. Von diesen Ländlerschen und überhaupt von allen Ball- und Tanzsitten der Wiener sollst Du in einem andern Briefe umständlichere Nachricht erhalten.

Jetzt, denke ich, wäre dieser stark genug geworden, und Du hättest indessen überflüssig zu lesen, bis der zweyte nachkömmt. Leb recht wohl.

Achter Brief.

Vermehrte Friedensausichten. Tänze. Menuets.
 Deutsche. Ländlerische. Angloisen und andere
 künstliche Tänze. Kehraus. Gallopade.

P. * *

Dieser Brief wird wohl der letzte seyn, den
 Du von hier aus erhalten wirst. Die Frie-
 denschhoffnungen steigen bis zur Wahrscheinlich-
 keit und beynabe zur Gewißheit empor, das
 Aufgeboth ist längst aufgehoben, auch das Ap-
 provisionnement der Stadt hat aufgehört, die
 armen vertriebenen Fremden sammeln sich wie-
 der nach und nach unter die Flügel des Kai-
 seradlers, und so kehre denn auch ich über-
 morgen nach Wien zurück, nicht ohne das an-
 genehme wehmüthige Gefühl, hier in diesem
 stillen Winkel der Welt herzlich gute Menschen,
 die mich wahrhaft lieben, und meine Abreise
 mit Schmerzen sehen, zu verlassen. Wäre
 jetzt der Frühling näher, und die köstliche

Faschingszeit nicht schon leider so ungenützt fast zur Hälfte verschwunden, so hätte ich dem treuherzigen freundlichen Dringen meiner gütigen Wirths mit Freuden nachgegeben, und würde noch ein Paar Wochen geblieben seyn, aber jetzt ist keine Zeit zu verlieren, wenn ich noch etwas von den Faschingsunterhaltungen genießen will.

Ich habe Dir in meinem letzten Briefe eine ausführlichere Schilderung der Wienerischen Ball- und Tanz-Sitten versprochen, und will dieß Versprechen lieber hier, wo ich recht Muße habe, erfüllen; denn ich sehe wohl vor, daß ich bey meiner Ankunft in Wien nach einer Abwesenheit von beynabe drey Wochen so viel zu hören und zu sehen haben werde, daß ich wohl nicht so bald zum Schreiben werde kommen können.

✓ Auf den öffentlichen Tanzplätzen, der Redoute und den Sälen u. s. w. — (Tan's Piqueniques ausgenommen, die man aber eigentlich als geschlossene häusliche Gesellschaften betrachten muß) wird nichts als Deutsch und Menuet getantz, denn nur diese Tänze kennt und lernt die zahlreichste Classe der Einwohner, besonders aus den untern Ständen, auch wären Contretänze auf der Redoute wegen der Menge von Menschen und der Größe des Saals ein herkulisches, ja ganz unmögliches Unternehmen. Die Menuets sind nun freylich,

wenn sie zierlich und grazios getanzt werden, ein sehr schöner Tanz, in welchem ich aber unmöglich das Gefährliche und Zweydeutige finden könnte, das Manche aus ihrer reizbaren Phantasie in denselben hineinlegen, indem sie die mimische Vorstellung einer förmlichen Liebeserklärung darin erblicken wollen; aber so ohne Anstand, ohne gehörige Pas, ohne Reiz und Würde in den Bewegungen, wie sie auf den Tanzplätzen gewöhnlich herabgeschliffen werden, sind sie in meinen Augen nichts als ein langweiliges einförmiges Herumtrippeln, das Augen und Füße ermüdet, ohne eine einzige von den Bedingungen des Tanzes, Ausdruck der Fröhlichkeit, oder Schönheit der Bewegungen und Gewandtheit der Glieder, zu erfüllen. Verführerisches liegt nun gewiß nichts darin, denn so dicht und verwirrt wie die Paare in einander hinein tanzen, hat man Mühe zu entdecken, welche Tänzer und Tänzerinnen zusammen gehören.

Viel lebhafter, fröhlicher, aber auch — die tanzende Welt mag mir's verzeihen — viel freyer, wollüstiger und der Gesundheit nachtheiliger ist der Deutsche Tanz, besonders wenn er, wie es an einigen Orten gebräuchlich ist, mit jener rasenden Schnelligkeit getanzt wird, die ihm den Namen Langaus zuwegegebracht hat. Ich kann es indessen nicht

läugnen, daß, wenn er mit gehöriger Mäßigkeit und Anstand getanzet wird, der Anblick einiger hübschen Mädchen und Jünglinge, die mit verschlungenen Armen nach dem Schalle der fröhlichen Musik in langsamen Schwingungen leichtfüßig, und ohne scheinbar den Boden zu berühren, dahinschweben, ein recht angenehmes Schauspiel gewährt, besonders wenn die Musik von dem galanten Walzer, auf einmahl in den zwanglosen Ländlerischen einfällt. Du kannst gar nicht glauben, welche auffallende Wirkung ein solcher Übergang auf die ganze Gesellschaft macht, der meistens mit lautem Bravo und Händeklatschen aufgenommen wird. Der trödelnde schleifende Gang dieser Musik, das bald anscheinende Zögern, bald rasche Fortteilen, die schmeichelnden bittenden Minortöne, die so passend mit dem fröhlichen Major abwechseln, die natürliche ungekünstelte Melodie, die sich immer nur auf zwey Grundtönen fortbewegt, jezt durch einige Takte wie zweifelnd und suchend in einem Tone stehen bleibt, jezt auf einmahl rasch in einen wilden Gang einfällt, alles das zusammen genommen macht diese Tänze oder vielmehr diese Musik zu wahren Zauberharmonieen, die die ganze Gesellschaft elektrisch berühren und bewegen, und selbst Alte oder von aller Tanzlust entfernte Personen zu einem sympathischen

Trippeln mit den Füßen bringen, womit die Landleute, von denen diese Musik ursprünglich herkommt, ihre Tänze zu begleiten, und zu beseelen pflegen. Du weißt, ich tanze sonst nicht gerne, und besonders habe ich einige gute Gründe gegen die Walzer, aber ich versichere Dich, daß ich ein Paarmahl der Versuchung nicht widerstehen konnte, mit einem rosigen zephyrfüßigen Mädchen mich in die Reihen zu mischen, und bey dem schmeichelnden eindringenden Ton der Ländlerschen recht behaglich den Saal hinab zu drehen, und die Freuden des Tanzes und der traulichen Nähe eines so holden Geschöpfes mit langen langsamen Zügen zu schlürfen. Überhaupt, die Ländlerischen etwas langsam, zumahl mit einer nicht gleichgültigen Person zu tanzen, heißt sich den Pfeil der Liebe recht bedächtlich in die Brust drücken, und mit vollen Zügen das süße Gift aus dem Becher der Lust trinken. Du kannst Dir leicht denken, daß hier nicht von der Redoute und öffentlichen Sälen, sondern ganz eigentlich von Privatbällen die Rede ist, wo schöne recht hebende Ländlerische zu den ersten Bedürfnissen gehören.

Die dritte Art der Tänze, die man aber nur auf Privatbällen tanzt, sind die Angloisen und Ecolsoisen. Die Angloisen besonders in doppelten Columnen sind unstreitig

der schönste gesellschaftliche Tanz, der aber nur die einzige Unbequemlichkeit hat, daß er in großer und nicht zusammen gewohnter Gesellschaft ohne langes probiren, wodurch denn die köstliche Zeit verloren geht, nicht aufgeführt werden kann, wenn aber die Figuren richtig executirt werden, und die Musik gut gewählt ist, so gewährt dieser Tanz dem Zuschauer noch ein größeres Vergnügen, als dem Tanzenden selbst, indem jener die Zeichnung und den Effect der verschiedenen Gruppen, ihr Auflösen und Verschlingen, und ihre schnellen Wendungen ganz übersehen kann.

Die Eossoisen haben weder so schöne noch so viele und künstliche Touren, als die Angloisen, werden viel rascher und hüpfender getanzt, und die Freude ist bey viel geringerem Kunstaufwand, und viel stärkerer Erhigung und Ermüdung viel eher zu Ende. Es scheint dieser Tanz wieder eine charakteristische Erfindung unseres Jahrzehends zu seyn, das ohne Rücksicht auf die Dauer und Güte seiner Vergnügungen so viel als möglich auf einmal genießen, und in einem Augenblicke die Freuden mehrerer Stunden verzehren möchte.

Französische Quadrillen, Strasbourgeois, Cosaques, Menuets à la Reine werden jetzt nur sehr selten, und gleichsam als Production hauptsächlich auf Hausbällen von Kindern ge-

tanzt. Die Erwachsenen geben sich im Ganzen genommen nicht damit ab, schön und zierlich zu tanzen, sie wollen nur recht viel und recht heftig tanzen; der Tanz scheint, einige Angloisen ausgenommen, nichts als der Ausdruck wilder Fröhlichkeit zu seyn, und auf Schönheit und Grazie in den Bewegungen, auf Anstand, Sittlichkeit und Gesundheit, ja selbst auf die mechanische Fertigkeit in der genauen Beobachtung der Tanzschritte wird fast gar nicht gesehen. Jeder hüpfet wie er kann und mag, und beobachtet die Regeln nur in so weit, damit keine Confusion entsteht.

Auf vielen Bällen ist es zur Mode geworden, den sogenannten *Kehraus* oder den letzten Walzer mit einer Art von wildem Tanze zu schließen, an dem die ganze Gesellschaft Theil nimmt, und wozu eine eigne Musik gehört. Dieser Tänze sind mehrerley, *Bohemienne*, *Milady*, *Gallopade* u. s. w. Alle bestehen in einigen leichten allgemeinen Touren, hauptsächlich ist ihr Charakter, *Wildheit*, rasende Schnelligkeit und regelloses Springen. Ich kann sagen, daß, als ich vor einigen Jahren die berühmte *Gallopade* zuerst tanzen sah, ich vor Verwunderung ganz stumm dastand, und nicht begreifen konnte, wie artige und gebildete Mädchen und Weiber sich entschließen könnten, diese bacchanti-

schen Tänze mitzumachen. Nach dem Schall einer höchst eintönigen unbedeutenden Musik, die sich in einem fort wiederholt, und nirgends einen eigentlichen Ruhepunct hat; hüpfet und springt die Gesellschaft, die in eine Colonne wie zum Contretanz angestellt ist, auf und ab, plötzlich ergreift jeder Mann seine Tänzerinn und fliegt in wilden Springen die Reihen mit ihr hinab, dann drängen sich die Paare in mannichfaltigen Figuren wieder bunt durcheinander, dann springt ein Mädchen mit erhitztem Gesicht, mit fliegenden Haaren, aus denen die Blumen und Bänder, die sie vorher reizend und anständig durchschlangen, halbverzettelt herabhängen, durch die lachenden Reihen, und hohlet sich einen Jüngling zum Tanz, und springt wieder in den ungracidsen Springen, die den eigentlichen Pas dieses Tanzes ausmachen, durch die Reihen hinauf, dann läuft der Jüngling, der das Mädchen oben stehen ließ, mit schweißbedecktem Gesicht hinab, hohlet wieder ein Mädchen, springt mit ihm hinauf, und sie läßt ihn los, um wie ihre Gefährtinn einen andern zu suchen. So geht dieser Tanz fort, und wenn sich die Gesellschaft so müde gesprungen, getobt, und geschwitzet hat, daß sie sich nicht mehr regen können, fallen sie ermattet auf die Stühle hin, und lechzen, schnaubend und er-

schöpft nach Ruhe und Kühlung. Und das soll ein Vergnügen seyn! das ist die Krone der Unterhaltung für gesittete, gebildete Menschen, das ist der Lieblingstanz so vieler junger Mädchen; denn zur Schande des schönen Geschlechts ist die Bemerkung allgemein bestätigt, daß die Tänzerinnen viel mehr Werth auf diese wilde Belustigung legen, und auch viel länger aushalten können, als die Tänzer. Ich war einmahl versucht, ein sehr junges und dabey sehr hübsches Mädchen, das wie eine Rasende sprang und hüpfte, plötzlich aus den Reihen vor den großen Spiegel zu führen, und ihr ihre wirklich widrige Gestalt, diesen aufgedunsenen ganz mit Blut unterlaufenen Teint, diese großen Schweißtropfen, die über die Wangen liefen, und Furchen in den Rouge zogen, diese wilden Blicke, diese nassen, aus allen Ringeln gegangenen Locken, die ohne Schmuck, ohne Ordnung um die Stirn flozen, diesen zerdrückten durch Tanz, Staub und Gedränge verdorbnen Anzug zu zeigen, und sie zu fragen, ob es möglich sey, in dieser Mänaden-Gestalt die reizende Nymphe zu erkennen, die vor sechs oder sieben Stunden in dem weissen goldgegürteten Gewand, mit dem echt griechischen Kopfsputz, den nur ein Blumenkranz verschönerte, lieblich blühend und sittsam wie eine ausbrechende Rosenknospe in

den Saal trat? Was ich in Rückficht auf ihre Gesundheit hätte sagen können, würde vielleicht keinen oder nur wenig Eindruck gemacht haben, so richtig und unwiderlegbar es auch gewesen wäre; ich wollte sie also nur von Seite ihrer Eitelkeit, die vermuthlich ihre schwächste war, angreifen, aber ich besann mich, und unterließ es, eben weil ich nicht gerne den Sittenprediger mache, das weiß ich aber gewiß, daß das Mädchen, welches Ansprüche auf meine Liebe und Achtung machen wollte, keinen solchen Tanz tanzen dürfte. Der Bothe wartet, ich muß schließen, und noch einige Anstalten zu meiner Abreise treffen. Leb wohl, von Wien erhält Du bald Nachricht von mir.

Neunter Brief.

Rückkehr des Verfassers. Schilderung der Ansicht
von Wien. Musik. Schöpfung von Hrn. Haydn.

Wien Jänner.

Da bin ich wieder — und habe Alles, dem Himmel sey Dank, in vollkommener Ruhe, und den besten Hoffnungen wiedergefunden. Zwar sieht es in einigen Stücken noch ziemlich militärisch aus, auf jedem Schritt begegnet man Soldaten von allen Farben, Formen, Nationen und Arten, Freykorps und regulirte Truppen, Rothmäntel und Fuhrwesen, Insurgenten und Recruten, blau und grün, weiß und roth mit Casquen und Mützen, mit Hüthen und Kalpacks, es liegt eine ungeheure Menge Militär in der Stadt und den nahen Dörfern, und das Hauptquartier ist zu Schönbrunn in dem

Kaiserlichen Lustschlosse. Indessen aber sieht man keine weiteren Anstalten zur Vertheidigung der Stadt mehr machen, und auch im Übrigen keine Bewegungen, die auf Fortsetzung des Kriegs deuteten. Dief und die täglich vermehrten und bestätigten Friedensgerüchte haben die Wiener nach und nach beruhigt. Alles hofft auf das Ende des Elends, und erwartet mit jedem Tage die Publication ihres lang ersehnten Glücks, der Waffenstillstand ist bald zu Ende, und ihr Schicksal muß sich entscheiden, ins Gute, wie Jedermann hofft.

Bei diesen Umständen hört man aber natürlich noch sehr wenig von Faschingsunterhaltungen. Die letzte Redoute war zwar ziemlich lebhaft, auf den Sälen wird auch getanzt, aber noch habe ich nichts von Privatbällen erfahren können, weil Jedermann zurückhält und sich scheut, ehe noch das Loos gefallen ist, mit voreiligen Freudensausbrüchen hervorzutreten. Alles was man unternimmt, sind allenfalls Musiken oder Dratorien, die öffentlich um Geld gegeben, und deren Ertrag zur Unterstützung des Freycorps oder der verwundeten Soldaten und der armen Wittwen und Kinder sehr edel gewidmet ist. So wurde in der vorigen Hinsicht eine Cantate von Hrn. Kautenstrauch zweymahl, und in der letzten

Absicht neuerlich die Schöpfung von Haydn im
 Redoutensaale gegeben. Es war, wie Du den-
 ken kannst, nicht das erstemahl, daß ich dieses
 höchste Meisterstück der Tonkunst hörte, aber
 mein Vergnügen war größer als alle vorher-
 gehenden Mahle; denn je öfter man diese Har-
 monien hört, je tiefer man sich in ihren Geist
 und ihren unnachahmlichen Ausdruck hineindenkt,
 je höher und reiner ist das Vergnügen, das sie
 gewähren. Du hast mir schon lange eine Be-
 schreibung davon abgefordert, aber läßt sich
 so etwas beschreiben? Wie jekt des Chaos re-
 gellose unzusammenhängende Dissonanzen, in
 denen man die Urkräfte wogen und fluthen
 zu hören meint, auf einmahl schweigen, der
 Geist Gottes still und unbeweglich über den
 Wassern schwebt, und die feyerlichste Erwar-
 tung in gleichen abgemessnen Tönen, die sich
 weder merklich heben noch sinken, unsre Seele
 spannt, bis auf einmahl der Erstgebohrte der
 Schöpfung, das Licht, auf Gottes Wort hervor-
 bricht, und nun Ordnung, Bewegung, und
 Leben in das Ganze kömmt! Wie dann nach
 dem wilden Kampf der rebellischen Geister Ver-
 wirtung und Mistöne sich in die reinste gefäl-
 ligste Melodie auflösen, und die neue Welt
 jugendlich und schön hervorgeht! Dann hörst
 Du Donner, Schnee und Regen in den Cha-

rakteristischsten Bezeichnungen, das Meer brauset, der Fluß gleitet majestätisch dahin, die Quelle rieselt im Thale, die Sonne steigt in immer wachsenden Accorden vor Dir empor, sanfte leise halbuaterdrückte Töne zaubern Dich in eine stille Nochnacht, und englische Gesänge, wie nur Klopstock sie denken und Haydn sie tönen lassen kann, schließen jedes Tagewerk.

Nun entstehen die Thiere, und Du glaubst jedes in seiner eigenthümlichen Bewegung zu hören. Der Leviathan erhebt sich aus der Fluth, und der Paukenwirbel läßt Dich in unbegreiflicher Täuschung das Überwälzen der rauschenden Wogen hören. Aber über alle Beschreibung erhaben ist nach meinem Gefühle, der Ausdruck von Liebe, Zärtlichkeit und Leidenschaft in dem dritten Theil, der Adams und Evens Andacht und Liebe enthält. Ganz so, wie Milton es schildert, bewohnen die Engel unsichtbar mit den Menschen zugleich die heiligen Fluren des Paradieses, und indes jene in irdischen Gesängen dem Schöpfer ihren Dank bringen, hört man dazwischen das leise Getöse der himmlischen Harfen, und glaubt wie Wielands Alfonso im Oberon mit reinen geöffneten Sinnen die Töne der höhern Geisterwelt schon hier auf Erden zu vernehmen.

Wer, der je die Macht der Liebe gefühlt hat, kann dem Ausdrucke des letzten Duettes widerstehen? es berührt alle Saiten des Herzens, und alle tönen sympathetisch mit. Hier kann man sagen: Liebe, wer die Liebe nicht gekannt; wieder liebe, wer die Liebe schon gekannt. Alle Gefühle, alle Scenen gegenwärtiger oder vergangner Seligkeiten erheben sich mit dem Sauber dieser Harmonien in der Seele, man fühlt doppelt, wenn man wirklich liebt, und die Vergangenheit lebt allmählich auf; ja selbst Greise müssen in angenehmen Erinnerungen an ihre Jugendgefühle die Wahrheit und Stärke des Ausdrucks dieser Musik eingestehen. Und ist denn nicht Haydn selbst schon dem Greisenalter nahe? Das eben ist das bewundernswürdigste, und es wird immer eine der außerordentlichsten Erscheinungen sowohl für Menschenkenner als den Liebhaber der Tonkunst seyn, diese feurige erhabne Phantasie, diese Fülle von Gedanken, diese Zartheit der Empfindung, diese Stärke der Leidenschaft, kurz den ganzen Charakter der Jugend mit allen Vorzügen der Reifeit, des Ernstes und der Mäßigkeit, die nur Erfahrung und Alter geben, in diesem göttlichen Meisterwerke vereint zu sehen, und wie in wenigen gesegneten Climaten die Reize des Früh-

lings, Sommers und Herbstes in freundlichem Bunde mit einander zu genießen.

Ich kann diesen Brief über Faschingsunterhaltungen unmöglich mit einem würdigern und interessantern Gegenstande schließen; jeder andre, den ich nach diesem behandeln könnte, würde Dir kleinlich und unbedeutend scheinen. Leb also wohl indessen; wenn die wechselnden Horen uns wieder etwas neues und vielleicht den göttlichen Frieden bringen, sollst Du sogleich Nachrichten von Deinem Freunde erhalten.

Zehnter Brief.

Friede. Charakter der Wiener. Wohlstand der untern, Reichthum der höhern Stände. Edles Betragen bey allgemeinen Drangsalen.

Februar 1801.

Es ist Friede, Wilhelm! Friede! und Du kannst Dir einen Begriff von der Freude der Wiener über diese endlich erlangte Erfüllung ihrer heißen Wünsche machen, wenn Du Dich der Angst, der Traurigkeit, der an Verzweiflung grenzenden Muthlosigkeit erinnerst, mit der sie vor acht Wochen ihrem nahen Untergange entgegen sahen, und Dir den schwankenden Zustand von stets wechselnder Furcht und Hoffnung vorstellst, in welchem sie so lange seit dieser Zeit immerfort schweben mußten. Je näher man dieß joviale, gutmüthige, ehrliche aber auch sehr sinnliche und an Behaglichkeit gewohnte Völkchen kennt, je besser kann man sich in das Schreckliche

ihrer Lage denken, und je mehr Mitleid mußte diese einflößen. Wer Wien nicht gesehen hat, kann sich schwerlich einen Begriff von dem fast durchgängig verbreiteten Wohlstand, auch selbst der untersten Klassen, von ihrem bequemen häuslichen Leben, von dem Ueberfluß, der an ihren Tafeln, und von der Kostbarkeit, die in ihrer Einrichtung und Kleidung herrscht, machen. Der Charakter der Wiener gleicht im Ganzen dem Charakter aller Hauptstadtbewohner. Luxus, Ergötzlichkeiten, Beyspiel der höhern Stände, Gelegenheit zur Verschwendung, Anreizungen zur Befriedigung aller Arten von sinnlichen Genüssen, hochgetriebne Industrie, Leichtigkeit bey einem etwas weitem Gewissen bald reich zu werden, Veränderlichkeit der Moden, Zusammenfluß von Fremden, und von allen Schätzen der übrigen Provinzen, Entfernung von der Natur, Aufhäufung vieler Menschen auf einem kleinen Raum, u. s. w. mit einem Worte, das Leben in großen Städten hat längst dem Charakter ihrer Bewohner eine Art von *air de Famille* eingedrückt, das bloß nach dem Klima, und dem zum Grund liegenden Nationalcharakter modifizirt wird. Die Wiener gleichen also in allen Sügen, welche die Wirkung der Hauptstadt sind, vollkommen den Bewohnern von London,

Paris, Berlin u. s. w. wie den Bewohnern von Athen und Rom. Aber die Tügte, die ihnen individuell sind, und aus ihren eigenthümlichen Verhältnissen entspringen, sind ein hoher Grad von Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit, Offenheit, Treue und Anhänglichkeit an ihr Fürstenhaus und eine bewundernswürdige Geduld und Resignation in Ertragung öffentlicher und allgemeiner Drangsale. Da die Linie, welche gute Eigenschaften und Fehler scheidet, so haarscharf gezogen ist, da die Fehler oft nur aus einem Uebermaße der guten Eigenschaft entstehen, und es überhaupt so schwer ist in allen Fällen die goldne Mittelstraße zu halten, und sich vor dem nequid nimis zu hüten, so ist es natürlich, daß man bey den Wienern sehr oft die Schwächen und Fehler antrifft, die so dicht an ihre Tugenden grenzen. Indessen ist es billig darüber hinaus zu sehn. Sie sind Menschen; die Verbindung von Umständen, Kräften und Fähigkeiten, die sie zu diesen Fehlern geneigt machen, hat ja auch jene Tugenden erzeugt, und wer diese schätzt und ehrt, muß sich auch jene gefallen lassen, weil es unmöglich ist, in einer Menschenmaße vor ungefähr zweymal hundert funfzig tausend Seelen, nichts, oder doch meistens nichts

als Philosophen anzutreffen, die nur genau so viel thun, als recht ist.

Diese Gutmüthigkeit, Ehrlichkeit und Offenheit der Wiener scheinen überhaupt National-Grundzüge des österreichischen Charakters zu seyn, so wie auch die Treue und Anhänglichkeit an ihren Fürsten, die aus der süßen Gewohnheit entstanden ist, seit Jahrhunderten im Ganzen genommen, immer gelinde, gerecht und schonend regiert worden zu seyn, und sich eines immer zunehmenden Wohlstandes unter ihren gütigen Beherrschern erfreuen zu können. Dieser Wohlstand ist wirklich außerordentlich groß, und (obwohl ich Paris und London nur aus Beschreibungen kenne, traue ich mich doch zu versichern) gleichmäßiger und also viel beglückender vertheilt, als in jenen beyden Hauptstädten. Es ist ein angenehmes Schauspiel für einen Menschen, der gern Fröhliche und Glückliche um sich sieht, an Sonntagen die Versammlungsplätze der untern Classen, wozu ich Handwerksbursche, Tagelöhner, Handarbeiterinnen, Fabrikarbeiter, Handlanger u. s. w. zähle, zu besuchen. Zerriffene, oder auch nur schadhafte oder beschmutzte Kleider zu sehen ist eine außerordentliche Seltenheit, und bloß das Eigenthum und der Aushängeschilder für eine so große Stadt nicht sehr zahl-

reichen Bettlergilde. Aber selbst unter diesen wird man selten bloße Füße sehen, und Schuhe und Strümpfe hat — das kann man sicher als Regel annehmen, auch der ärmste Einwohner Wiens am Sonntage, (denn von Wochentagen, wo auch nicht dürftige Leute aus den arbeitenden Klassen der Bequemlichkeit und Leichtigkeit wegen keine anhaben, ist nicht die Rede) alles ist also reinlich, anständig gekleidet, und die allermeisten sogar mit einiger Zierlichkeit und nicht ohne überflüssige Zierrathen. Man sieht beynahе kein Weib aus den untern Ständen, das nicht irgend ein seidnes und sehr sauberes Kleidungsstück, sey es nun Rock, Corsett oder Schürze hätte; die größte Anzahl hat sogar goldreiche Hauben. Die Männer sind nach ihrer Art ebenfalls gut gekleidet, viele haben Uhren, silberne Schnallen, silberne Stockknöpfe, feine Halsbinden, saubere Gillets u. s. w. und auffer diesem wohlstandverkündenden Anzuge noch ein überflüssiges Stück Geld in der Tasche, das für das Vergnügen des Sonntags bestimmt ist. Für dieses Geld ist der gemeine Mann Nachmittag in einem Wirthshause mit seiner Familie oder seiner Schönen, Braten, Backwerk, Sallat, trinkt Wein oder Bier, und derangirt sich nicht im geringsten durch diese Ausgabe, wenn er nur sonst kein Säufer oder

Spieler ist. Hier weiß man kein Beyspiel von dem in London nicht seltenem Falle, wo neben den Pallästen des übermüthigsten Luxus die nackte Dürftigkeit verhungert wäre; ein solches Ereigniß würde Epoche in Wien machen, es ist bis jetzt ganz unerhört, und die Wohlthätigkeit und Menschenliebe der Wiener hat nicht weniger Verdienst um diese Seltenheit, als die gute Polizey, und die gleichmäßige Vertheilung der Reichthümer. Wien ist nicht wie London das Paradies der Reichen und die Hölle der Armen; in keiner Hauptstadt kann der Arme so wohlfeilen Lebensunterhalt, so viel menschenfreundliche Unterstützung, und wenn er fleißig ist, so leicht Erwerb finden, als in der arbeitenden Händen immer armen Kaiserstadt. Von diesem behaglichen Zustande der untersten Volksklassen steige Du in Gedanken hinauf zu dem kleinen Handwerker, den ärmern Bürgern, von da zu den Reichen dieses Standes, dann zu der Mittelklasse, und von hier zu dem ersten Adel, stelle Dir nach dem Maasstabe der untersten Stufen den Wohlstand, den Reichthum und die fürstliche Pracht vor, die überall verhältnißmäßig in diesen verschiedenen Ständen herrschen muß, und nun denke Dir das alles als die nahe Beute eines unersättlichen raubgierigen Feindes, alle

diese Schätze geplündert, diese Wohnungen der Fröblichkeit und des Wohlbefindens verödet, diesen blühenden Handel zerstört, alle Nerven des lebendigen Staatskörpers gelähmt oder abgeschnitten, und das reelle, große und so dankbar als tief empfundene Glück von Hunderttausenden — auf Jahre, vielleicht auf Jahrhunderte zernichtet! Das war der Zustand von Wien in den letzten Tagen des vergangenen, und den ersten Wochen des neuen Jahrhunderts. Hiezu kam eine außerordentliche Theuerung, die durch die Sperrung der vom Feinde besetzten nahen Länder, durch den Mißwachs des vergangenen Jahres, und durch die Anwesenheit einer ungeheuren Menge Truppen in der Nähe der ohnehin nur künstlich genährten Hauptstadt, veranlaßt wurde, die Einquartierung dieser Truppen, und alle die tausenderley nicht zu verhütenden Unfuge und Excessen, die damit verbunden sind, die kostbare Ernährung derselben in dieser theuren Zeit, die den Einwohnern zur Last fiel, und bey allen diesen Drangsalen, allen diesen Gefahren, bey dem drohenden Verluste ihrer ganzen Habe, fast keine Klage, kein Ausbruch des Unwillens, — nur Geduld, Ausharren, und freywilliges Erbiethen und Darbringen von Geld, Wein, Lebensmitteln, Leinwand zur Erleichterung

und Unterstützung der hülfbedürftigen tapfern Armee! Wahrlich Wilhelm! diese schreckliche Zeit prüfte und bewährte den Charakter des Osterreichischen Volkes auf eine ehrenvolle Art, und gab einen überzeugenden Beweis, wie sehr sie das Vortheilhafte ihrer Lage im Ganzen genommen, gegen die Lage der Bewohner andrer Staaten einsehen, wie tief sie ihr Glück empfinden, wie dankbar sie es schätzen. In diesem standhaften Betragen, in diesem großen und erkannten Wohlstand liegt aber auch, wie ich glaube, die kräftigste und glaubwürdigste Bürgschaft für den Monarchen, daß er von einem solchen Volke keine Empörung, keinen Umsturz einer Ordnung, wobey es sich so wohl befindet, keine Zerrüttung eines Staates, für dessen Erhaltung es so viel thut, zu fürchten habe. Nun hat endlich der göttliche Friede alle diese Aufopferungen belohnt, und Osterreich wird, wie alle guten Menschen hoffen, lange die Früchte einer Ruhe genießen, die es so wohl verdient, und so dankbar erkennt.

Die letzten beyden Faschingstage, die schon in die goldne Zeit des Friedens fielen, waren der heitersten, reinsten Freude geweiht, der Hof wurde am Montage mit lautem Klatschen und dem freudigsten Beyfall im Theater empfangen, und man erwartet

nächstens das Te Deum, vielleicht eine Illumination, Freyspectakel u. s. w. Es versteht sich, daß Du von Allem deinen beschiednen Theil zu hören bekommen wirst. Für jetzt leb wohl; das Gebimmel der Glocken, die den Sterbetag des großen Joseph feyern, und meine Aufmerksamkeit, theils mit ihrem Getöse verwirren, theils durch eine Menge Gedanken, die diese Erinnerung in mir weckt, zerstreuen, hindern mich weiter zu schreiben.

Elfter Brief.

Wallfahrt nach Gernals. Alstervorstadt. Kalvarienberg. Alte Kirchen. Tempelritter. Fräuleinstift.

Februar.

Freylieh ist jetzt die heilige Fastenzeit, und ich wäre Dir nach unserer Abrede, und nach dem Kalender die Beschreibung der Fastenergötlichkeiten schuldig; aber noch giebt es nichts von dieser Art, und ich muß wie beym Fasching in die Vergangenheit zurücksehen, um Dir etwas berichten zu können.

Eine der Haupt-Bußübungen — Ergötlichkeiten — Gewohnheiten — wie Du willst, der Wiener ist an den Sonntagen in der Fasten, oder auch wohl an schönen heitern Wochentagen in ein, eine kleine Viertelstunde von der Stadt gelegnes hübsches

Dorf — Hernals genannt, zu gehen. Hier ist ein Calvarienberg, wohin die Andächtigen wallfahrten, und die Nichtandächtigen spazieren gehn. Die Stationen oder Scenen aus der Leidensgeschichte Jesu, stehen auf dem ganzen Weg von der Stadt bis hinaus in verschiedenen Entfernungen, die Allermeisten und letzten sind aber im Dorfe selbst und auf dem eigentlichen Calvarienberg. Der Weg dahin führt über die Esplanade durch die sehr schöne Alstervorstadt, bey der Linie hinaus in das Dorf, das dicht an derselben liegt, und so wenig ländliches hat, daß es füglich noch für eine Vorstadt gelten könnte. Da die Fasten gemeiniglich bis in den Frühling hinausreicht, so giebt es schon oft hübsche Tage, die den Stadtbewohner aus seinen Mauern locken, und während die große Welt, und was elegant, reich und vornehm ist, in die feuchten kahlen Alleen des Praters hinausrollt, ihre Equipagen und sich selbst zeigt und andere beschauet, strömt die Bürger- und dienende Klasse bey dem entgegengesetzten Schotten- und Burgthor hinaus, um nach Hernals zu wallfahrten. Wie denn immer die Natur diejenigen, die sie suchen und lieben, nicht unbelohnt läßt, so vergilt sie denn auch hier den einfachen unverkünstelten Geschmack des Volkes mit einem reichen Ge-

winn von Freude und Gesundheit. Ich habe diese Promenade oft gemacht, und bin immer mit viel heiterem Gemüthe, mit viel lebendigerem Gefühl von Wohlseyn und Kraft am Abend zurückgekehrt, als wenn ich dieselbe Zeit im Prater zugebracht hatte. Der eigentliche Weg geht zum Schottenthore hinaus. So wie man aus dem zweyten Thore in die Alleen tritt, erdffnet sich ein freyer weiter Schauplaz vor unsern Augen. Die schöne Esplanade, die gegenüberliegenden Vorstädte Währingergasse, Rossau, Lichtenthal, deren Häuser und Palläste mahlerisch auf und zwischen kleinen Hügeln mitten in schönen Gärten liegen, die Kette des Kahlengebirges, die gerade dem Schottenthore gegenüber anfängt, und sich linkerhand hinabziehend, die freundliche Aussicht von dieser Seite begrenzt, die frische Luft, die unmittelbar von den Bergen herweht, das junge Grün, das schon hier und da hervortreibt, das alles macht auf den Spaziergänger, der so eben aus den finstern dumpfen Gassen der Stadt kömmt, einen unbeschreiblich wohlthätigen Eindruck. Nun wandelt man auf festgestampften Grunde vom Staub entfernt unter einer Menge fröhlicher und nach ihrer Art sehr aepuzten Leute, deren Gesichter und Anzug jenen Frohsinn und Wohlstand verkün-

den, wovon ich Dir in meinem vorigen Briefe sprach, der schönen breiten lustigen Alstergasse zu. Rechts wie man in dieselbe tritt, ist eine große ziemlich hübsche Infanterie-Kaserne, an diese stößt das Universalspital ein ungeheures Gebäude, über dessen Lage, Zweckmäßigkeit, Einrichtung, u. s. w. ich mir in einem andern Briefe weilläufiger zu seyn vorbehalte. Hierauf folgen links und rechts eine schöne Kirche, freundliche Seitengassen, niedliche Privathäuser, in deren jeden man beynah durch das Thor in einen geräumigen Hof und Garten sieht. Die Strasse erweitert sich nun zu einer Art kleinen Platz. Hier steht ein sehr schöner Brunnen, der von dem Röhrenwasser, das aus den nicht fernem Gebürgen in die Stadtspringbrunnen geleitet wird, und sehr rein, gesund und lebendig ist, hier im Vorüberfließen versehen wird. Das Becken ist rund, von Stein, und mit einer artigen eisernen Gallerie besetzt, um das Hineinwerfen der Unreinigkeiten zu verhindern. Mitten darinn steht ein Piedestal, auf dessen vier Seiten vier Löwen en Basrelief, die mir, unter uns gesagt, nicht gefallen wollen, die kristallhelle Fluth in vier Strahlen in das Becken gießen. Auf dem Piedestal steht eine colossale aus Erz gegossne meisterhafte Statue, von der Hand des be-

rühmten, und eben so bescheidenen als großen Künstlers Hrn. Fischer. Es ist die Wachsamkeit in Gestalt eines majestätischen hohen Weibes, die eine Lampe in der Hand, und zu ihren Füßen den Storch mit dem Steine in der Kralle hat. Unübertrefflich schön scheint mir der Faltenwurf ihres Gewandes, und der edle sinnige Ausdruck ihres schönen Gesichts; doch ich bin allzuwenig auch nur in dem Vorhofe der Kunst bekannt, um über solche Meisterwerke ein richtiges Urtheil zu wagen. Dieser Brunnen sammt der Statue wurde vor anderthalb Jahren zum Besten und zur Verschönerung der Alstervorstadt aus den Geldern errichtet, welche vor vier Jahren bey der damals drohenden Feindes-Gefahr, zur Einrichtung und Erhaltung des Wieneraufgebodhs von den Einwohnern Wiens in reichem Maße beygesteuert wurden, und nach dem Friedensschlusse von Leoben, ungebraucht übrig blieben.

Hinter dem Brunnen wird die Straße etwas schmaler, aber noch immer breit genug, um daß hier auf der linken Seite vor einer Reihe von sechs bis sieben niedlich und fast in gleichem Style gebauten Häusern, kleine mit Geländern umschloßne Kasenplätze angelegt seyn können, die jeder in

der Mitte eine Allee haben, welche zum Eingange des Hauses führt, und so sechs bis sieben artige kleine Alleen und Gärtchen bilden. Nach diesen Häusern fangen links bereits Kornfelder an, und erinnern in schwachen Bildern an das Landleben. Nun kommt man zur Linie hinaus, und die Aussicht auf zierliche Dörfer, Kornfelder, Rebhügel und das ferne Gebirg ist sehr schön. Der Weg geht nun durch das Dorf Hernalz, das hübsche Häuser, manche prächtige Gärten, wo Leute aus der Stadt den Sommer zubringen, aber sonst nicht viel Interessantes weder in seiner Lage, noch seinen Umgebungen hat. Im Dorfe selbst ist das Gedränge der Menschen, weil die Straße eng ist, immer sehr groß, so, daß viele Leute, worunter auch ich gehöre, vorziehen, hinter dem Dorfe längs den Kornfeldern hinauf bis zur Kirche zu gehn, wo man von dem Gedränge weniger belästet wird, und der Sonne, die man um diese Zeit noch gerne sucht, und der Aussicht ungehindert genießen kann. Hier sowohl als im Dorfe haben Weiber und Mädchen allerley kleine Waaren, Spielzeug für Kinder, Naschereyen, und die berühmten Hernalser Kipfel zu verkaufen. Die Kipfel überhaupt sind eine ganz eigne Art von Brod mit Schmalz und Eiern gemacht, und in

Form eines halben Mondes zusammengerollt, die man zum Kaffeh oder auch sonst ißt, und außer Osterreich oder doch den östereichischen Staaten schwerlich kennen wird; diese Hernalserkipfel zeichnen sich aber durch ihre Güte vorzüglich aus, sind eine Lieblings Speise des Volkes, und ich glaube nicht zu viel zu sagen, daß an einem heiteren Fastensonntag viele tausende in Hernals verkauft und gespeiset werden.

Die Kirche, welche sehr alt, und in einen kleinen Hügel hinein gebaut ist, der sie von drey Seiten umschließt, und den eigentlichen Kalvarienberg ausmacht, ist das Ziel der Wallfahrt. Außen an der längeren Seite der Kirche geht beyderseits eine ziemlich breite steinerne Treppe den Hügel hinauf, die mehrere Absätze, und auf jeden eine steinerne Nische hat, in welchem eine solche Station oder Austritt aus dem Passion, in ziemlich schlechten, geschmacklos bemahlten hölzernen Figuren vorgestellt wird. Oben auf der Spitze des Hügelns gerade hinter und über dem Hochaltar stehn die drey Kreuze Christi und der beyden Missethäter, die man hier Schächer nennt, und wovon der linke, nämlich der unbußfertige seit uralten Zeiten ein Gegenstand des Spottes und Abscheues ist. Die frommen Pilger,

die diesen Spaziergang nicht wie wir Weltfinder der Unterhaltung wegen machen, halten sich nun bey jeder solchen Nische oder Kapelle auf, davon die erste schon am Glacis, die zweyte am Anfange der Alstervorstadt unweit der Stadt steht, knieen dort nieder und beten, und erbauen sich an den hier vorgestellten Geschichten, wo die Juden jedesmal durch rechte Teufelsphysiognomien kenntlich gemacht sind. Man hat mir erzählt, daß zu Anfang und noch in der Mitte dieses Jahrhunderts diese Wallfahrt mit unbeschreiblicher Andacht und den größten Kasteiungen verrichtet wurde. Ganze Processionen, Kreuzträger, die schwere hölzerne Kreuze schleppten, Geißler, die sich selbst mit geflochtenen Stricken blutig hieben, und andere solche Märtyrer zogen nach Hernals, hielten bey jeder Station, und verdoppelten daselbst ihre selbst auferlegten Qualen. Jetzt ist alles das, theils durch Verbothe aufgeklärter Regenten, theils durch den Geist des Zeitalters verschwunden, von Kasteiungen sieht man gar nichts mehr, und bey den Stationen knieen höchstens einige alte Mütterchen. Der ganze übrige Theil der Spaziergänger, und das sind neunzehn Zwanzigtheile des Ganzen, geht gerade bis zur Kirche, bethet dort vielleicht einige Minuten, ist seine

Kipfel und anders Maschwerk, und kehrt mit der früh sinkenden Sonne in die Stadt zurück.

Vormals stand, wie man mir erzählt, auf dem hohen freyen Plage, wo jetzt die Hernalser = Kirche steht, noch eine andere ziemlich geräumige Kirche, welche die eigentliche Pfarrkirche, und in den Zeiten der Reformation ein protestantisches Bethhaus gewesen seyn soll. Daneben war ein kleines niedriges Gebäude, welches das heilige Grab genannt wurde, und ganz nach dem Modell des in Jerusalem befindlichen gebaut war, und endlich noch eine nicht kleine Kapelle, die St. Annen Kapelle genannt. Wenn man den Platz jetzt überieht, so begreift man kaum wie alle diese Kirchen und Kapellen darauf Platz gehabt haben können. In dem Hügel, welcher die Haupt oder sogenannte Berg = Kirche umschließt, sind noch überdieß hinter der Kirche finstere in dem Felsen gehauene Gewölbe, die wieder eben so viele Kapellchen und Erinnerungen an die Leidensgeschichte enthalten, so, daß man den Ort wohl mit Recht eine Kirchen = Collection hätte nennen können. Die Sage erzählt, daß hier einst ein Tempelhof gestanden habe, und leitet den Namen des Dorfes von der Ermordung der Tempelritter, die hier nach den Grundsätzen jener blutdürstigen Politik ent-

hauptet wurden, ab, und schreibt ihn Herrensals, von den abgeschnittenen Hälsen der Tempelherren. Aber abgesehen davon, daß diese Ableitung sehr gezwungen ist, und der an dem Dorfe herabfließende Bach, der Alster = oder Alserbach, eine viel näherliegende Etymologie darbietet, so soll, wie manche Geschichtskundige behaupten, nie ein Tempelhof in Hernals gestanden haben, und dieser unglückliche Orden in den österreichischen Staaten auch auf keine so grausame Art vernichtet worden seyn.

Ich gestehe Dir, daß meine Phantasie nur sehr ungern diesen Ueberzeugungen wich, und daß mein Herz einige recht angenehme schwärmerische Momente, durch diese leidige Belehrung verloren hatte. Wahrheit! köstliche Gabe des Himmels! — Beglückerin der Sterblichen! ich erkenne den ganzen überschwenglichen Werth deiner alles erhellenden, alles berichtigenden Strahlen! aber mich hast du dießmahl, wie schon öfters um einige meiner angenehmsten Gefühle meiner köstlichsten Stunden gebracht. Schilt mich nicht, Wilhelm — Du kennst mich — Du weißt, daß ich mich nie der Sünde in den heiligen Geist schuldig gemacht habe, der erkannten Wahrheit zu widerstreben; aber was kann ich für meine Maulwurfsnatur, oder für mein Schick-

sal, daß es mir so oft im Dunkeln besser, wohler war als im Lichte, vor dem mein Glück gleich einem Traum verschwindet! Du weißt, daß mein Schwager während seines Aufenthalts in Wien einen Sommer in diesem Dorfe zubrachte, ich besuchte ihn oft, und kehrte mehr als einmahl in stillen Sommernächten spät und allein in die Stadt zurück. Mein Weg führte mich bey der Kirche vorbei, da setzte ich mich auf einen Stein am Calvarienberg nieder, und rief die Vergangenheit hervor, und ließ die Gegend um mich die Gestalt annehmen, die sie vor sechs oder sieben hundert Jahren haben mochte. Ich sah die Tempelritter in ihren weißen Mänteln Paar und Paar des Nachts über den Platz der Kirche zu wallen, ich hörte ihren Chorgesang, ich sah sie am Tage auf der vormahls freyen Ebene um die Kirche ihre ritterliche Uebungen halten, ich sah in einer grauenvollen Mondnacht alle diese Edeln, deren Tapferkeit den Saracenen furchtbar war, wehrlos und ungerochen unter dem Schwerte des Henkers fallen, ich hörte ihre letzten hochherzigen Reden, sah die weißen Mäntel mit Blut beströmt, und wehmüthige Gefühle, jene angenehme Schwermuth, welche das Andenken an unglückliche Opfer des Vorurtheils oder der Habsucht, und die Schauer der Ver-

gangenheit erweckten, bewegten mein Herz auf eine unbegreiflich süße Art. Nun ist die holde Täuschung verschwunden, und das Zauberbild der Einbildungskraft ist in den Schoos der Nacht zurück gekehrt.

Der Kirche gegenüber steht ein langes hohes Gebäude, ein Erziehungsinstitut für arme Offiziertöchter, das vom verstorbenen Kaiser Joseph errichtet, und der Aufsicht der Frau von Zehe, einer sehr gebildeten verständigen Frau übergeben wurde. Die Mädchen werden hier zu Gouvernanten bestimmt und erzogen, und in manchem großen Hause in Wien leitet nun ein deutsches in Wien gebildetes Mädchen das wichtige Geschäft der Erziehung, das sonst zum großen Nachtheil des Nationalcharakters Fremden überlassen wurde. Es sind vierzig bis fünfzig Mädchen in dem Stifte, und manche recht hübsche Gesichtchen darunter. Wenn ich an einem Sonntage Vormittag zu meinem Schwager kam, versäumte ich nie mich um halb eilf Uhr ungefähr an der Kirchthüre einzufinden und den Zug der Mädchen anzusehen, die Paar und Paar weißgekleidet nur durch die Farben ihrer Bänder verschieden aus der Kirche über den kleinen Platz in ihr Stift zurückgingen, und mich an dem Aublick so vieler blühender und mitunter hübscher Jugend zu weiden.

Sonst sind noch einige Fabriken und einige sehr schöne Privatgärten in diesem Dorfe, und im Sommer, wenn alle Häuser von Stadtleuten bewohnt sind, ist es ziemlich lebhaft daselbst; auch geht der Weg nach den elisäischen Hainen von Dornbach, die ich Dir ein andersmahl weiltläufiger beschreiben werde, hier durch. Lebwohl, Lieber, im nächsten Briefe mehr von den nun schon beginnenden Spaziergängen.

Zwölfter Brief.

Vastey. Ungesunde Luft in Wien. Anzug der Damen. Eßkünde. Vorurtheil der Fremden gegen Wien in Absicht des Essens. Tafeln. Tagesordnung der Wiener. Kaffee. Sahne. Mittags — Abendtafeln. Wunsch einer Reform. Verkehrte Lebensordnung der großen Welt.

Februar 1801.

Das Wetter ist mild, aber noch immer sehr naß, wie den ganzen Winter hindurch; doch haben wir schon ein paar schöne Tage gehabt, an denen die Wienerwelt dem lockenden Sonnenstrahl nicht zu widerstehn vermochte, und sich schon in ziemlich großer Anzahl auf die Vastey wagte, um des ersten Wehens lauerer Lüfte zu genießen. Wien selbst, die Festung ist klein im Vergleich mit andern Hauptstädten, aber außerordentlich bewohnt, die

Straßen sind eng, größtentheils schmutzig. die Plätze, den Hof und Hohenmarkt etwa ausgenommen, wenig breiter und geräumiger als manche Straßen in andern Städten, oder selbst in den hiesigen Vorstädten. Die seltenen Gärtchen, die vor funfzehn oder zwanzig Jahren bey einigen Pallästen und Klöstern standen, und eine gesunde Luft ausathmeten, sind bis auf ein Paar, alle zu himmelhohen Häusern von vier bis fünf Stockwerken verbaut. Wenn irgendwo ein altes Haus, das nur zwey oder drey Geschosse hat, niedgerissen wird, so setzt der neue Erbauer eines von noch einmahl so viel auf den Platz. Jeder Winkel ist kostbar, jedes Stübchen wird mit Nutzen und sehr theuer vermietet, folglich sucht der Bauherr aus seinem Raume so viel Vortheil als möglich zu ziehen; keine lustigen geräumigen Höfe, keine hohen freyen Zimmer, keine Vorplätze oder Vorhäuser, keine offenen Gallerien, nur Zimmer an Zimmer, so klein, so niedrig, so voll Fenster und Thüren als man kann, jeder Winkel verbaut, jeder Platz verwendet. So sind die meisten neuen Häuser in Wien, und in diesen der Luft und Sonne verschlossenen Gemächern, in diesen zum Himmel emporragenden Thürren, in diesen dumpfen finstern Gassen ist eine ungeheure Menge Men-

schen übereinander gehäuft. Hier athmen so viele tausend menschliche Körper, so viele tausend Pferde und Hunde ihre Ausdünstungen in die sparsam zugemessene Luft. Hier steigt der Dampf von so viel Ställen, Ausgüssen, der Rauch von so vielen Essen, so vielen Feuerstätten, der Geruch stark duftender Waaren der Specerey- und anderer Kaufleute, der verpestende Gestank aller Unreinlichkeiten auf den Straßen und in den Thorwegen beständig empor und schwängert die Luft, die, wenn sie nicht wie jetzt voll Nebel und Feuchtigkeit ist, beständig von einer Staubwolke verfinstert wird, mit mephitischen Theilen. Ist es nun wohl nicht sehr natürlich, daß, was auch manche Ärzte von der Schädlichkeit der feuchten Witterung, von den Erddämpfen, die um diese Jahreszeit emporsteigen, sagen mögen, Jedermann, dessen Geschäfte und Umstände es gestatten, so bald nur ein Sonnenstrahl durch die erheiterte Luft blickt, sogleich dem einzigen nahen Orte, wo es möglich ist, eine etwas reinere Atmosphäre zu athmen, der Bastey zuweilt. Diese Bastey ist nichts anders als ein ungleich breiter Weg auf den Festungswerken um die Stadt, wo man aber eine größten Theils sehr angenehme Aussicht auf die Vorstädte, manche ihrer schönen Palläste, Kir-

chen und Gärten, auf das Gebirg, auf die majestätische Donau und ihre Inseln und Auen hat. So nach zwölf Uhr ungefähr eilt die schöne Welt, welche keine Equipage hat, oder sie gerade diesen Tag nicht brauchen will, (denn wer fahren kann und mag, besucht den Prater) auf den verschiedenen Aufgängen der Bastey zu. Der besuchteste, galanteste Theil derselben, obgleich bey weitem nicht der, der die beste Aussicht hat (doch was kümmert den Städter eine Naturschönheit) ist von dem sogenannten Paradies oder Kaisergärtchen, das längs dem Wall hinabläuft, und nebst einer wohl getroffenen Statue equestre des verstorbenen Kaisers Franz des I. noch ein sehr hübsches Gloriett hat, bis unterhalb des Palastes des weil. Grafen v. Pellegrini, der auch ein artiges Gärtchen am Hause hat, und ein noch artigeres über der Straße mitten zwischen den Festungsmauern hatte, das aber leider dem schrecklichen Projecte, die Stadt zu vertheidigen, aufgeopfert wurde. Hier geht nun die elegante Welt ungefähr eine Stunde lang unermüdet auf und ab, ohne sich auch nur um fünfzig Schritte oben oder unten über den Zauberkreis, worein Neugier und Eitelkeit sie bannen, hinaus zu wagen, über den Paradeplatz, der gerade gegenüber der kais. Burg, dann längs dem Naturalienkabinette

und der Bibliothek, neben dem Pallast des Herzogs Albert von Sachsen hinab vor das Kärntnerthortheater, das Kärntnerthor und noch einige Privathäuser vorbey, über den kleinen Hügel neben dem Pellegrinischen Pallaste, wieder bey einigen Privathäusern und dem Arsenale vorbey, bis zu dem Hause des Feldmarschalls Lascy zu einem Schranken, der quer über den Weg geht, ohne ihn jedoch zu sperren. Hier kehren sie um, und gehn wieder bis ans Paradiesgärtchen und so immerfort. Auf dem Paradeplatz ist seit drey Jahren ungefähr durch die gütigen Anstalten des kaiserl. Hofes ein kleines Gloriett gebaut, und eine Menge Bäume mit artigen Bänken dazwischen gesetzt worden, die dem Theil der Wiener, welche den Sommer über nicht in Gärten wohnen, und entweder keine Equipage oder keine Zeit haben, täglich weite Spaziergänge vor die Stadt oder die Linien zu machen, zur einzigen Abendpromenade oder Erquickung dienen. Da aber diese Unterhaltung eigentlich nur für die Sommermonate gehört, so behalte ich mir vor, seiner Zeit davon zu reden. Für jetzt dienen diese Bäume ohne Laub, und dieses Gloriett ohne Befronnen und kühlenden Getränken, diese Bänke ohne Leute, die sich darauf setzen, bloß zu einer angenehmen Erinnerung auf vergangne

und künftige Freuden. Die Freuden der Ba-
 stey im Februar und März und in den bey-
 den Herbstmonaten, die ihnen an Tempera-
 tur entsprechen, bestehen bloß im Spazieren-
 gehn auf dem sonnigen Wall, im Sehen
 und Gesehenwerden. Hier kann man die
 neuesten Moden an unsern Incroyables und
 Elegans sehen; jene in dünnen durchsichti-
 gen Gewändern, wovon es wirklich unglaub-
 lich ist, wie man sie in dieser Jahreszeit ohne
 augenscheinliche Gefahr für seine Gesundheit
 tragen kann, die ein rauher Februar = Zephyr
 noch ziemlich unbarmherzig durchbläst, mit
 unverhüllter Brust und nackten Armen, die
 der offene kurze knappe Spencer nur pro
 forma vor der Kälte schützt; diese, näm-
 lich die Elegans mit weiten hängenden Röcken,
 Titusköpfen, großen goldenen Ohrringen,
 haushenden Halstüchern, kleinen Hüthen,
 Halbiefeln, u. s. w. Nur selten sieht man
 eine Pelzvalatine, einen Pelz, einen mit
 Rauchwerk verbrämten Nelson, (oder wie
 die Dinger heißen; denn unsre Damen tra-
 gen bald das ganze englische Oberhaus am
 Leibe.) Es ist Mode nicht zu frieren, es ist
 Mode unter dem acht und vierzigsten Grade
 nördlicher Breite so gekleidet zu gehen, wie
 unterm dreyßigsten, und mit deutschen Kör-
 per in deutscher Atmosphäre Griechinnen seyn

zu wollen. Nun bey Manchen, wo Jugend und Schönheit oder wenigstens ein regelmässiger Wuchs und ein geschmackvoller Anzug die Täuschung befördern, geht es noch an, die guten Kinder mögen sehen wie sie sich mit ihrer Gesundheit abfinden, aber es giebt Griechinnen, o lieber Wilhelm! Griechinnen, mit knappen durchsichtigen Gewändern, mit hochgeschürzten Röcken u. s. w., deren Wuchs, Gesichtsfarbe und ganze Haltung wahrhaft für Lappländerinnen nicht zu schön wären. Wie das griechische Costume solche Gestalten verhäßlicht, kann ich Dir gar nicht sagen. Warum sind diese Stieffkinder der Natur nicht bey ihrem gothischen Anzug geblieben, oder warum erlaubt ihnen der Despotismus der Mode nicht dabey zu bleiben? Doch nein, die Göttin ist nicht so strenge; in der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Formen, in der ewig flutenden Abwechslung ihrer Schöpfungen sände gewiß jedes Alter, jede Gestalt einige, ja viele Ideen und Erfindungen, die es wohl kleiden, ja vielleicht verschönern würden! aber das ist eben das Unglück, daß jene Stieffkinder der Natur meistens nicht allein an körperlicher Schönheit, sondern auch an Sinn fürs Schöne verwahrloset sind, daß sie die Absicht der vielgestaltigen Göttin ganz verkennen, welche jetzt mehr

als je, Allen Alles zu seyn strebt, — daß sie jede ihrer Erfindungen mit knechtischer Angstlichkeit nachahmen, und ohne Rücksicht auf ihre Gestalt Alles tragen, sich mit Allem behängen, was nur immer aus der Phantasie der Priesterinnen jener Göttinn, der launischen, erfindungsreichen, capriciösen Marchandes de Modes kömmt. Du lächelst, daß Du mich die Apologie der Mode machen, und eine Göttinn, über deren Tyranny der Erdkreis seufzt, als gütig oder wenigstens gefällig preisen hörst. Aber sey unpartheyisch — lieber Wilhelm! komm mit mir auf die Bastey, sieh hier in den ersten Strahlen der jungen Frühlingssonne die reizenden Gestalten in ihren weißen griechischen Kleidern, die sich wie die hochgepriesenen nassen Gewänder an den Bildsäulen um die schlanken Glieder schmiegen, dahinschweben, einen feinen Schleier phantastisch durch das aufgebundene Haar geschlungen, daß ein Zipfel wie entschlüpft auf eine Schulter herabfällt, oder mit den knappen Spencern, deren dunkle Farbe den weißen halbentbloßten Busen blendend erhöht, mit einem Sammetkäppchen, das nur auf einer Seite mit einer vorspringenden Spitze die Stirne halb beschattet, und auf der andern die üppige Fülle der Locken zeigt, zwar alle bekleidet, aber alle so, daß

Die eine Hälfte, die man nicht verstecket,
Mehr als das Ganze ist:
Sieh das Alles, und

dann gehe hin und schreye Zeter über die Mode, die deinen Augen diesen Genuß gewährt. Ob die Damen recht daran thun unsern Augen diesen Genuß zu gestatten, ob sie nicht weit besser, oder wenigstens klüger handelten, nicht alle ihre Reize so bloß zu stellen — das gehört auf ein anderes Blatt — und ich sage nichts davon, wie ich wünschte, daß mein Mädchen oder mein Weib sich kleidete. Indes auch dafür hat die Alles umfassende Göttinn gesorgt, sie hat in ihren Borrathskammern sehr niedliche, reizende und äußerst züchtige Anzüge für Weiber und Mädchen, die gern sitzsam und doch modern gekleidet seyn wollen, sie hat Anzüge für das mittlere Alter, sie hat wohlthätige Verbüllungen für körperliche Fehler, sie hat Schaals, lange Schleyer, grosse Hüthe, modeste Häubchen, Schürzen, hoch am Hals schließende Kleider, kurz sie hat Alles für Alle; kann sie dafür, wenn Eitelkeit, Frechheit, Geschmacklosigkeit immerwährende Mißgriffe thun? wenn die Lappländerinn den Anzug der Griechin nimmt, das kleine niedliche Figürchen ihr Duodez-Gesichtchen unter einem Helm verbirgt, und die Damengestalt ein Caprice-Calossade

Häubchen auf ein Ohr setzt? Wirklich das ist nicht die Schuld der Götinn.

Doch indem wir so schwazen, und die Spazierengehenden Revue passiren lassen, fangen die Uhren der Stadt nach einander an, ein viertel über eins und halb zwey zu schlagen. Es ist bald Essenszeit, denn noch wird in den meisten Häusern des wohlhabenden Mittelstandes in Wien um zwey Uhr gespeiset, früher ist der gemeine Mann, oder wen besondere Verhältnisse dazu bewegen, später, so um drey oder halb vier Uhr die gar elegante Welt und der hohe Adel. Da wir nun weder zu diesem noch zu jener gehören, so ist es Zeit die Bastey zu verlassen, und uns an den Ort zu verfügen, wo wir etwa heut gebethen sind, was denn bey der Gastfreyheit der Wiener und ihrer zuvorkommenden Gefälligkeit gegen uns Fremde, fast täglich irgendwo bey einem unserer Bekannten geschieht. Schon steigt — wie Thümmel sagt — der Duft von allen den Hekatomben, die jetzt dem Comus geopfert werden, balsamisch aus den Fenstern der Herrschaftsküchen, vor die wir vorbegeh'n in der Luft, und erregt in unserm mitfühhlenden Magen eine sympathetische Bewegung. Wir gehen über den besuchtesten Weg, nämlich über die kleine grüne Brücke, die Kaiser Joseph

zur Bequemlichkeit der Spazierenden machen ließ, gegen die Burg hinab, über den Burgplatz (den Hof des Kaiserl. Pallastes) und über den Kohlmarkt. Kaum sind wir einige Häuser weit gegangen, so kommt uns der Geruch von frischgebackenen Pastetten und allerhand anderem theils süßen, theils mit Fleisch gefülltem Naschwerk lieblich entgegen, und lockt uns mit unwiderstehlichem Zauber in das Gewölbe des Pastettenbeckers, wo wir die aufgeregte Eglust mit flüchtigen Naschereyen stillen, und nun durch die Straßen, die allgemach leerer und stiller zu werden beginnen, unsern Bestimmungsort zuilen. Man empfängt uns herzlich und gastfreundlich — der Bediente meldet, daß die Speisen aufgetragen sind — die Gesellschaft erhebt sich, jeder Mann biethet einer Dame die Hand, und so rauscht man ins Eßzimmer, wo oft auf Silber — meistens aber auf dem sehr schönen geschmackvollen Porzellan der hiesigen Fabrike ein niedliches und fast immer mäßiges Diner zierlich und einladend servirt ist.

Es ist ein altes Vorurtheil, daß in Oesterreich und besonders in Wien so unmenschlich stark gegessen werde, und der Ausländer, besonders der nüchterne Sachse, oder der Italiener stellt sich Wien als ein wahres

Paese di Coccagna vor, aber mit Unrecht. Vor Zeiten mochte diese Vorstellung gegründet gewesen seyn, denn ich versichere Dich, daß ich mit Staunen die Erzählungen von den Tafeln, Tausen (Gouter, ein besonders Provinzialwort der Oesterreicher) und Bescheidessen, die jeder Gast, nachdem er so viel gegessen hatte als er vermochte, noch mit nach Hause nahm, anhörte — aber das war vor Zeiten — und mag vielleicht noch hier und da auf dem Lande, in kleinen Städten und in Wien bey jenen Bürgern, die in ihrer Lebensart und allen ihren häuslichen Einrichtungen noch die Sitten ihrer Väter bewahren und befolgen, statt haben. Aber hierin hat Wien nichts besonderes, und die deutschen Reichsstädte und viele andre Orte in Deutschland, wo Wohlhabenheit und alte Sitten herrschen, biethen in dieser Rücksicht dasselbe Gemälde dar. Was nur immer einigen Anspruch auf Bildung macht, was auch nur ferne mit der großen Welt zusammenhängt, ist in der Regel mäßig; aber wer es kann — und in Wien und Oesterreich können es sehr viele — auch sehr lecker. Man sieht jetzt keine Tafeln mehr, die sich unter der Last der Schüsseln beugen, wo alle möglichen Fleischspeisen und Braten, die der Meyerhof, die Wildbahn, und der Metzger

liefern, die Gäfte schon durch die Augen
 sättigen, keine ungeheuren Pastetten, über-
 haupt keine großen Schüsseln, und vor allem
 keine solchen Gallerien von Weinflaschen und
 Kühleffeln mehr vor jedem Gaste. Ein
 elegantes Plateau, ein Meisterwerk des Con-
 ditors oder Glasspinners, schöne porzellanene
 Figuren, Vasen, und wenn es die Jahreszeit
 erlaubet, auch frische Blumen zieren die Ta-
 fel, ergözen das Auge, gewähren zugleich
 ästhetischen Genuß, und vereinigen so die
 feineren sinnlichen und geistigen Vergnügung-
 en mit den niedrigeren der Stillung eines
 thierischen Bedürfnisses. Mehl - Pflanzen -
 Milch - und Fische speisen wechseln auf jeder
 wohlgeordneten Tafel mit dem Fleisch ab,
 die Schüsseln sind klein, aber mannigfaltig,
 und die Bereinigung der seltensten, leckersten
 und verschiedensten Arten von Gerichten,
 macht eine solche Tafel vielleicht kostbarer und
 auch der Gesundheit nachtheiliger, als die
 ehemaligen derben einfachen Gelage unse-
 rer Vorfahren, aber es ist gewiß, daß sie
 viel mehr feinen Genuß gewähren, den
 Geist lange nicht so sehr abstumpfen, und ihm
 mehr Reizbarkeit und Regsamkeit für die
 höheren Freuden der Tafel, das erheiternde
 Gespräch und den fröhlichen Scherz lassen.
 Dieß alles gilt indessen nur von den Tischen

der Großen und Reichen, und ihren eigentlichen geladenen Tafeln; gewöhnlich haben sie selbst nicht mehr als sechs oder sieben Schüsseln, und in den Häusern des wohlhabenden Mittelstandes, bey Beamten, u. s. w. vier oder fünf. Wein wird im Ganzen sehr wenig getrunken, obwohl einige Gattungen des hiesigen Gebirgsweines, Rußberger, und Klosterneuburger den mindern Sorten des Rheinweins ziemlich gleichkommen, und das nahe Ungarn eine unendliche Menge der verschiedensten und besten Weine liefert. Du siehst also wohl aus allem, was ich Dir hier sage, daß der Vorwurf der Unmäßigkeit und Böllerey die Wiener jetzt nicht mehr mit Recht trifft. Wenn aber die Fremden unter ihrem Paese di coccagna ein Land verstehn, wo man im Verhältniß mit andern Ländern vorzüglich gut und äußerst wohlfeil essen kann, so haben sie Oesterreich richtig bezeichnet. Nicht allein sind die Lebensmittel überhaupt, und selbst die gesuchteren, köstlicheren, verhältnißmäßig gegen andere Hauptstädte um sehr niedrige Preise zu haben, sondern es gibt öffentliche Sarküchen und Speisehäuser, wo die Person um zwölf Kreuzer ja um acht Kreuzer täglich drey wohlzugerichtete, nahrhafte, aber freylich sehr einfache gemeine Gerichte essen, und vollkommen satt werden kann.

Da wir ohnedieß bey dem Essen der Wiener sind, so will ich das Gemälde vollständig machen, und Dir die hiesige Tagesordnung in Rücksicht auf den Magen schildern. Zwischen acht und zehn Uhr ist die gewöhnliche Frühstückzeit der Mittelklasse und auch derjenigen Familien vom höheren Adel, die häuslich und ordentlich leben; früher frühstückt der arbeitsame Bürger, der ärmere Beamte, kurz alle die, bey denen es ihrer Geschäfte oder körperlichen Umstände wegen zeitlich Tag wird, später als zehn Uhr nur, die ganz vorzüglich zu der Quintessenz der galanten Welt gehören wollen, und nie vor zwey oder drey Uhr Nachts zu Bette gehen. Das Frühstück besteht, man kann sagen, allgemein in Kaffeh, dessen Gebrauch so gemein und häufig ist, daß vielleicht kein Hockersweib in Wien ist, das nicht des Morgens seine Schale Kaffeh, sollte sie auch zur Hälfte mit gebrennten gelben Rüben oder Cychorien gemischt seyn, (zwey Surrogate, welche die Theurung jenes Artikels nothwendig macht) mit oder ohne Sahne trünke. Die Sahne (hier mit einem sehr passenden Provinzialausdruck Obers genannt) ist aber meistens ein elendes Gemisch von Milch, Butter und Mehl, das dennoch theuer genug verkauft wird, und bey welchem das eigent-

liche echte Obers, das Obere der aufgeworfenen Milch nicht den dritten Theil ausmacht. Man mischt es mit Wasser, um aus einem Topfe drey machen zu können, man rührt feines Mehl darunter, um ihm die scheinbare Dicke echter Sahne zu geben, und man legt endlich ein kleines Stückchen Butter daran, um die sogenannten Sinken oder oben schwimmenden Tröpfchen Fett, welche eine gute Sahne von selbst erzeugen soll, hervorzubringen. So ist das Getränk beschaffen, womit der reiche leckere Wiener trotz seines Geldes und seiner Leckerhaftigkeit im Durchschnitt vorlieb nehmen muß, und das er noch überdies um acht ja um zwölf und sechzehn Groschen die Maas bezahlt.

Zwischen halb zwey bis drey Uhr, ist es in den Häusern, von denen ich rede, an der Zeit zur Tafel zu gehn, die gemeiniglich nicht viel über eine oder anderthalbe Stunden dauert. Um halb sieben oder sieben Uhr geht man aus in Gesellschaften oder ins Theater, oder erwartet Besuch zu Hause, wo denn obermals so um sieben oder halb acht Uhr Kaffee getrunken, und hier oder dort nach der Jahreszeit Obst, Milch, Früchte, leichtes Backwerk oder auch wohl kalte Küche servirt wird. Um zehn Uhr geht man auseinander, und soupirt, wenn man allein ist, sehr mäßig, wenn man

aber Soupee gibt, ist man mit einer Niedlichkeit und Auswahl, mit einem Frohsinn und Heiterkeit des Geistes, der solchen Soupers einen großen Vorzug vor den Diners gibt. Es ist auch sehr natürlich, daß der Mensch, der nun alle Geschäfte seines Tageswerks vollendet hat, und ohnehin mit seinen Freunden zur Unterhaltung und Aufheiterung versammelt ist, nun mit viel fröhlichem Muth zur Tafel geht, wo er weniger die Stillung eines Bedürfnisses, als den Kitzel seines Gaumens, gesellschaftliche Freude und mannigfachen Genuß erwartet. Dieß ist alles nicht der Fall bey dem Mittagessen. Die Geschäfte sind noch nicht vollendet, der halbe vielleicht der schwerere Theil derselben liegt noch vor uns, und beschäftigt unsern Geist, wir sind hungriger, es ist uns mehr um die Befriedigung der Natur zu thun, und obwohl dieß der eigentliche und einzige Zweck des Essens ist, so ist doch nicht zu leugnen, daß selbst die Absicht der Natur besser erreicht wird, wenn man von allen Sorgen und Geschäften frey, mit heiterm Geiste nicht bloß sein Bedürfniß stillen, sondern auch das Vergnügen, das jene weise Mutter immer so weise damit verbindet, schmecken, und durch freundschaftliches Gespräch und frohen Scherz, die Nahrung selbst dem Körper wohlthätiger machen

Kann. Freylich wird bey dem Souper durch die zu schnell auß Essen folgende Ruhe jene wohlthätige Absicht wieder gestört, und was man auf einer Seite gewinnt, auf der andern wieder verloren; es wäre daher zu wünschen, daß man eine Reform der Tagesordnung einführte, daß man erst nach Vollendung aller seiner Geschäfte, also gegen Abend, ein frohliches Mahl einnähme, dann sich den Freunden der Gesellschaft überlasse, und wenn man diese eine gehörige Zeit genossen hätte, ohne mehr zu essen, mit unbelästigtem Magen, und heiterm Sinn in den Armen des Schlafes einem frohen kräftigen Morgengefühl entgegenschlummerte. So lebten die Römer, ihre Coenae waren ihre einzige ordentliche Mahlzeit, nach derselben sinnen sie keine Geschäfte mehr an, denn sie wußten, daß ein voller Magen sich nicht gern anstreugt, und wirklich sind diese nachmittägigen Anstrengungen immer minder glücklich und der Gesundheit stets nachtheilig. Sie giengen (in der Regel, denn es gab unter ihnen eben wie bey uns und noch mehr Schwelger und Wollüstlinge) zeitig zu Bette, und wachten mit der Sonne auf. Bis um acht Uhr schlafen war bey ihnen eine unerhörte Faulheit und Schande, doch mag das Klima viel zu dieser kurzen Schlafzeit beigetragen haben, denn noch jetzt schläft der

Italiener sehr wenig. Indessen ist es gewiß, daß die Tagesordnung der Römer der Natur gemäßer und folglich gesünder war, als die unsrige, die den Tag, welcher der Arbeitsamkeit gewidmet seyn sollte, in zwey Hälften zerschneidet, und uns in der zweyten, durch den Genuß des Essens, unfähig zu weitem Geschäften macht. Man wird mir freylich einwenden, daß die Unterbrechung der Anstrengung auch wohlthätig und nothwendig sey, und eine fortgesetzte Arbeit von acht oder neun Stunden in einem fort, Geist und Körper zu sehr angreifen würde. Ich glaube das selbst, und meine Meinung wäre daher um zwölf Uhr, so wie jetzt eine Art von Ruhepunkt in der Arbeit zu machen, durch einen Spaziergang oder einen kleinen Besuch den Geist aufzuheitern, etwas leichte Speise zu sich zu nehmen, und dann wieder unbelästigt und ungehindert seine Arbeit zu vollenden, und mit dem süßen Gefühle des wohlangewandten Tages und des vollbrachten nützlichen Tagewerks die Freuden der Tafel und des Umganges recht ungestört zu genießen.

Die große Welt fängt an sich in einer Rücksicht dieser Ordnung zu nähern, aber leider nur in einer, sie tafeln immer später, aber dadurch gewinnen sie nichts, sie rücken nur ihre Ordnung um einige Stunden weiter

hinaus, als andere ordentliche Menschen thun. Sie stehen um eils Uhr auf, kleiden sich um ein, essen um vier Uhr, bleiben in der Gesellschaft bis um Mitternacht, soupieren um ein Uhr, und schlafen wieder bis an den Mittag. Und warum diese verkehrte Ordnung, warum diese Zer störung der natürlichen Einrichtung, die den klaren Tag zur Arbeit, und die dunkle Nacht zum Schlafe machte? warum dieß Widerstreben gegen die Gesetze der Natur? weil sie sich nie in schlechterer Gesellschaft befinden, als wenn sie allein sind, weil Arbeit, nützliche Beschäftigung, u. s. w. ihrer verkehrten Natur zuwider ist. Sie schlafen daher, wenn andere Menschen arbeiten, weil sie dann nichts zu thun wissen; sie fangen ihre Unterhaltungen an, wann ordentliche Menschen sie anfangen, um sechs oder sieben Uhr, aber sie verlängern sie bis in die späte Nacht, und suchen sich auf diese Art zu be täuben, ihre lästige Zeit los zu werden, und in der Widernatürlichkeit dieser Unterhaltung strebt der durch Sinnlichkeit abgestumpfte Geist nach einem neuen künstlichen Reiz, der sie ihm schmackhaft mache, und der tödtlichen Erschlafung und Langeweile wehre, die diese unglücklichen Menschen überall verfolgt, und mitten in ihren sogenannten Parties fines mit bleyernem Szepter drückt.

Ist, dünkte ich aber, könnte mein Brief ein Ende nehmen, sonst käme ich in den Verdacht bey Dir, als ob jene fürchterliche Göttinn, deren Einfluß ich, dem Himmel sey Dank, doch nur sehr selten fühle, mich heute eben gepeinigt hätte, und ich, um mir selbst zu entfliehen, dir die ungeheure Epistel geschrieben hätte. Darum leb wohl, lieber Wilhelm, und laß bald wieder etwas von Dir hören.

N. S. Du erhältst hier eine richtige verläßliche Labelle, über das Consummo der Lebensmittel in Wien, Die ich mir bloß um Dir einen deutlichen Begriff von dem, was hier gegessen wird, zu geben, zu verschaffen gesucht habe. Ich sehe weiter nichts hinzu, als: Lies und staune!

Consumo = Extrakt

der vom 1ten Novemb. 1799 bis letzten
Oktob. 1800 in die Stadt Wien gebrachten
Consumtibilien.

Horn und junges Vieh.

Schlacht - Ochsen.	58398	Stücke.
Schlacht - Kühe.	2006	—
Grosse Kälber.	3106	—
Dutten = Kälber.	68995	—
Schaafe.	60388	—
Lämmer.	204834	—
Grosse Schweine.	45233	—
Mittlere Schweine.	16115	—
Frischling	31608	—
Spannfärklein	16098	—

Wein und Bier.

Österreichischer Wein.	551177	Ein.	32	M.
Hung. u. Ausl. Wein.	15088	—	37	—
Bier.	386224	—	23	—

Mehl und Gries.

Weisses Mehl.	399727	Cent.	12	Pf.
Schwarzes Mehl.	489655	—	77	—
Gries.	3714	—	65	—

Körner - Früchte.

Hülfsen Früchte.	80125	Mess.
Weizen und Korn.	183572 ₂	—
Gersten.	126188	—
Haber.	1341901 ₂	—

Heu.	18886	Fuhren		
Stroh.	2310054	Schabe.		
Unschlitt.	28847	Cent.	6	Pf.
Brennholz.	283212 ₂	Klafter.		
Steinkohlen.	81142	Cent.	51	Pf.
Torfziegel.	361000	Stück.		
Rohes Fleisch.	932	Cent.	98 ₂	Pf.
Brod.	11067	—	19	—

Dreyzehnter Brief.

Garten und Blumenliebhaberey der Wiener. Mo-
derne Gärten. Exotische Pflanzen. Men-
schenfreundlicher Traum des Verfassers;

März.

Der Frühling naht sich, lieber Wilhelm! die Luft ist milde, die Sonne strahlet fast täglich von einem beynabe wolkenlosen Himmel, Schnee und Eis sind verschwunden, die Knospen fangen an zu schwellen, vor den Fenstern steht alles voll Blumentöpfe, Narzissen, Hyacinthen, blau, blaßroth, weiß und gelb, frühe Rosen, Aurikeln und Stiefmütterchen, diese holden Erstlinge der Natur sehen uns — mit ihren Kinderaugen freundlich an, wie Göthe sagt, und verbreiten süße Däfte in den Zimmern, die der Sonnenstrahl milder beleuchtet und erwärmt. Nicht selten

sieht man darunter auch die Blumen ferner Zonen ihre prächtigen Farben enthüllen, und manche Pflanze, die vor einigen Jahren nur der gelehrte Botaniker kannte, blüht und duftet jetzt in dem zierlichen Boudoir der Blumen liebenden Damen. Pflanzkunde und Blumenliebhaberey ist jetzt in Wien an der Tagesordnung, und es gehört zur Mode, einen Garten zu haben, worin man so viel fremde Pflanzen als möglich versammelt, oder wenn das nicht angeht, wenigstens vor allen Fenstern Blumen, und in der Bibliothek ein Kräuterbuch, das man selbst eingelegt hat, zu besitzen. Diese pflegt und wartet man nun mit höchster Sorgfalt und Kunst, und kennt und nennt sie sehr schulgerecht mit dem Linnäischen Namen. Erst vor zwey Tagen kam ich zu einer jungen sehr hübschen Dame von meiner Bekanntschaft, die ein angenehmes sonniges Quartier auf der Bastej mit einer unermesslichen Aussicht hat. Ich ging durch drey Zimmer, in deren einem ich sie sonst gewöhnlich traf, aber ich fand sie nicht, endlich kam ich vor die Thüre ihres Boudoirs, sie stand offen, und durch die fein musselinenen Vorhänge, die sie bekleiden, dufteten mir Arabiens Würzen entgegen, ich trat hinein — Welch ein bezaubernder Anblick, das ganze Boudoir, ein schmales Ka-

binettchen, dessen Fenster gerade gegen Mittag gehn, war mit Blumentöpfen und Blumenkübeln von aller Art und Größe angefüllt, und glich einem niedlichen Treibhause. Am Fenster prangten die schönsten ausländischen Gewächse, und das reizende Weibchen stand in einem blendend weissen Anzuge, den die Sonne mit ändernden Blatterschatten bestreute, mitten in Farben und Wohlgerüchen, und band mit den feinen weissen Fingern die üppigen Ranken an zierlichen Stäben in die Höhe. Ich glaubte Miltons Eva vor mir zu sehn, wie sie die Blumen in Eden wartete, und stand eine Weile still um des angenehmen Schauspiels zu genießen; endlich wandte meine Eva sich um, sehr erstaunt, einen Zeugen bey ihrer Beschäftigung gehabt zu haben, sie ließ die Pflanzen, und wollte mich in ihr gewöhnliches Besuchzimmer führen, aber ich bestand darauf, daß sie in ihrer Arbeit fortfahren, und wenn sie mich nicht zu ungeschickt fände, daran Theil nehmen lassen möchte. Ich bekam den Bast zu halten, womit sie die Ranken aufband, und hörte nun ein Collegium der Botanik aus dem schönen Munde mit weit mehr Aufmerksamkeit, als ich wohl einst den viel gelehrteren und gründlicheren Professoren zugehört hatte. Das hübsche Weibchen besaß wirklich viele Kenntnisse,

und es war allerliebft, die schweren griechifchen und lateinifchen Pflanzennahmen fo richtig und zierlich von den fchönen Lippen tönen zu hören. Was ich hier fand, kann man nun mit einigen Schattirungen von mehr oder minder, in fehr vielen Häufern gebildeter und wohlhabender Leute finden, und es ift intereffant zu bemerken, wie die allmächtige Göttinn Mode auch diefen Zweig der Unterhaltung und des Luxus fich zu unterwerfen, und ihre Herrfchaft darüber auszuüben weiß. Daß die Gärten in holländifchem, italienifchem und franzöfifchen Gefchmack, die gerade gefchnittene Alleen, die mauergleichen Spalieren, die fonnigen Terraffen, die Luxusparterre, und Luxusfiguren aus der Mode find, und jezt nichts gefällt, als was in angenehmer Regellofigkeit fich der Natur, und ihrer treuen Nachahmung dem englifchen Gefchmacke nähert, ift längft bekannt, aber es giebt auch Moden in Bäumen und Blumen. Platanen, Acacien, Eytifus, Hybifcus, Tulpenbäume, Trauerweiden, und wie alle die modernen Bäume heißen, haben die Caftanien, Linden, Weiden, Heimbuchen u. f. w. verdrängt, ftatt der vielen Nelken, Balsamigen, indianifchen Feigen u. f. w., womit fonft die Gärtner ihre Blumengeländer fchmückten, pflegt man nun das zahllofe Heer der vielgeftaltigen

Geranien, Vanillenkraut, Chinesische Rosen und noch tausend andre, die ich nicht zu nennen weiß, aber überall als gute Bekannte wieder antreffe. Wahrlich man kann sagen, so wie es zum Ton gehört, Mahony-Möbel, Vorhänge vor den Fenstern und Thüren, Säulensfen mit Statuen, antike Tischche und Vasen zu haben, so gehört es auch zum Tone, jene Bäume und Blumen zu besitzen, sie zu kennen, zu lieben, und recht viel Geld dafür auszugeben. Ein Garten ohne Platanen, Trauerweiden und Catalpen, wäre ein wahrer Barbarismus, und eine elegante Frau muß ihren Linne kennen, und Blumen und Kräuter haben. Es ist unstrittig, daß die Mode, und ihre treue Gehülfin die Nachahmungssucht den größten Theil an dieser Liebhaberey und selbst an diesen Kenntnissen haben, und daß sie über kurz oder lang auf ihr unumschränktes Machtwort wieder verschwinden werden, aber — sieh da komme ich schon wieder mit einer Apologie der Mode — ist es denn nicht dankenswerth, wenn die Göttin, welche die Sterblichen zu so viel Thorheiten bringt, sie auch einmahl auf etwas Vernünftiges führt, und den alten und jungen Kindern die vor ein paar Jahren so allgemeinen Rouleau's oder Patrioteln, wie man sie nannte, aus der Hand nimmt,

und 'dafür' Blumen und Pflanzen, wirkliche Naturgegenstände, an denen was zu lernen ist, reicht? Laß immer die Quelle trüb seyn, aus der die gute Folge entspringt, laß immer das Motiv, das die Menschen zu etwas Nützlichem treibt, unrein, thöricht, ja tadelnswerth seyn — genug, wenn Gutes daraus entsteht. O wer wird es mit den Motiven und geheimen Beweggründen zum Guten in dieser Welt so genau nehmen, wer wird, ja, — wer kann, wenn er sich selbst und die Menschen kennt — hoffen, bey diesen Nachforschungen viel tröstliches zu entdecken? — Du weißt ja, was Klopstock den Sokrates von den Tugenden sagen läßt: Einige werden belohnt — die Meisten werden vergeben. Und sollen wir strenger seyn? wir sind nun nicht anders, und wer wird uns ändern oder bessern können, so lange die ganze Erde mit allen ihren physischen und moralischen Einrichtungen die bleibt, die sie seit so viel tausend Jahren war. Laß uns das Gute dankbar annehmen, wo wir es finden, ohne uns zu bekümmern, woher es kommt, ohne zu grübeln, ob es nicht noch besser hätte seyn können, und kindlich hoffen, daß es immer besser werden wird. Sieh, wenn ich einmahl auf mein Steckenspferd käme, wenn ich Dir die Träume,

Ahndungen und Hoffnungen meines Herzens darlegen wollte, Du würdest lächeln, Du würdest meiner vielleicht spotten, aber dennoch will ich Dir etwas sagen — ich will Dich einen Blick in meine Feenwelten werfen lassen, und dann hören, ob denn meine Träume gar so paradox sind? Könnte es nicht im Plan des Ganzen liegen, der unstreitig zur Verbesserung und Beredlung des Menschengeschlechts abzielt, die entarteten Kinder wieder allmählich an sanften unsichtbaren Banden zur Natur zurückzuführen? Gesellschaftlicher Trieb und erwachende Vernunft haben den Menschen aus dem Stand der Thorheit emporgezogen, und nach und nach in der Schule der Noth und des Bedürfnisses zu dem gemacht, was er jetzt ist. — Irrthum, Leidenschaften, Vorurtheile, physische und moralische Schwächen haben ihn in dieser Schule nothwendig in alle die übel verwickelt, unter denen er jetzt schmachtet, und deren Last so groß und drückend ist, daß sie den Philosophen von Genf zu dem Wunsche bewegen konnte, daß doch der Mensch wieder in seine Wälder zurückkehren und auf Bieren gehen möchte, weil außer der Natur kein Heil für ihn ist, und all sein Elend nur aus der Entfernung von dieser guten Mutter und einzigen Lehrerin entspringt. Wie wäre es,

wenn die Menschheit nun auf dem Punkt stünde, den Rousseau übertrieben und hyperbolisch angedeutet hat — wenn die Mode — die Sitte (welche doch nichts anders ist als das Kind der Umstände, der Zeiten, der physischen und moralischen Verhältnisse der Völker) nun gleich einem Barometer diesen Punkt andeutete, und schon in dieser Andeutung dahin arbeitete, um die geplagten Sterblichen, ohne daß sie es selbst merken und wissen, allmählich, langsam, schonend zur Natur, zur Wahrheit zurückzuführen, ohne sie deswegen in die Wälder zu bannen, und als so viele Nebukadnezar auf Bieren gehen zu machen? Sie spielt ihnen Mineralien, Pflanzen u. s. w. in die Hand, sie macht sie aufmerksam auf die Schönheit, die unbegreifliche Weisheit der Natur — sie flößt ihnen unvermerkt Geschmack an ländlichen Unterhaltungen ein, wer nur immer kann, bringt den Sommer auf dem Lande zu, noch nimmt man freylich die Stadt mit hinaus, aber ich hoffe die Zeit zu erleben, wo man diese je mehr und mehr zurücklassen, und den einfachen Freuden mehr Geschmack abgewinnen wird. Jetzt pflanzt und begießt man Blumen, — bald wird man die Erde mit Sinn fürs Schöne und Nützliche bearbeiten, man wird einsehen, daß unsre wahren Reich-

thümer von der Verbesserung und Veredlung der Landcultur abhängen, man wird die großen Städte nach und nach immer mehr verlassen, und das wohlangebaute Land wird einem Garten gleichen, in welchem die einfachen, der Natur getreueren Menschen, mit den Vorzügen der Aufklärung und Cultur, mit Künsten und Wissenschaften, so viel reinen Sinn, Unschuld und stille Tugenden verbinden werden, als nöthig ist, um denjenigen Grad von Glückseligkeit zu erreichen, dessen die Bewohner dieses Sternes auf der schönsten harmonischesten Ausbildung aller ihrer Fähigkeiten zuerreichend fähig sind.

Nun was dünkt Dich von meinem Traume? Wäre er nicht eines Bernardin de St. Pierre würdig? Aber nun sey es auch für heut genug. Mit dieser Idee, in dieser Stimmung will ich meinen Brief schließen:

Die Welt hat keine Freuden auf diese.

Goethe.

Bierzehnter Brief.

Fastenunterhaltungen der isigen und vorigen Zeit.
Musiken. Dilettanten. Erziehung des weiblichen Geschlechtes. Krankheit des Erzherzogs Karl.

März

Du quälst mich immer um Nachrichten von gesellschaftlichen Neuigkeiten, ich soll Dir alle Merkwürdigkeiten schreiben, die in den Sirkeln der galanten Welt vorkommen, und es fällt nichts vor, was das Niederschreiben lohnte. Immer derselbe Kreis von Besuchen, Spielen, hier und da ein Soupér, oder eine Akademie — das ist es Alles. Ja, wäre der gesellschaftliche Ton noch so wie er vor acht oder zehn Jahren war, so könnte ich, nach allem, was man mir davon erzählt hat, schon mehr schreiben, aber! — sey es Mode, oder die traurigen Kriegsum-

stände, oder ein seltsamer Gang, den der menschliche Geist aus den höhern Klassen genommen hat, es giebt jetzt sehr wenig gesellschaftliche Unterhaltungen, und die bunten Kartenblätter scheinen die Stellen aller übrigen Arten von Zeitvertreib eingenommen zu haben. Man hat mir erzählt, daß vor einigen Jahren beynähe kein Tag in der Fasten war, wo nicht in irgend einem Hause ein kleines oder großes Concert von Liebhabern oder bezahlten Musikern gewesen wäre, es gab auch mitunter Hauskomödien, und allerley Arten gesellschaftlicher Spiele, womit man abwechselnd die Winterabende kürzte. Dieß hat nun wie ich sagte, aus verschiedenen Ursachen aufgehört, doch wird immer noch sehr viel Musik in Wien getrieben, und überhaupt glaube ich, daß es vielleicht keine Stadt giebt, wo so viele große Künstler in allen Fächern der Musik leben, als hier. In jeder nur etwas bemittelten Familie, werden die Kinder, besonders die Töchter in der Musik unterrichtet, Klavierspielen und Singen gehört wesentlich zu dem, was man hier gute Erziehung nennt, und man würde es eher am nothwendigsten gebrechen lassen, als diese Talente, sie mögen nun vorhanden seyn oder nicht, auf alle Art zu wecken und zu bilden. Es geht damit öfters bis zum La.

herlichen, und ich weiß ein paar Häuser, wo eine von den Töchtern durchaus Musik lernen mußte, wenn sie auch gar keine Lust und kein Genuß dazu hatte, bloß weil es zum Ton gehört, ein musikalisches Kind zu haben. Doch giebt es unstreitig sehr große Künstler unter den Dilettanten und Dilettantinnen auf allen Arten von Instrumenten, und es fällt nicht schwer in Wien, ein vollständiges Concert von lauter Liebhabern zusammen zu bringen, welche die schwersten Stücke meisterhaft auszuführen im Stande sind. Überhaupt wendet man an die äußerliche Bildung des weiblichen Geschlechts viel mehr Sorge als ehemals. Es sind nicht mehr die ungebildeten Näherinnen und Köchinnen der vorigen Zeit, die außer der Gesindestube und Kirche nirgends Bescheid wußten, und wenn sie ihr Rechenbuch, und einige Speiserecepte in unleserlicher Schrift der kochlustigen Nachwelt hinterlassen konnten, sich für überflüssig gebildet hielten.

Man läßt die Töchter jetzt durchgängig in Musik, Zeichnen, Mahlen, allen Arten von künstlichen Arbeiten, Tanzen, Sprachen u. s. w. unterrichten, sie lernen sich sehr gut präsentiren, sie wissen artig zu plaudern, die Honneurs mit Anstand zu machen, alle gangbaren Spiele zu spielen, kleiden sich

mit Geschmack, und wenn es die Umstände gestatten, mit Pracht, kurz sie sind ganz fähig in der Welt eine sehr artige und angenehme Rolle zu spielen.

Aber weiter höre ich dich fragen? Wie sieht es mit der moralischen Bildung mit der Ausschmückung des Verstandes und Herzens aus? wird auch auf Grundsätze, auf die Richtigkeit des Urtheils, die Unverdorbenheit des Gefühls, das was man eigentlich Charakter nennt, verhältnißmäßig gesehen und dahin gearbeitet? denn jene Erziehung geht doch bloß auf Talente und auf's Außerliche, und ich fürchte, daß wenn Fähigkeiten des Kopfers und Herzens nicht zugleich mit ihnen harmonisch ausgebildet werden, sie mehr eine Nahrung und Anreizung zur Eitelkeit und Coquetterie als zu Quellen von wahren Vergnügen und Tugenden werden könnte? Du hast wohl Recht, mein Freund, mit deinen Einwürfen und Fragen, und ich weiß Dir nichts zu sagen, als daß ich zum Wohl der hiesigen Mädchen und ihrer künftigen Gatten und Kinder herzlich wünschte, sie alle zuversichtlich mit Ja beantworten zu können! Es ist gewiß, daß es hier viele treffliche und einsichtsvolle Mütter und Erzieherinnen giebt, die ein weises Mittel zwischen jener alten Unwissenheit und der heuti-

gen übercultur zu treffen wissen, und deren Töchter eben so gut mit der Nadel und dem Kochlöffel als mit dem Fortepiano und der Reissfeder umgehen können. Ja es gibt Manche, die alle Geschicklichkeiten einer guten Hausmutter mit angenehmen Talenten und sogar mit wissenschaftlichen Kenntnissen vereinigen, ohne das eine auf Kosten des andern zu übertreiben. Doch diese sind sehr selten, soviel ist aber gewiß; daß im Ganzen genommen, doch schon viel mehr für weibliche Erziehung in Wien gethan wird, als ehedem, und die wohlthätige Reform dieses lange vernachlässigten Theils der Cultur, die in andern Ländern begonnen, und starke Fortschritte gemacht hat, ihre Wirkungen auch hieher verbreitet, und mit Grunde hoffen läßt, daß die künftige Generation die guten Folgen dieser Vervollkommung des weiblichen Geschlechtes froh empfinden wird.

Mein Brief ist zwar ungewöhnlich kurz, aber ich muß doch schon schließen; es ist vier Uhr, und ich eile zu einem meiner Bekannten, der immer um diese Stunde gerade von Schönbrunn anzukommen pflegt, um Nachrichten von den Befinden des geliebten Erzherzogs Carl einzuholen. Er ist seit einigen Tagen schwer krank, und die ganze Stadt ist voll Sorge und Angst um ihn, ihren

Retter und Schutzgeist, von dessen Gegenwart und des Kaisers Vertrauen in ihn alle Unterthanen sich eine glückliche Zukunft versprechen. Gestern waren die Nachrichten noch sehr beunruhigend, und ich gehe mit ängstlichem Herzen zu meinem Freunde. Was werde ich vielleicht hören? Leb wohl.

Fünfzehnter Brief.

Besserung des Erzherzogs. Palmsonntag. Palm-
buschen. Pumpermetten. Gräber-Besuchen.
Lamentationen. Auferstehung. Ostersonntag.
Geweihres Fleisch.

März.

Gottlob der Erzherzog ist besser, schon seit zwey Tagen läßt die Krankheit nach, die guten Wiener fangen wieder an zu hoffen, und ich mit ihnen. Ich bin kein Osterreich, kein Unterthan ihres Kaisers, das Leben und die Verhältnisse des Erzherzogs haben auf meine bürgerliche Existenz nicht den geringsten Einfluß, aber ich konnte nicht umhin, die Angst und die Hoffnung der Wiener zu theilen, so wie ich ihre Liebe und Verehrung für ihren grossen edlen Helden von ganzer Seele theile. Es ist unmöglich bey Tugenden und Thaten kalt zu bleiben, die

die ganze Menschheit interessiren, auch gehört ein Mann wie der Erzherzog nicht einer Nation allein, er gehört dem ganzen Erdkreis an, und alle Völker können stolz auf ihn seyn, denn er ist ein Mensch, einer von unserm Geschlechte, und die Natur erschafft, wie Schiller sagt, in ihrem langen Greisenalter so etwas einmal nur. Wenn ich fähig wäre, Jemanden zu beneiden, so würde es der Freyherr v. Quarin seyn, dessen Geschicklichkeit nächst Gott Oesterreich die Erhaltung seines geliebten Erzherzogs zu danken hat. Welch ein himmlisches Gefühl muß es seyn, einem solchen Manne das Leben gerettet, ihn seinem Lande und der Menschheit wiedergegeben zu haben.

Die Fassen schleicht so unvermerkt weg, und es ist nichts, was ihren gleichförmigen stillen Weg auszeichnete, sie wird zu Ende seyn, und ich werde es kaum wahrgenommen haben, daß sie da war. So glaubt man das ferne Ufer eines breiten Landsees ganz nahe vor sich zu sehn, weil kein Gegenstand die glatte weite Wasserfläche unterbricht, und uns zu einem Maasse der Entfernung dienen könnte. Ich werde der Zeit wieder vorgreifen müssen, und weil sie nichts Neues bringt, ihre künftigen Freuden und Unterhaltungen, nach dem Bilde der vergangenen schildern.

In zwey Wochen kömmt die Charwoche, und vom Palmsonntag an bis zum Ostermontag ist beynabe jeder Tag mit eigenthümlichen Geschäften, Andachts- und Bußübungen, Unterhaltungen und Spaziergängen bezeichnet. Am Samstag vor dem Palmsonntage und am Sonntag Morgen selbst sitzen bey allen Kirchthüren, und noch auf einigen andern Plätzen eine Menge Weiber, die die sogenannten Palmbuschen verkaufen, dieß sind Sträußer aus Buxus, Segensbaum und Zweigen von einer Art der Weidenbäumen mit wolligen Blüthen, die man hier Palmkäschchen nennt, auf lange zierliche Stiele gebunden, und mit Goldflitterchen, bunten Federblumen u. s. w. geschmückt. Diese Palmbuschen werden häufig von Personen aus den untern Ständen oder auch wohl von solchen aus den höhern, welche noch ganz an allen äußerlichen Ceremonien der Religion hängen, gekauft, und in der Kirche geweiht, dann trägt man sie nach Hause, und steckt sie vor das Fenster, wo sie denn den Bliß abwenden, und überhaupt das Haus von Schaden bewahren sollen. Ist das Wetter schön, so geht man nach Tische auf Hernals. Abends ist gemeinlich, weil kein Schauspiel gegeben wird, eine Akademie im Theater, zum Besten der

Wittwenkasse verstorbener Tonkünstler, diese wird den folgenden Abend, nämlich Montag wiederholt, oder fortgesetzt, je nachdem die darin aufgeführten Stücke sind.

Dienstags geschieht weiter nichts besonders, aber am Nachmittage der Mittwoche ist schon in den Kirchen die erste sogenannte *Pumperette*. Es ist gebräuchlich sie zu besuchen, und während von den Priestern die Psalmen gesungen werden, sich der Leidensgeschichte Jesu gläubig und andächtig zu erinnern. Am folgenden Tage, den *Grünnendonnerstag* fangen aber eigentlich erst die wahren kirchlichen Mysterien und die religiösen Gebräuche an. Bey Hofe ist die *Fußwaschung*. Zwölf arme Männer und zwölf arme Weiber, wozu man so alte Leute wählt, als man bekommen kann, und worunter, zum Beweise, daß man auch in Hauptstädten sehr alt werden kann, zuweilen Leute von hundert und über hundert Jahr sind, werden an diesem Tage nach Hofe gebracht, und anständig gekleidet, dann verrichtet der Kaiser bey den Männern, die Kaiserin bey den Weibern eigenhändig die Ceremonie des Fußwaschens, um dem Beyspiele Christi nachzuahmen. Hierauf werden die Armen gespeist, wobey der ganze Hof gegenwärtig ist, und darnach reichlich beschenkt. Die

fer Gebrauch ist sehr alt, seit undenklichen Seiten im Habspurgischen Hause üblich, und wird kein Jahr unterlassen. Um zehn Uhr werden in der Stadt und in den Vorstädten alle Glocken geläutet, die denn für zwey ganze Tage verstummen, und wie man hier zu sagen pflegt, nach Rom reisen. Große Rasseln — Ratschen genannt, vertreten indessen ihre Stelle, und geben von den Kirchtürmen die benöthigten Zeichen. Nach Tische ist wieder Pumperette, weil aber dieser Tag feyerlicher ist als der vorige, und das Venerabile bereits vom Hochaltar weg auf einen Seitenaltar, oder in ein sogenanntes Grab gebracht worden ist, so wird auch dieser nachmittägige Gottesdienst viel mehr und andächtiger besucht. Der Tag darauf ist der allerfeyerlichste und ehrwürdigste aus allen, der Char- oder stille Freytag. Man hört keine Glocken, die Schildwachen halten ihre Gewehre verkehrt, es wird keine Messe gelesen, die meisten Leute essen den ganzen Tag über gar nichts, alle Straßen sind voll mit Andächtigen, die von Kirche zu Kirche wandeln, auf den Plätzen stehn eine Menge beweglicher Buden, (Stände) genannt, wo man geräuchertes Fleisch, Osterkuchen, OSTEREYER u. s. w. verkauft, und wo die Haushaltungen sich mit dem für die Ostertage nöthi-

gen Vorrathe versehen; Alles feyert in ehrerbietiger Stille den Todestag des Erlösers, viele Leute trugen vormals an diesen Tagen schwarze Kleider, und man sieht auch jetzt noch einige, die diesen Gebrauch beobachten. Nach Tische ist abermahls Pumpermette. Abends wird in manchen Häusern zum erstenmahl gegessen, und so endigt sich dieser feyerliche Tag.

Sonnabend — den Char samstag werden die Kirchen und Gräber wie den Tag zuvor besucht — aber um zehn Uhr ertönen schon wieder alle Glocken, die von Rom zurückehren, man ist wie gewöhnlich, es wird Messe gelesen, und alles deutet schon in froher Abndung, auf die Freuden des kommenden Morgens, wozu in jedem Hause mehr oder mindere Vorbereitungen gemacht werden. Abends wird keine Pumpermette, sondern die Auferstehung Jesu aus dem Grabe gefeyert, die der chronologischen Richtigkeit wegen erst am Sonntag Morgens gehalten werden sollte, die Kirchen sind wieder prächtig erleuchtet und geschmückt, das Venerabile wird wie im Triumph auf seinen vorigen Platz zurückgebracht, und die Charwochen-Andachten haben ein Ende.

Jetzt hättest Du also die heilige Seite der Charwoche in Wien gesehn, und man

muß gestehn, daß sie ganz erbaulich und anständig aussieht, laß Dir aber nun auch die weltliche galante Seite zeigen, und sehen, wie sie Dir gefällt. Die Zeit ist meistens schön, weil Ostern schon in den Frühling fällt, und die laue Luft, der heitere Himmel laden schon an und für sich zum Spazierengehn ein. Die Andachten der Charwoche und das Besuchen der Kirchen und heiligen Gräber dienen also der eleganten Welt zur schicklichsten Gelegenheit, zu sehen und gesehen zu werden, und die Religion muß hier wie auch sonst öfters zum Vorwande ganz anderer Absichten dienen. Im niedrigsten Puz wandeln hübsche Mädchen und Weiber durch die Straßen und besuchen — jene Kirchen, wo sie wieder die meiste schöne Welt anzutreffen hoffen. Die Peterskirche, die Michaelerkirche, und die Italienische Kirche sind am berühmtesten, und der ganze Platz vor der Kirche ist mit neugierigen schaulustigen Stutzern besetzt, die mit Lorgnetten bewaffnet die weibliche Welt Revue passiren lassen, und ich versichere Dich, daß diese Revue angenehmer ist, als die eines noch so schönen Regiments. Dort werden auch von hiesigen Dilettanten beyderley Geschlechts vom ersten

und zweyten Adel die Lamentationen am Anfange der Pumpermette gesungen. Die meisten Damen und Herren, die sich da hören lassen, singen vortreflich, aber ich ziehe die Art, wie sie es in der italienischen Kirche halten, noch weit vor. Gewöhnlich singt jede Stimme allein einen Psalm, aber bey den Italienern werden sie von den Sängern der Oper zwey und dreystimmig abgesungen, welches eine ungemein gute Wirkung macht. Ueberhaupt sind die Lamentationen eine Art von Musik, die an Ausdruck und Wirkung aufs Herz so wie auch an Sonderbarkeit des Gesanges nichts ähnliches hat. Diese langsam wachsenden gehaltenen Töne, dieser einfache klagende Gesang, die tiefe düstre Trauer die in ihm herrscht, lassen sich nicht mit Worten beschreiben, sie müssen gehört werden, und ich bin versichert, daß, wenn Du sie einmal von reinen volltönenden Stimmen (die sich hier in ihrem ganzen Glanze und ihrer höchsten Kunst zeigen können, denn es ist nach dem Zeugnisse aller Kunstverständigen nichts leichtes eine Lamentation so einfach sie scheint, schön zu singen) gehört hättest, Du würdest so wie ich es niemahls versäumen, Deinen Ohren und Deinem Herzen diesen seltenen reinen Genuß zu verschaffen.

Während dieser Zeit und überhaupt die ganzen drey Tage wird auf einem Seitenaltar, oder in irgend einer dunkeln Nebenkapelle mit unzählbaren Lichtern beleuchtet das Venerabile ausgesetzt, und dieser Ort wird nach alten Brauch noch das heil. Grab, und die Wallfahrten, die man in den verschiedenen Kirchen dazu anstellt, Gräberbesuche genannt. Vor Zeiten sollen, wie man mir erzählt, denn ich selbst habe es in Wien nicht mehr gesehen, diese Benennungen ganz passend gewesen seyn, indem in den meisten Kirchen eine Art theatralischer Decoration aufgerichtet war, welche ein wirkliches Grab vorstellte, und in welchem sich nicht allein das Venerabile befand, sondern auch meistens ein geschnitztes Bild des todten Erlösers lag.

Es war also damals eine ganz eigene Art von Unterhaltung von einer Kirche zur andern zu gehen, und bey den verschiedenen decorirten und mannigfaltig gepuzten Gräbern seine Andacht zu verrichten, und seine Neugier zu befriedigen. Manches hübsche Mädchen, das das ganze Jahr hindurch nicht aus den schützenden Mauern des älterlichen Hauses kam, das sonst kein Stuzerblick auf Promenaden oder Tanzsälen erspähen konnte,

durfte von der achtsamen Mutter begleitet, an diesen feyerlichen Tagen die Straßen ungeschweht betreten, von Kirche zu Kirche wandeln, und den forschenden Blicken die unbekanntenen Reize zeigen. Das hat nun alles aufgehört, Joseph II. schaffte unter vielen andern bloß äußerlichen Ceremonien der Kirche auch diese Gräbervorstellungen ab, ohne deswegen den Gebrauch selbst, der zur Erbauung des Volkes dienen kann, aufzuheben, und solche Mädchen, die auf das Gräberbesuchen warten mußten, um die Welt und die jungen Männer zu sehen, giebt es vielleicht auch keine mehr. So hat das Bedürfniß mit der Gelegenheit es zu befriedigen, zum Glück oder Unglück der Wienermädchen zugleich ein Ende.

Die Charwoche ist nun zu Ende, und der Ostersonntag bricht in aller Schönheit eines Frühlingsmorgens an. Auf allen Straßen begegnet man die ziemlich gepuhten Priesterinnen des Conus mit großen Körben an den Armen, in denen unter weißen Tüchern geräuchertes Fleisch, rothgefärbte Ostereyer, Osterkuchen und andre Schwaaren liegen. Diese werden in der Kirche vom Priester geweiht, und dann zu Hause zerschnitten, und unter alle Hausgenossen und alle besu-

chende Bekannte gastfrey und freundlich ausge-
 theilt. Mir gefällt diese Sitte ungemein
 in mehr als einer Hinsicht. - Es ist so natür-
 lich, das Fleisch, das man der Fasten we-
 gen so lang entbehrt hat, und dessen zu star-
 ker ungewohnter Genuß nun leicht schädlich
 seyn könnte, vorher von dem Priester weihen
 zu lassen, damit es durch Gottes Segen
 nun unschädlich, und wohlthätig für den
 Menschen werde; es ist eine schöne Erinne-
 rung an die Zeiten alter Einfalt und Gast-
 freyheit, wo Herrschaft, Gefinde und jeder
 Fremde Theil an denselben Speisen nahmen
 und dieser Gebrauch, wenn er mit den nö-
 thigen Erklärungen und Ermahnungen beglei-
 tet würde, könnte in den Familien zu einem
 jährlich erneuerten Bande der Liebe, Ein-
 tracht und Geselligkeit werden. So ist es,
 glaube ich, mit den meisten sowohl kirchlichen
 als häuslichen Gebräuchen, sie haben alle ei-
 nen wohlgegründeten Ursprung, und einen
 recht guten Endzweck, und könnten gewiß viel
 mehr Gutes stiften, nur leider hat die Kenntniß
 des ersten sich ganz verlohren, und auf den
 zweyten achtet Niemand mehr. So ist es
 auch mit der Weihe und dem Genuß des Flei-
 sches am Ostertag. Man denkt jetzt an nichts
 weiter, als daß man einen guten Schinken,

und eine schmuckhafte Kalbskeule ist, und das sinnliche niedrige Vergnügen des Saumtuzels ist alles, was von dieser wirklich hübschen Sitte für die Welt übrig geblieben ist.

Jetzt Lieber, Adieu! es ist spät, und die Post wird sogleich abgehn. Gute Nacht, Wilhelm.



Reproduction of the original



J. Blaschke sc.

Ansicht von einem Theil der Praterallee bey Wien

Wien 1784.

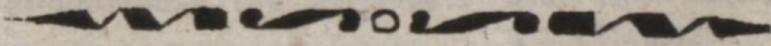
Neuestes
Sittengemählde

von

W i e n.

The proper study of Mankind is Man.

Zweyter Theil.



W i e n, 1801.
Bey Anton Pichler.

© 1881

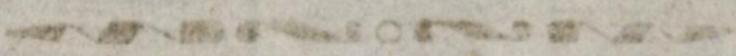
1881

1881

The property of the University of Michigan

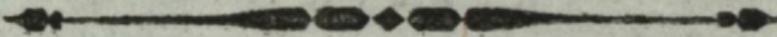


Zweiter Teil

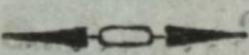


1881

1881



Inhalt.



Sechzehnter Brief.

Folgen des Friedens. Der 17te April. Aufgebotsfeyerlichkeiten. Bürgerwachen. Einzug der Bäcker. Ursprung dieser Feyerlichkeit.

3

Siebenzehnter Brief.

Entschuldigung des Verfassers über sein langes Stillschweigen. Wohlthätigkeit der Wiener Feueranstalten.

17

Achtzehnter Brief.

29 Neue Curmethode. Saisens Jahreszeiten.

Neunzehnter Brief.

36 Tagesordnung der Wiener galanten Welt. Aug-
garten. Brigittenau. Jahrmarkt.

Zwanzigster Brief.

6 Prater. Lusthaus. Panorama. Bastej.

Ein und zwanzigster Brief.

7 Sommerleben in der Stadt. Iffland. Schön-
brunn. Siesing. Penzing. Dornbach.

Zwey und zwanzigster Brief.

10 Leben in Dornbach. Beschreibung des Parks.
Gallizienberg. Himmel. Garten des Gra-
fen von Kobenzl.

Drey und zwanzigster Brief.

10 Beschreibung eines Feuerwerkes.

Vier und zwanzigster Brief.

Frohnleichnamstag und Proceſſion. 92

Fünf und zwanzigster Brief.

Theurung der Lebensmittel in Wien. Urfachen
derselben. Wohlfeilheitsanstalten. 102

Sechs und zwanzigster Brief.

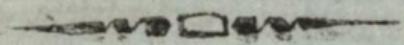
Theater. Ihre Zahl. Einrichtung der Stadt-
theater. Deutsche Schauspiele. Opern. Bal-
lette. Geschmack des Publicums. 115

Sieben und zwanzigster Brief.

Vorstadttheater. Casperl. Schickaneder. Be-
schreibung des neuen Schauspielhauses an
der Wien. Gattungen der Stücke, die in
den Vorstadttheatern gegeben werden. Vier-
füßige Acteurs. Josephstädter Schauspiel-
haus. 135

Acht und zwanzigster Brief.

147
Beschreibung eines Sommersonntags in Wien. Der
Morgen. Veränderte Ansicht der Stadt. Gra-
ben. Kohlmarkt. Michaelerkirche. Nachmit-
tägige Unterhaltungen der Wiener. Nächtl-
iche Spaziergänge. Limonadehütten. Tanz-
meister.



Sechzehnter Brief.

Folgen des Friedens. — Der 17te April. — Aufgebotsfeyerlichkeiten. — Bürgerwachen. — Einzug der Bäcker. — Ursprung dieser Feyerlichkeit.

Den 10ten April 1081.

Die wohlthätigen Folgen des göttlichen Friedens mein lieber Wilhelm! entwickeln sich täglich mehr und mehr, und verbreiten durch alle Klassen der Einwohner Wiens jenen heitern Frohsinn, der die gegründeten Aussichten in eine lächelnde Zukunft nach überstandenen langen Leiden zu begleiten pflegt. Die böhmische Legion und die ungarische Insurrektions-Armee sind aufgelöst, die regulirten Truppen ziehen ruhig nach den verschiedenen Standquartieren, die ihnen in Friedenszeiten angewiesen sind, zurück, und die so beschwerlichen Lasten der Einquartierung, der

Verpflegung der Truppen, der Vorspann &c. nehmen ein Ende. Die Theuerung der Lebensmittel, welche bei der in der Nähe der Hauptstadt angehäuften ungeheuren Truppenzahl, und der von einigen Seiten ganz gehemmten Zufuhr hier einen so ungewöhnlich hohen Grad erstiegen hatte, läßt allmählig nach; die gesperrte Handlung lebt wieder von neuem mit verdoppelter Thätigkeit auf; das baare Geld, welches seit einigen Jahren die durch die wechselnden Ereignisse so sehr genährte Furcht sorgfältig vergraben hatte, kommt wieder überall aus den verborgenen Kisten in den wohlthätigen Umlauf, und belebet und erleichtert den wechselseitigen Verkehr; der Werth der Staatspapiere ist im immerwährenden Steigen, und alles verspricht den Einwohnern Wiens die glücklichste Zukunft.

Unter diesen ermunternden Umständen nahe sich der 17te April, der Tag, an welchem vor vier Jahren bei der damals gedrohten Annäherung des Feindes die Einwohner Wiens von allen Klassen auf den Aufruf ihres Monarchen mit den Waffen in der Hand aus der Stadt zogen, um mit vereinten Kräften die gemeinschaftliche Gefahr abzuwenden, und welcher seit dieser Zeit auf Anordnung des Kaisers jährlich als ein Nationalfest gefeyert

wird. Du kannst Dir vorstellen, mit welchen Empfindungen dieser Tag in dem gegenwärtigen Jahre gefeyert wurde, wo keine, auch nicht die entfernteste Besorgniß mehr sich in die Ausbrüche der Freude mischte, wo jede Gefahr für Wien wenigstens auf eine sehr lange Zeit glücklich verbannt ist, und wo man sich folglich dießmahl der reinsten Fröhlichkeit, und der ungemischtesten Erinnerung an die vielfältigen jetzt durch den Genuß des Friedens belohnten Aufopferungen ungestört überlassen konnte. Du weißt, wie sehr ich solche bürgerliche Volksfeste liebe, und wie sehr ich wünschte, daß jeder Staat in unsern Tagen des Egoismus durch solche erhebende Feste, besonders wenn sich darzu so schöne Gelegenheiten, wie zu dem Feste des 17ten Aprils in Oesterreich darbieten, die leider besonders in Deutschland so tief gesunkene Flamme des Patriotismus zu erwecken, und zu erhöhen bemüht wäre, und Du magst Dir also denken, daß ich an diesem Tage hier kein unaufmerksamer Beobachter gewesen bin.

Schon vor sechs Uhr Morgens ertönen in der Stadt und in allen Vorstädten alle Arten kriegerischer Musiken, die die Einwohner wecken, um sich zu den Freuden des Tags vorzubereiten. Die Freywilligen aller

Klassen, welche vor vier Jahren dem allgemeinen Aufgebothe folgten, versammeln sich nach und nach an den bestimmten Plätzen, alle mit der silbernen Medaille und der schwarzen und gelben Schleife geziert, die die Dankbarkeit des Monarchen jedem aus ihnen einhändigen ließ, und ziehen unter dem fortwährenden Spiele der Feldmusik mit ihren Fahnen in die ihnen angewiesenen Quartiere. Dort erwarten sie die obrigkeitlichen Personen des Bezirks, die Offiziere des Aufgebodhs in ihren Uniformen, und der jedem Bezirk zugewiesene Commissär der Landesstelle, die alle sodann den zierlich gereihten Zug in die Kirche begleiten, wo eine auf den Gegenstand passende Rede gehalten, und ein feyerliches Dankamt dem Geber alles Guten gebracht wird. An diesem Tage sind die Kirchen prächtig geschmückt; die Stühle werden von den Freywilligen eingenommen, die der vorzüglichste Gegenstand des Tages sind, und alle Herzen ergießen sich in lauten Danksayungen gegen den Schöpfer für die glücklich abgewendeten Leiden. In der Stadt wird diese Feyerlichkeit dadurch noch mehr erhöht, daß der kaiserliche Hof selbst, die Niederösterreichische Landesstelle, die Landstände, die Universität, der Stadt. Magistrat &c. sich in die Domfir-

Sie begeben, um dem Feste beizuwohnen, und von der kaiserlichen Burg an über die vorzüglichsten Plätze und Straßen der Stadt, den Kohlmarkt, den Graben, den Stock am Eisenplatz das Militär paradirt. Dießmahl wurde hierzu sehr zweckmässig das niederösterreichische Scharsschützen - Korps verwendet, welches ebenfalls ganz aus Freywilligen bestand, die erst bei der letzten Feindesgefahr im Dezember vorigen Jahrs sich zur Vertheidigung des Vaterlandes anbothen, und also an dem heutigen Feste auch einen gerechten Theil hatten, und auf dem weiten Plage vor der Domkirche paradirten mit ihren Fahnen und klingendem Spiele die hiesigen Bürgerwachen, welche einen ungemein hübschen Anblick geben. Sie haben vier Abtheilungen; die zahlreichste heißt das Bürgerregiment, welches blaue Röcke mit rothen Aufschlägen und gelben Knöpfen, weiße Beinkleider und Westen, und mit Gold verbrämte Hüte hat, die zweite Abtheilung ist das bürgerliche Artillerie - Korps; es trägt ebenfalls blaue Röcke, aber rothe Westen und Beinkleider, und weiß und rothe Achselschnüre, der dritte Theil sind die bürgerlichen Scharsschützen, die grüne Röcke mit rothen Aufschlägen, dann gelbe Beinkleider und Westen mit goldenen Borten besetzt tragen, und

die vierte Abtheilung endlich hat eine graue Uniform mit grünen Aufschlägen und glatten Hüten, und unterscheidet sich von den übrigen Abtheilungen noch dadurch, daß die Röckeln viel kürzer, ungefähr wie die des regulirten Militär sind, und dieser Abtheilung um so mehr ein viel besseres Aussehen geben, als dasselbe fast ganz aus jungen Bürgersöhnen bestehet, die sich leicht bewegen, und die militärischen Beschäftigungen mit einer seltenen Gewandtheit verrichten. Diese letzte Abtheilung bestehet erst seit dem Jahre 1797, wo wegen der Nähe des Feindes und der Nothwendigkeit die ganze Garnison in das Feld ziehen zu lassen, die zahlreichen Wachen der Stadt Wien ganz allein von den Bürgern bestellet werden mußten, denen ihre Söhne zur Aushilfe zugegeben wurden. Im ganzen mag die uniformirte Bürgerschaft ungefähr aus zwei tausend Köpfen bestehen, von welchen wenigsten sieben hundert bei dem gemeinen Bürger - Regimente sich befinden. Die Offiziers dieses Korps werden bis zu dem Hauptmann von den Bürgern selbst gewählt; zu Staabsoffizieren aber werden Magistrats - Räte genommen, und die Stelle des Obristen vertritt der Bürgermeister. Da außer in der äußersten Gefahr, diese Bürgerwachen keine ei-

gentlichen Dienste leisten, und ihre Berrichtungen nur darin bestehen, daß sie bei den öffentlichen Festen in ihren Uniformen aufziehen, oder wenn einer aus ihren Korps stirbt, eine Abtheilung davon das Leichenbegängniß begleitet: so wird dieses Korps, zu welchem keinen Bürger der Eintritt verwehrt ist, jährlich zahlreicher, und man scheint sich demnach in dem militärischen Aufzuge ganz besonders zu gefallen. Du kannst Dir wohl vorstellen, daß die militärischen Bewegungen von diesen meistens wohlbeleibten, und durch ihre bürgerlichen Beschäftigungen oft etwas verkümmerten Männern nicht immer am genauesten ausfallen und daß man sich hierbey des Lächelns über den Zwang, den viele dabey ihrem Körper anthun, und der ihnen oft so vielen Schweiß kostet, nicht immer enthalten kann, aber man vergißt ganz gern darauf, wenn man sich an die wirklich guten Dienste erinnert, welche sie seit vier Jahren nun schon dreimahl, und zwar durch längere Zeit mit wirklich großer Aufopferung ihrer Gemächlichkeit, Gesundheit und Erwerbs, mit so vieler Unverdroßenheit als Genauigkeit und Pünktlichkeit ihren Mitbürgern geleistet haben. Es war wirklich rührend im verfloßenen Herbst und Winter diese nur an ihre Arbeit in ihren friedlichen

Wohnungen gewohnten Männer Tag und Nacht der nassen und feuchtkalten Witterung bloß gestellt, ohne Ungeduld auf ihren Posten zu sehen, wo sie durch mehrere Monate die beschwerlichen Dienste von gemeinen Soldaten in der schlechtesten Jahres-Zeit verrichteten, und sich gerechte Ansprüche auf den Dank ihrer Mitbürger, für deren Sicherheit sie diese Last trugen, erworben haben.

Aber es ist Zeit, daß ich zu dem Feste des 17ten Aprils zurück kehre.

Die Domkirche ist an diesem Tage mit prächtigen Tapeten ausgeschmückt, welche der Hof jedes Jahr zu diesem Feste leihet. Nach vollendetem Gottesdienste erhebt sich der Zug mit eben der Ordnung und Feyerlichkeit durch die vornehmsten Strassen bis zu dem ersten Versammlungsplaze, wo er sich auflöset, und sich dann Jedermann den Tag hindurch den Gefühlen der Freude überläßt, welche das Bewußtseyn redlich erfüllter Bürger-Pflichten, und der sich hierdurch allgemein erworbenen Achtung gewähret.

An diesem Tage speisen die meisten Leute auffer Hause. Jede Innung, oder Korporation, und jede Abtheilung der Aufgeboths-mannschaft, die uniformirte Bürgerschaft, der Handelsstand, der Magistrat &c. geben an

irgend einem öffentlichen Plage im Prater, Augarten, Dornbach 2c. große Tafel, und man hört den Tag hindurch das Krachen der bey jeder Ausbringung einer Gesundheit abgebrannten Pöller. Die angenehmste Witterung begünstigte dießmahl das Ausgehen, und man erinnert sich nicht eine so ungeheure Anzahl Menschen zusammen im Prater gesehen zu haben, als an diesem Tage. Nachmittags kam dahin auch der größte Theil des Hofes sammt dem Erzherzog Karl, welcher wegen seiner schwachen Gesundheit der Feyerlichkeit in der Kirche nicht beiwohnen konnte, und erhöhte durch seine Gegenwart den Jubel des Volks.

Es gereicht den Wienern allerdings zur Ehre und ist ganz dem Charakter derselben, den ich Dir in meinem zehnten Briefe geschildert habe, entsprechend, daß bei solchen feyerlichen Gelegenheiten, niemahls auch nur der mindeste Exceß begangen wird. So leicht und so ganz sich hier das Volk der Freude überläßt, so lebendig sie aus jedem Auge strahlt, so herrscht doch in ihren Aeufferungen durchaus bis zu dem gemeinsten Manne herab Anstand und Sittlichkeit. Nirgend eine Schlägerey, nirgend eine ungestümme Forderung, die die Ordnung beleidigte, nit-

gend ein lärmender Auflauf. Je größer die Freyheit ist, mit welcher hier jede Klasse von Einwohnern seinen Vergnügungen ungestört nachhängt, desto mehr muß man die Schranken bewundern, in welchen auch die mindeste Volksklasse ihre Freuden genießet, ohne dabei auf unsittliche Abwege zu gerathen, was doch in andern Hauptstädten bei dem großen Haufen so leicht geschieht.

Da ich noch einige Zeit bis zum Abgang der Post übrig habe, so will ich noch eines seltsamen Austrittes erwähnen, der jährlich hier am Ostersdientstage wiederhohlet wird, und der wohl einzig in seiner Art ist. Als Wien im Jahr 1529 von den Türken belagert wurde, bemerkten einige Bäckerjungen zur Nachtzeit die Arbeiten der Feinde, die sich mit Grabung unterirdischer Minen beschäftigten, entdeckten solches, und gaben durch ihre Anzeige Gelegenheit, das Vorhaben der Feinde zu vereiteln. Zur Belohnung ihrer Wachsamkeit sind ihnen dafür mehrere Freyheiten ertheilet worden, von welchen die meisten, unter andern das Kegelschieben auf einem der ersten Stadtplätze, auf dem Hof, wegen der Unbequemlichkeiten für die übrigen Einwohner in spätern Zeiten wieder eingestellet worden, so, daß nur eine noch bis auf

den heutigen Tag ausgeübet wird. Am Osterdienstag jedes Jahres ziehen nemlich etwann funfzig Bäckerjungen, mit einiger Kavallerie an der Spitze, mit einer fliegenden Fahne und türkischer Musik durch alle Gassen der Stadt. Mehrere Meistersöhne haben hierbey Hüte mit weissen Federn geschmückt, und einem Sträußchen von Flittergold, wie man sie noch in den untern Klassen bei Hochzeiten zc. trägt, blaue Röcke und weisse Westen; sie sind fast durchaus gleich gekleidet. Vor jedem Bäckerhause hält der Zug, die Fahne wird geschwungen, und aus einem großen Becher die Gesundheit des Meisters getrunken; bei den Vorstehern des Handwerks, vor dem Hause des Bürgermeisters, und in der Burg vor den kaiserlichen Zimmern wird die Fahne dreimahl geschwungen, und der Toast wird lauter ausgebracht. Wenn so der Zug durch sechs Stunden ungefähr unter einer großen Schaar von Zuschern seine Runde in der ganzen Stadt vollendet hat, endigt sich der Tag mit einem Schmause auf der Herberge, oder die Bäckerjungen fahren in offenen Kaleschen in ihrem prunkhaften Anzuge mit ihren Schönen herum. Es ist unbegreiflich, daß man in unsern Tagen noch an dieser Unterhaltung Geschmack findet,

und daß sich dieser Austritt, der freylich als unschädlich von der Regierung geduldet wird, nicht als eine ganz geschmacklose, und nicht das geringste Interesse erweckende Sache seit beinahe drey Jahrhunderten nicht längst verlohren hat. Aber so sind die Menschen. Eine Maskerade, ein Federbusch macht sie glücklich, und sie würden oft kein Bedenken tragen wesentliche Aufopferungen an ihrem Wohlstande zu machen, ehe sie solchen Freyheiten entsagten. Lebe wohl.

Siebenzehnter Brief.

Entschuldigung des Verf. über sein langes Still-
schweigen. — Wohlthätigkeit der Wiener.
Feueranstalten.

Du hast wohl lange keinen Brief von mir bekommen Wilhelm, und drey deinige liegen bereits auf meinem Schreibtische, und harren auf Antwort. Meinen letzten schrieb ich Dir bald nach dem Aufgebotsstage, das ist ein bißchen lange her, über vier Wochen, und Du wirst böse seyn, und Deinen Freund schelten, denn Du wirst meiner wunderlichen Laune, meiner Abneigung von aller Pünktlichkeit und Ordnung u. s. w. die Ursache davon zuschreiben, und Du hättest auch Recht so was zu muthmassen; denn ich habe Dich in meinem allerersten Brief, um Dich nicht zu strengen Forderungen zu berechtigen, selbst die Waffen gegen mich in die Hand gegeben.

Aber dießmahl hättest Du mir doch Unrecht gethan, und wenn ich der Mann nach der Uhr selbst wäre, so hätte ich dießmahl nicht pünktlich seyn können, ich war krank — durch lange zehn Tage im Bette, und jetzt erst seit einer Woche wieder ein wenig auf den Füßen, und seit zwey Tagen im Stande auszugehen. Stelle Dir meine verdrüßliche, wirklich Mitleid werthe Lage vor. Durch ein böses Gallenfieber in der schönsten Jahreszeit an Stube und Bett gefesselt, fremd, allein in Monatszimmern, niemand zur gewöhnlichen Bedienung als meinen Bedienten das Original, das Du kennst, das die Treue und Liebe, aber auch die Ungeschicklichkeit und Wunderlichkeit selbst ist, und ein Weib, das täglich Morgens kommt, um mein Zimmer aufzuräumen, das Bett zu machen u. s. w. Als ich den Tag darauf, nach dem ich mich mit heftigen Kopfschmerzen zu Bette gelegt, und die ganze Nacht im Fieber-Traum mehr durchbrütet als durchschlafen hatte, vom Arzte den Ausspruch erhielt, daß ich ein hitziges Fieber bekommen, und wahrscheinlich manche Tage, vielleicht Wochen im Bette oder im Zimmer würde zubringen müssen, sank mir aller Muth, und meine ganze Heiterkeit verschwand minder, vor dem Bilde der kom-

menden Krankheit als der fürchterlichen Einsamkeit und Verlassenheit. Aber wie angenehm wurde ich in meinen traurigen Erwartungen getäuscht! Meine Zimmer gehören zu dem Quartier von ein Paar betagten kinderlosen Eheleuten, die sie nicht brauchen, und also monathweise an Fremde vermiethen; ich hatte meinen Hauswirth bis jetzt ausser im ersten Monathstage, wo ich Höflichkeitshalber zuweilen den Miethzins selbst brachte, wenig gesehen. So viel ich wußte, waren es sehr rechtliche Leute in mittelmässigen Glücksumständen, die still und geräuschlos für sich lebten. Kaum aber hörten sie, daß ich krank war, als gleich am zweiten Tage der Mann mich zu besuchen und nachzusehen kam, ob ich auch gehörig bedient und besorgt wäre. Mich freute diese Aufmerksamkeit ungemein, und ich zeigte ihm meine Dankbarkeit dafür, so sehr ich sie empfand. Der gute Alte schien vergnügt über die Art, wie ich seine Gefälligkeit aufgenommen hatte, und am andern Tage Vormittag kam seine Frau, eine sehr angenehme Matrone, deren Gesicht unverkennbare Spuren einer ehemaligen großen Schönheit zeigte, und erkundigte sich mit wahrer Theilnahme um mein Befinden, und um meine Bedürfnisse, sie dachte an alles, besorgte

mir alles, und both mir an, mir die Krankenspeisen in ihrer eigenen Küche machen zu lassen, weil sie, wie sie sagte, nicht zugeben könnte, daß ein Kranker die Wirthshaus- oder Barküchen = Kost äße. Seit diesem Tage nun schickten die guten Leute jeden Morgen, um sich nach meinem Befinden erkundigen zu lassen, jeden Vormittag kam die Frau, jeden Nachmittag der Mann mich selbst zu besuchen, alle meine Krankenspeisen erhielt ich durch ihre Güte, so gesund und schmackhaft zugerichtet, wie man sie nur immer verlangen kann; meine Suppe, Limonade, Thee, kurz alles was ich brauchte, ließen sie mir durch ihre Dienstleute machen und überbringen, und als ich bereits ein wenig aufstehen und Abends Leute sehen konnte, kamen zuweilen Beyde, und machten eine Parthie l'Hombre mit mir. Sie behandelten mich ganz und gar nicht wie einen Fremden, sondern wie einen lieben Gast oder Verwandten, und wurden beinahe beleidigt, als ich die Auslagen, die ihnen meine Kost und Pflege gemacht hatte, bezahlen wollte. So bald ich das Zimmer verlassen durfte, schlich ich mich zu ihnen hinüber, der Mann war nicht zu Hause, die Frau hatte wahre Freude daran, mich wieder hergestellt zu sehen, und als —

theils wirkliches großes Dankgefühl, theils Schwäche der Krankheit mir bei meiner Dank-
 sagung Thränen in die Augen brachten, sah ich auch die Augen der guten Matrone feucht werden. Seitdem bin ich wie das Kind im Hause, ich habe mir es ausgebeten gegen Bezahlung bei ihnen zu Tische gehen zu dürfen, sie schienen vergnügt über meine Bitte, ich speise nun täglich mit meinen zwei wackern Alten, und lehne wirklich manche Einladung ab, die ich wohl sonst angenommen haben würde, um ihres Umgangs zu genießen, auch um ihnen meine Gesellschaft, auf die die guten Alten schon beinahe rechnen, nicht zu entziehen. Sieh, so hat nun für mich eine neue, aber recht behagliche Lebensart angefangen, und Du kannst denken, daß die gutmüthigen gastfreyen Wiener seit diesem Zeitpunkte einen großen Stein bei mir im Brete haben. Wende mir nicht ein, daß dieses ein Beispiel unter Tausenden sey, daß eine Schwalbe keinen Sommer mache, und was der frostigen Gemeinplätze mehr sind. Ich sage Dir Wilhelm! solche, oder ähnliche Fälle ereignen sich sehr oft, ich selbst könnte Dir nur aus meiner kurzen und kleinen Erfahrung über zwanzig auffallende Beweise von Wohlthätigkeit, Menschenliebe, Mitleid, u.

f. w. aufzählen, und wer die Wiener und überhaupt die Österreicher länger kennt, und das ungerechte Vorurtheil, das man im nördlichen Deutschland gegen sie, als die sinnlichsten, dümmsten, abergläubigsten Bewohner des deutschen Reichs, als gegen wahre Abderiten hegt, abgelegt hat, der findet weit mehr Ursachen sie zu lieben und zu schätzen, als Fehler und Schwachheiten zu beleuchten oder zu tadeln.

Weil ich schon im Loben und Preisen der guten Stadt Wien bin, so will ich Dir in Ermanglung außerhäuslicher Neuigkeiten, die ich jetzt nicht liefern kann, da ich erst seit ein paar Tagen ein bißchen ums Glacis, oder ins Belvedere fahren darf, mit der Erzählung hiesiger guten Anstalten und Einrichtungen unterhalten. Die Erste, Vorzüglichste, und gewiß Einzige in ihrer Art ist die hiesige Feueranstalt. Seit Menschengedenken hat man kein Beispiel, daß in der eigentlichen Stadt Wien, in der Festung nemlich, ein Haus abgebrannt wäre; wenn einmahl das Schicksal eins der noch übrigen wenigen Schindeldächer trifft, so brennt, wenns recht übel geht, wenn die Strasse recht eng, das Haus recht hoch, alt, und der Dachstuhl vielleicht recht morsch ist, das ganze Dach ab, wei-

ter geht es aber sicher nicht, und die Bewohner der ersten und zweiten Stockwerker könnten, wenn die durch die nahe Gefahr erhitzte Einbildungskraft, und die alles vergrößernde Furcht es zuließe, ruhig und unbesorgt in ihren Zimmern bleiben. Auf dem außerordentlich hohen Thurm der hiesigen St. Stephanskirche, die die erste, größte und vorzüglichste von allen hiesigen Kirchen ist, wohnt in einem Zimmerchen ein eigener Thurmwächter, der beständig Acht haben muß, ob er nicht irgend wo in der Stadt oder den Vorstädten Feuer aufgehen siehet. So bald er es bemerkt, steckt er gegen die Gegend, wo das Feuer ist, bei Tag eine Fahne, bei Nacht eine Laterne aus, und die große Glocke wird angeschlagen, das heißt, in langsamen Schwingungen mit dem Schwengel berührt. Diese feyerlichen dumpfen Töne erwecken bald Aufmerksamkeit; und die Feuerwache, die im Unterkammeramte beständig gegenwärtig seyn muß, meldet es. Nun kommen sogleich Nachrichten von dem eigentlichen Ort der Feuersbrunst in das Unterkammeramt; der erste und so gar auch der zweite Überbringer einer solchen Nachricht erhält eine Belohnung; und bald gehet der Feuerlärm — das ist ein Tambour, der die Trom-

mel in einem bald wachsenden bald wieder sinkenden Wirbel schlägt, durch alle Hauptstraßen der Stadt. Es ist Feuer! — Feuer! rufen die besorgten Einwohner, und alles eilt — von dem wirklich schauerlichen Wirbel der Trommel aufgeschreckt an die Fenster oder an die Hausthüren um sich zu erkundigen. Nicht lange — so sieht man große immer gefüllte Wasserräder mit daran befestigten Schläuchen, auf Wagen von starken Rossen gezogen, und von sechs bis acht Personen bedient durch die Gassen eilen; die großen Feuersprizen im schnellsten Galopp aus dem Unterkammeramte fort nach dem Ort des Brandes geführt, die vollen Leitern oder Läden, wie man sie hier nennt, folgen so schnell als die Pferde laufen mögen, die Feuerkommissärs, die abwechselnd bei jeder Feuersbrunst seyn müssen, und sich bei dieser Gelegenheit durch rothe Korkarden kenntlich machen, erscheinen auf der Brandstelle, und machen Ordnung, die Kavallerie besetzt alle Zugänge, um Konfusionen und Unglücksfälle zu verhindern, die Schornsteinfeger kommen, besteigen mit Lebensgefahr die rauchenden Dächer, und steigen oft in rauhe Kosen eingehüllt, achtungs und mitleits würdig, zum Opfer für das Wohl ihrer Mitmenschen durch

die brennenden Schluchten hinab, um das Feuer, das meistens in diesen entsteht, zu dämpfen. Es gelingt oft, und man hört doch selten, daß ein Schornsteinfeger verunglückt wäre. Die Infanterie eilt herbei um den Verunglückten thätig zu helfen, und selbst der Kaiser begiebt sich sogar in der Nacht in eigener Person zu dem Brande, um durch seine Gegenwart aller Orten Muth und guten Willen zu helfen einzufloßen, und die genaueste Ordnung zu erhalten.

Durch diese vortreflichen Anstalten, durch diese musterhafte Ordnung, wodurch allen schädlichen Verwirrungen, allem unnützen Durcheinanderlaufen vorgebeugt wird, durch die thätige Mitwirkung aller darzu bestellten Personen, und durch die persönliche Gegenwart des sorgsamen Monarchen, wird oft das Feuer eben so geschwind gedämpft, als es entsteht, und wie ich Dir sagte, in der Stadt ist es unerhört, wenn mehr als das Dach abbrennt, und darzu muß es ein Schindeldach seyn. Eben so ist es mit den Häusern in den nahen Vorstädten, besonders in den Hauptstrassen derselben, wenn sie nur halbweg gut gebauet, und nicht mit Holz gedecket sind. In den entlegenen schlecht gebauten Gassen, brennt wohl zuweilen eine elende Hütte ganz

ab, aber dann war es auch sicher nicht viel mehr als eine Hütte, an der nichts zu retten war, und auch dieß geschiehet kaum einmahl des Jahres in dieser großen Stadt, die mit ihren Vorstädten über 6000 Häuser zählt.

Dieß sind die Anstalten und Vorkehrungen bey einer schon ausgebrochenen Feuerbrunst; weil es aber überhaupt in der Welt klüger ist, die Entstehung des Übels zu verhüten, als das schon entstandene wieder gut zu machen, so giebt es auch hier eine Menge zweckmäßiger Einrichtungen und Verordnungen, welche keinen andern Endzweck haben, als Sicherheit gegen Feuergefähr. So ist es zum Beispiel seit Jahren nicht mehr erlaubt in der Stadt sowohl als in den Vorstädten neu errichtete Gebäude, und wäre es auch nur ein Stall, eine Remise, mit Schindeln zu decken. Jede auch noch so kleine Bauveränderung, die ein Hauseigenthümer vornehmen lassen will, muß angezeigt, und die Erlaubniß dazu eingehohlet werden. Jeden Herbst durchsucht eine eigene Feuerkommission alle Häuser, ob die Öfen, besonders die eisernen im gehörigen Stande, ob sie an gefahrlosen Stellen, und zweckmäßig gebauet sind. Wird ein solcher Ofen gefunden, was denn bei eisernen häufig der Fall ist,

Durch dessen unschickliche Lage oder Bauart leicht Feuer entstehen könnte, so muß er weggenommen werden. In jedem Hause muß nach Verhältniß seiner Größe, eine große Feuerleiter, Feuerhacken, und eine Anzahl Wassereymmer beständig in brauchbaren Stand erhalten werden. Jede Vorstadt-Gemeinde hat beinahe eine eigene Feuerspritze, die kaiserliche aber, die zu jedem beträchtlichen Brande gebraucht wird, ist die größte. In jedem Hause muß auf dem Boden vom Merzmonat angefangen in großen Kufen Wasser aufbehalten werden, das man erst spät gegen den Winter, wenn man fürchtet, daß es frieren und die Kufe zerreißen könnte, weggießen darf. Auch ist streng verboten, den Holzvorrath auf dem Boden zu haben, und jeder Hausherr ist für solche Fehler seiner Partheyen verantwortlich.

Du siehst wohl, lieber Wilhelm! daß man unmöglich besser, zweckmäßiger und thätiger für die Abwendung und Stillung der Feuersgefahren in einer großen Stadt sorgen kann, als es hier in Wien geschieht, und ich möchte einmahl einen unpartheyischen Berliner, Pariser oder Londner fragen, ob sie so etwas aufzuweisen hätten, und besonders, ob der letztere seine sonst so hochgerühmte

Feueraffekurations-Anstalt mit der wienerischen Feuerpolizey vergleichen könnte.

Aber ich bin nun müde vom Schreiben, denn meine Kräfte wollen sich noch nicht recht wieder einfinden, und Du magst es wohl der Schrift sowohl, als der Schreibart meines Briefes, den zu überlesen ich jetzt nicht mehr vermöchte, angemerkt haben, daß die physischen und geistigen Kräfte deines Freundes ein wenig gelitten haben. Adieu.

Achtzehnter Brief.

Neue Curmethode. — Haidens Jahreszeiten.

Du fragst mich in Deinem letzten Briefe, ob ich nach der neuen Brownischen — oder nach der alten Stollischen Methode in meiner Krankheit behandelt worden bin, und scheinst mir zu verstehen geben zu wollen, daß Dich der Mangel meiner Kräfte nicht wundert, wenn ich unglücklich genug war, auf die zweite Art behandelt worden zu seyn. Du bist also auch schon von dem medizinischen Unwesen angesteckt, das jetzt in den meisten ärztlichen und nicht ärztlichen Köpfen spuckt. Gut also, ich bin so unglücklich gewesen, wie Du es nennst, aber das Unglück war mein eigener Wille und reifer Entschluß. Ich war noch nicht lange in Wien, als ich von

dem neuen großen Schisma in der Medizin hörte, das auch hier, so wie überall die Facultät und alle Leute die ein bißchen über sich und ihre Gesundheit nachdenken in zwey ziemlich enragirte Partheven theilt. Mehrere junge, berühmte Aerzte sind mit Leib und Seele Brownianer, es erscheinen Schriften dafür und darwider, und im hiesigen Krankenhause wird fast durchgängig auf Brownisch kurirt, oder nicht kurirt, wie Du willst. Ich meines Theils verstehe zu wenig von der Medicin und von der Einrichtung des menschlichen Körpers, um auch nur von fern ein gültig seyn solledes Urtheil zu wagen, meine Meinung ist bloß das Resultat meiner kleinen Erfahrung, und der Art, wie meine schlichte Vernunft die Dinge anzusehen pflegt, aber ich muß Dir sagen, daß mir die neue Methode so unbedingt in allen Fällen angewandt, gar nicht einleuchten will, und daß die Ableitung aller Krankheiten, aus einer einzigen Quelle, Mangel oder übermaaß an Lebenskraft oder eigentlich an Reizung der Lebenskraft, mir zu sehr nach Systemmacherey, der gefährlichsten Feindin aller reellen Aufklärung im Wissenschaftlichen, schmeckt. Es ist sehr böse, wenn in irgend einem Fache des menschlichen Nichtwissens — dann was wissen wir

Denn — die Theoreme des Geometers ausgenommen? — also des menschlichen Grubelns, einmahl eine scheinbare Hypothese von einem großen Mann erfunden, und nun von ihm oder seinen Nachbetern als unbestrittene Wahrheit angenommen, gewaltsam auf alle Fälle angewandt wird, und alle Erscheinungen gut oder übel daraus erklärt werden müssen. Dieß scheint mir auch der Fall mit dem Brownischen System zu seyn, und dieß nebst der zu großen Hitze seiner Anhänger, und der Bemerkung, daß mehrere erklärte Brownianer, die ich theils anderwärts, theils hier kennen lernte, Bouvivants sind, deren eckelem Saumen also die kräftige Fleischkost, die gewürzten Speisen, die starken Weine viel willkommener seyn müssen, als die dürstige Pflanzen- und Wasserkost, welche sonst Hygita ihren Pfliegbefohlenen vorschrieb, machte mich mißtrauisch gegen die neue Curart. Lache mich nicht aus wegen der letztern Bemerkung, sie ist gewiß nicht so verwerflich und ungegründet, als sie Dir scheinen mag. Was ist dem Menschen lieber als seinen Hang oder Lieblingsneigung gebilligt und gelobt zu sehen, und die Rechtfertigung einer Lebensweise, welche die Moral und Vernunft eben nicht an-

preisen, doch wenigstens in der Medicin oder Diätetik zu finden?

Als ich fühlte, daß ich ernstlich krank wurde, ließ ich einen mir bekannten verehrungswürdigen Arzt Styli Betiris holen, und in zehn Tagen war mein wirklich heftiges Gallenfieber gebrochen. Daß ich noch vor einigen Tagen nicht alle meine Kräfte hatte, ist wohl natürlich, wenn man die Heftigkeit des Fiebers, die schlaflosen Nächte, und den gänzlichen Mangel an Eßlust bedenket. Gewiß ist es, daß ich lange Zeit vor der Krankheit mich nicht so wohl befand, als jetzt, und daß manche kleinen Unannehmlichkeiten, die mich vorhin zuweilen belästigten nun ganz verschwunden sind, und ich mich wie neugeborenen fühle.

Ich gehe nun wieder aus wie vorhin, und schwärme mit doppelter Freude überall herum, um alles das einzuholen, was ich durch eine Gefangenschaft von beinahe drey Wochen gerade in der schönsten Jahreszeit versäumt hatte. Apropos bei der Jahreszeit fällt mir ein, daß ich Dir noch eine sehr interessante Neuigkeit schuldig bin. Am ersten May, gerade einen Tag bevor ich mich legen mußte, war ich so glücklich, ein Billet in die Akademie beim Fürsten von Schwarzen-

berg zu bekommen, wo dießmahl die vier
 Jahreszeiten nach Thompson, von Haydn in
 Musik gesetzt, ein neues Meisterstück dieses
 unsterblichen Tonkünstlers, aufgeführt wurden.
 Es wurde von denselben Sängern, wie die
 Schöpfung gesungen. Das Ganze ist eigent-
 lich eine Ekloge. Ein Pächter, seine Toch-
 ter, ihr Geliebter, und ein Chor von Land-
 volk beschreiben wechselsweise die Erschei-
 nungen und Arbeiten, die Reize und schrecklichen
 Auftritte der vier Jahreszeiten. Der Frühling
 macht den Anfang, man hört den lauen Süd-
 wind in weichen lydischen Tönen der Blas-
 instrumente über die eisigen Gefilde fahren,
 das Eis zerbricht krachend in den Flüssen,
 der geschmolzene Schnee stürzt rauschend vom
 Gebürge herab. Eine himmlisch sanfte
 Musik bringt den wonnebringenden Lenz, er
 kömmt, der Bauer geht aufs Feld. Die
 Musik ahmt hier das Thema, das bekannte
 Haydn'sche Andante mit dem matten Schlag
 nach, und verwebt sich kunstreich und höchst
 angenehm mit dem Gesange des Seemanns.
 Hierauf fleht ein herrlicher Chor der Land-
 leute den Himmel um Segen an, die Dorf-
 jugend preiset in den lieblichsten Tönen die
 Anmuth des Frühlings, und dann fällt wie

der der ganze Chor in ein herzerhebendes Dankgebet ein.

Im Sommer ist ein Sonnenaufgang — wie noch keiner geschildert, um Mittag ziehet sich ein Gewitter zusammen, am Abende wird es wieder hell, und der Ton der Abendglocken, der sanfte friedliche Gesang der Landleute zaubert in die Seele der Zuhörer das stille unendlich sanfte Bild eines heitern Sommer-Abends, verbunden mit dem angenehmen Gefühl, daß jetzt die Felder durch den Regen erquicket und fruchtbar gemacht sind. Im Herbst ist der Lobgesang auf den Fleiß ein Meisterstück, und so wohl Poesie als Musik vereinigen sich um eine der schönsten menschlichen Tugenden nach Würde zu preisen. Hierauf folgt eine Jagd, das Suchen des Spürhundes, das Aufplattern des geschreckten Vogels ist ungemein schön nachgeahmt. — Nach der Jagd kommt die Weinlese, und diese zwey Gegenstände, die natürlicher Weise so viel Stoff zu musikalischen Schönheiten darbieten, machen, daß der größte Theil der Zuhörer ausschliessend sich für den Herbst erklärten. Im Winter verirrt sich ein müder Wanderer, und glaubt schon bereits in den gefrorenen Schneegebirgen, wo er keinen Pfad mehr findet, zu Grunde gehen zu müssen,

als er auf einmahl Licht erblickt, und dieß ihn in eine friedliche Hütte führt, wo die Einwohner des Dorfes versammelt sind, und sich beim Geschnurre der Spinräder, deren vereintes Geräusch die Musik vortreflich darstellt, mit Singen und Schwätzen unterhalten. Den Beschluß macht eine moralische Anwendung auf das menschliche Leben, und die Hinweisung auf eine bessere Welt, worin der Tugendhafte belohnet wird. Dieses Ende macht einen vortreflichen, erhebenden, wehmüthigen und doch beruhigenden Eindruck, und macht, das mir der Winter vielleicht das liebste aus allen den vier Jahreszeiten ist.

Aus diesem schwachen Umriß kannst Du Dir nun freylich kein passendes und würdiges Bild des Ganzen machen, aber es dient doch darzu, Dir eine ungefähre Idee von dem Gange, der Einkleidung und dem Charakter des Stückes zu geben, das Du wie ich nicht zweifle, so gut wie die Schöpfung bald in unserer Vater-Stadt aufführen hören wirst, und wenn jene Silbenstimme, die Dich in Gabriel und Eva bezauberte, Dir nun das Lob des Frühlings und der Liebe vorsingen wird, so bin ich gewiß, dein Herz ist ganz weg,

Neunzehnter Brief.

Tagesordnung der Wiener galanten Welt. —
 Augarten. — Brigittenau. — Jahrmarkt.

May 1801.

Du beklagst Dich, daß meine jetzigen Briefe so kurz sind in Vergleich mit jenen, die Du den vorigen Winter von mir erhieltest, ich fühle es wohl selbst, aber auch den Grund des Unterschieds. Damahls reizte mich nichts, meine warme Stube zu verlassen, ich gieng außer Abends oder Geschäfte halber nicht viel aus, jetzt ist es ganz anders. Wenn die Sonne so freundlich am blauen Himmel strahlt, und doch nur durch die engen Räume der Fenster sich in mein Zimmer stehlen kann, wenn die Akazienbäume an meines Nachbars

Hause zu blühen anfangen, alles in der ganzen Strasse die Fenster mit aufmacht, die mit Blumentöpfen mit Rosen, Nelken, Jasminen u. s. w, garniret sind — und alles mich an die Gegenwart des lieblichsten aller Monate erinnert, wie soll ich da zu Hause bleiben können? Unwiderstehlich reißt es mich fort, treibt mich zum Zimmer hinaus, und ins Freye, um den Frühling, so viel es einem Bewohner der Hauptstadt möglich ist, zu genießen. Auch giebt es so viele Lockungen, so viele Unterhaltungen für jede Stunde und Zeit des ganzen Tages, daß ich gar nicht müde, ja, daß ich kaum in einer Woche mit der Runde durch sie alle fertig werde.

Laß Dir nun einmahl die Tages- und Spaziergeh-Ordnung eines mässigen Einwohners von Wien, wozu ich jetzt so ziemlich gehöre, beschreiben, und es müßte nicht natürlich zugehn, wenn das *Sacro sanctum nihil facere* bei der unendlichen Mannigfaltigkeit der angenehmsten Zeittödtungen, welche diese Hauptstadt ihren reichen wohl beglücklichen Kindern darbietet, dir nicht gewaltig reizend, und nachahmenswürdig scheinen sollte. Um sechs Uhr kommt mein Bedienter und weckt mich auf, indem er die grünen Jalousien, die nur einen dämmernden

Tag in mein ebenfalls grün ausgeschlagenes Zimmer fallen lassen, ein wenig aufschiebet, so, daß die hellen Streifen und Punkte des Morgensonnensichts, das durch die aufgedrehten Brettchen durchschlüpft, gerade auf mein Bette fallen, und auf der Decke herumtanzen. Ich dehne mich noch ein wenig, und stehe dann auf, kleide mich schnell, und eile zum Frühstück in den Augarten. Dieser schöne große Garten voll hundertjähriger ehrwürdiger Bäume ist nur eine Viertelstunde von der Stadt, in der nächsten aller Vorstädte, der angenehmen volkreichen Leopoldstadt, am Ufer der Donau gelegen. Er ist eigentlich ein Theil der großen schattigen Auen, die auf vielen Inseln und den Ufern des Stroms sich Stundenweit hinabziehen, und die schönsten Spaziergänge darbiethen. Kaiser Joseph hat vor ungefähr sechzehn Jahren den altmodisch angelegten Garten ansehnlich vergrößern, lange majestätische Alleen mit herrlichen Points de vue durch die Wälder hauen, die Gebäude vermehren und verschönern lassen, und so den reizenden Belustigungs-Ort durch eine eigene Aufschrift dem Vergnügen seiner Unterthanen gewidmet. Die Aufschrift auf dem großen Portal heißt: Allen

Menschen gewidmeter Erleuchtungs-Ort von ihrem Schäfer.

Damals hatte der Kaiser, wie man mir erzählte, ein eigenes kleines Lustgebäude mit einem Gärtchen, gerade neben dem Ausgangen, wo er im Sommer manche Zeit zubrachte, und sich an dem Gewühl und Gedränge der Tausenden ergötzte, die theils um seiner theils um der Schönheit des Gartens willen, durch die schattigen Alleen wimmelten. Gemeinlich mengte er sich dann in einem einfachen Anzuge, und von ein paar Offizieren begleitet unter die Spazierenden, und nur der unverkennbare Adel seiner Züge verrieth den Monarchen, und seßelte immer eine große Anzahl Menschen an seine Fußtritte, die ihm ehrerbietig und neugierig überall nachfolgten. Seit seinem Tode gehörte dieß Gärtchen seiner Schwester der Gouvernante der Niederlande Erzherzoginn Maria Christina, und als auch sie von einigen Jahren starb, ward es der Sommeraufenthalt ihres verwittweten Gemahls des Herzog Albert von Sachsen-Teschen.

Nach dieser kurzen Geschichte des Ausgangens, will ich Dir nun seine Ketze beschreiben. So wie ich im Anfang des holden Mays — denn eher bezieht der Traiteur den

Saal nicht, und man kann also nicht daselbst frühstücken — also wenn ich in den ersten Maytagen aus dem geräumigen schönen Hof in den Augarten trete, öffnet sich meinen Blicken, über einen freyen Rasenplatz hin, und durch eine breite vierfache Allee von majestätischen Kastanien und Linden die Aussicht auf das ferne Kahlengebürge, das gerade diesem Eingange gegen über liegt, aber ich wende mich Rechts, und gehe auf den großen halbrunden Platz zu, der vor den Fenstern der langen Speisesäle liegt, und von Kastanien beschattet ist. Hier stehen im Schatten eine Menge Tische und Stühle, und in der Mitte ein Gerüst auf einigen Stufen worauf die Harmonie, das heißt, eine Musik, die aus zehn bis zwölf Blasinstrumenten besteht, ihren Platz hat, und die Gesellschaft durch hübsche abwechselnde Musikstücke unterhält. Ich setze mich nieder, sogleich erscheint ein Aufwärter und fragt, was ich befehle. Wenn ich nach meinem Geschmacke, Kaffeh, oder Choccolade oder Butterbrod und Kettig, oder was mich listet begehret habe, werde ich sehr bald, und wie das Glück will, zuweilen schlecht, zuweilen erträglich bedient. Im dichten Kastanienschatten, die ihre Blüten auf mich regnen lassen, von kühlen Mor-

genlüften gefächelt, sitze ich da und frühstücke, während der sanfte Hauch der Harmonie die heitere Luft durchbebt, und mein Herz zu angenehmen Gefühlen hebt. Gesättigt ziehe ich auf und vertiefe mich nun in die schattigen heimlichen Gänge, wo der Duft von tausend blühenden ALEXEN, und der Gesang von einem Chore NACHTIGALL, die der verstorbene Kaiser JOSEPH eigends kaufen, und zum gewähltesten Ohrenkiesel derer, die den Augarten besuchen, in diesen schattenreichen Gehölzen frey flattern, hecken und sich vermehren ließ, unter dem dichten Laubgewölbe mich empfängt. Mit offenen Sinnen, empfänglich für alle Reize der erwachenden Natur irre ich von Allee zu Allee, bis auf einmahl die Aussicht auf den erhabenen DONAUSTROM, die gegen überstehenden Gebürge, und eine weite Landschaft voll Dörfer, Landhäuser und Gärten, mein Blick übersieht, — ich gehe längst dem Strom hin, bis an das BITTERTHOR — es ist offen, und ziehe, der erhöhte Weg führet mich in die freye, regellose, schöne Natur der BRIGITTENAU, die sich längst der DONAU hinauf in verschiedenen kleinen Wäldchen mit blumigen Wiesen untermengt, und hin und wieder mit Hütten, wo man Erfrischungen haben kann, belebt, eine gute Strecke bis

zu dem Jägerhause, und der darneben stehenden Brigitten-Kapelle, von der die Aue ihren Namen hat, erstreckt. Hier war, wie ich gehöret habe, vor einigen Jahren noch ein Theil der Aue zu einem sehr schönen englischen Garten, mit Brücken, Bänken, und einer Menge der schönsten exotischen Pflanzen umgebildet, der dem Herrn Grafen v. Chotetz gehört, jetzt ist zu meinem und vielleicht aller Spazierenden Leidwesen, diese liebliche Schöpfung, aus mir unbekanntem Ursachen zerstört. Doch es wird heiß, die höhere Sonne sendet brennende Strahlen, eine entfernte Uhr schlägt neun Uhr — es ist Zeit auf den Rückweg zu denken. Aus demselben Wege gehe ich nun wieder in den Augarten zurück. Wie ich auf den Frühstückplatz komme, haben sich schon die meisten Leute verlohren, deren ohne dieß immer nur eine kleine Anzahl ist, weil die galante Welt spät Tag macht, und noch überdieß den Prater vorzieht; die Musik ist fort, und ich eile, um noch einen Miethwagen zu erhaschen, der mich durch die sonnigen, staubigen Straßen nach Hause bringe. Zu Hause wartet schon Friseur und Barbier, ich mache meine Toilette, besorge einige Geschäfte, schreibe, lese — und die Zeit verfliehet mir unbemerkt.

Nun schlägt es halb zwölf Uhr — Himmel, wie spät! ruf ich aus, fliehe vom Schreibtisch, nehme Hut und Handschuh, und eile auf den Jahrmarkt, der zweymahl des Jahres, im November und gewöhnlich im May oder Ende April, drey Wochen nach Ostern gehalten wird. Die Buden sind auf dem schönen geräumigen Plage, der Hof genannt, aufgeschlagen, der seinen Rahmen daher haben soll, weil, ich weiß nicht, vor wie viel hundert Jahren die Erzherzoge von Osterreich hier auf dem Plage, wo das jezige Kriegsgebäude, und die ehemalige Jesuiten, jetzt Garnisons-Kirche steht — ihren Pallast gehabt, und da Hof gehalten haben sollen. Zur Messe-Zeit gehört es zum Ton, so zwischen zwölf und zwey Uhr sich daselbst einzufinden, zwischen den Reihen der Buden auf und ab zu spazieren, Leute und Waaren zu sehen, wenig oder nichts zu kaufen, und nur eigentlich sein werthes Ich zu promeniren. Da seit dem Verboth der Ausländer-Waaren keine fremden Kaufleute mehr hierher kommen dürfen, so enthält der Markt gar nichts besonderes, wenigstens nichts, was man nicht das ganze Jahr hindurch in allen Gewölbern eben so gut oder besser bekäme, als in der Messe, ausgenommen einige böhmische Leinwand, Glas

und Eisen-Waaren, die nun freylich das übrige Jahr hindurch nicht in so großer Menge oder Auswahl, oder auch vielleicht nicht ganz um so gute Preise zu haben sind, als zur Messzeit. Aber besonders die Leinwandhändler gehören nicht unter das Forum der galanten Welt, und sind auch gar nicht auf den Hof, sondern auf den entlegenen einsamen Stadtplätzen verbannt, wo man auch nur Leute aus den untern Klassen, oder solche Frauen aus den höhern Klassen sieht, die noch altfränkisch genug denken, sich selbst mit der Wahl und dem Einkauf ihrer häuslichen Bedürfnisse zu beschäftigen. Was galant und artig ist, schlendert auf den Hof zwischen den Reihen von Buden hin und her, die mit Tüchern überspannt sind, daß die Sonne nicht durchdringen kann, und so in den schon etwas heissern Mittagsstunden, einen angenehmen Schatten gewähren. In diesen Buden biethen sich die schönsten und kostbarsten Erfindungen des Luxus und der Bequemlichkeit zierlich und einladend von allen Seiten den Blicken dar, alabasterne Vasen, Tafelaufsätze, hierzu Lampen mit und ohne Bronze verschnitten, oder glatt oder schief mit Gold und Silber in antique Form-Art — Edelsteine, Perlen, Ketten, Uhren, Ringe,

Tabatieren, seidene Stoffe, feine Weißzeu-
 ge, gestickte Musseline, künstliche Blumen,
 Frauenpuß, wohlriechende Wässer und Öhle,
 kostbare Spielzeuge für Kinder, mit einem
 Wort alle die Tausend und Tausend theuren
 Kleinigkeiten, welche der immer steigende Lu-
 zus und die wechselnde Mode der großen Welt
 zum Bedürfnisse gemacht hat, ziehen hier von
 allen Seiten die Blicke der Spazierenden auf
 sich, und verführen oft selbst gegen den bes-
 sern Vorsatz durch ihre Schönheit zu mancher
 überflüssigen Ausgabe. Man gehet herum; man
 besieht, man kauft, man trifft Bekannte,
 schwätzt, hört Neuigkeiten, verzehrt einige
 Naschereyen, die in gewissen Buden, bei
 wohlriechenden Essenzen, Rosoglio &c. &c. ver-
 kauft werden, und schlendert, wenn die Es-
 senszeit kommt, das heißt, um halb zwey
 Uhr oder später nach Hause. So vergeht
 der Vormittag des müßigen Wiener's, und
 nach Tische warten seiner neue Freuden, die
 ich aber auf meinen nächsten Brief verspare,
 um nicht auf einmahl des Guten zu viel zu
 thun. Leb wohl.

Zwanzigster Brief.

Prater. — Lusthaus. — Panorama. — Bastej.

May 1801.

Ich habe abgespeiset, meinen Kaffeh getrunken, ein halbes Stündchen mit meinem güti- gen Hauswirth und seiner würdigen Frau über verschiedene Gegenstände geplaudert, und bin dann ein wenig auf mein Zimmer ge- gangen, um einige Kleinigkeiten zu besor- gen, und ein paar Briefe zu schreiben; jetzt schlägt es fünf Uhr, die Luft wird kühler, und ich trabe gewöhnlich dem Stock am Eisenplatz zu, wo ich mich in einen der sechs hundert Fiocker werfe, die beständig auf allen grössern Plä- tzen und Hauptstrassen der Stadt und Vor-

Städte, zur Bequemlichkeit aller der Personen
 die keine eigene Equipage sich halten, stehen,
 und fahre in den Prater. — Wenn ich sage
 Prater, so verstehe ich, mit Kogebues
 Hettmann der Kosacken zu reden — den
 Inbegriff aller Freuden, die Quintessenz aller
 Ergözllichkeit, das Elisium der galanten Welt
 in Wien. Mein Weg geht durch einige nicht
 sehr angenehme Straßen, die an manchen
 Orten ziemlich eng, dunkel und schmutzig sind,
 vor dem schönen Müllerischen Kunstkabinets
 vorbei, zum rothen Thurm hinaus über die
 sogenannte Schlagbrücke in die Donauinsel,
 auf welche die Leopoldstadt gebaut ist, und
 worauf auch der Augarten und der Prater lie-
 gen. Statt gerade fort in den Augarten zu
 fahren wendet sich mein Kutscher Rechts gegen
 die Jägerzeile, wo schon eine lange Reihe
 von Kutschen, Whisky's, Phaetons u. s. w.
 auch dem Unkundigsten den Weg zu dem all-
 gemein beliebten Spazierort anzeigen wür-
 de. Ich fahre noch eine Strecke zwischen
 Koff. hädusern, und einigen hübschen Privat-
 gebäuden hin, und nun nimmt mich eine
 breite schöne Kastanien-Allee auf, wo das
 stark ausgegossene Wasser den Staub dämpft,
 die Bäume lieblichen Schatten streuen, und
 alles mich zu den angenehmsten Erwartungen

berechtigt. Am Ende der Allee öffnet sich ein weiter freyer Rasenplatz mit dichtem Wald umkränzt, und nach mehreren Richtungen mit freyen Allecn oder wenigstens Wegen durchschnitten. Wir wenden uns abermahl Rechts, denn die Wagenreihe vor uns thut dasselbe, und nun kommen wir in eine dreyfache Allee, die aus vier Reihen Bäume besteht, wovon die mittlere zum Fahren, die beiden Seiten-Allecn zum Spazierengehen dienen. Rechts und links neben den Allecn fangen Wiesenplätze an mit einzelnen Bäumen oder kleinen Gruppen von Bäumen bestreut, die sich immer mehr und mehr verdicken, wie sie sich mehr von der Allee entfernen, und endlich eine ziemlich schattige Aue bilden. Links zwischen diesen Bäumen stehen unzählige Hütten, Pavillons, Lusthäuser, Zelte u. s. w. zerstreut, immer eins eleganter und schöner als das andere, wo man Kaffeh, Gefrorenes — kurz alle Erfrischungen haben, und zu Mittag und Abend speisen kann. Ich fahre langsam die Allee hinab, und ergöße mich an dem Anblick der schönen Equipagen der stattlichen Reit- und Handpferde dicht neben mir, und der gepuzten eleganten Welt, die etwas weiter links, theils auf Stühlen vor den Hütten und Pavillons sitzt, theils lang-

sam durch die Allee schlendert. Jetzt bin ich am Ende der Allee. — Fahren wir gar hinunter ins Lusthaus? fragt mein Kutscher — Meinetswegen ruf ich, und nun geht es rechts hinab zwischen die Bäume, und dann nach einer Weile wieder links in einer Allee, die eigentlich eine gerad laufende Fortsetzung der erstern ist, deren Zusammenhang aber einst durch eine große Wasserfluth weggerissen wurde, so, daß man jetzt rechts ausbiegen muß, und dann erst wieder in die Allee gelangt. Nun liegt das Lusthaus — ein niedliches zwey Stockwerk hohes Gebäude vor mir, wir kommen hin, ich steige aus, und gehe die Treppen hinauf. In jedem Stockwerk ist ein Saal, um den eine offene Gallerie herumläuft, von welcher man die schönste Aussicht, entweder auf das unten befindliche Getümmel von ankommenden und weggehenden Menschen, Wagen, Pferden, u. s. w. oder weiter hinaus durch die mit dem schäuffen Wiesengrund bedeckten langen Ausschnitte, durch den Wald auf das Gebürg und die nähern oder fernern Dörfer hat. Du weißt, daß ich die letzte immer vorziehen werde, auch veruchte ich es, das erstemahl mich an das Gebäude hinzustellen, und so den reizenden Anblick der schönen Gegend zu genießen. Aber das war

keine Möglichkeit, das Geräusch, das Getümmel der Menschenmenge um und unter mir, das Auf- und Abwogen der Kommenden und Gehenden war zu groß, ich konnte keinen Augenblick ungestört seyn.

Jetzt stelle ich mich nicht mehr hin, wenn so viele Menschen da sind, sondern ich schleiche eine Weile herum, und fahre dann wieder zurück in die große Allee. Hier steig ich wieder aus, wenn ich so recht Mitten in der Menschenmenge bin, und spaziere auf und nieder, lorgnire und werde belorgnirt, bemerke und werde bemerkt, kritisire und werde kritisirt, bis endlich der Anblick der mannigfaltigen Erfrischungen meine Naschlust, und die warme Luft meinen Durst reizt. Ich setze mich zu einer der Hütten im Schatten nieder, und begehre was mich lüstet; gehe, wenn ich erquickt bin, wieder zwischen den Reihen der Menschen hin und her, und unterhalte mich mit meinen Betrachtungen über sie. Da geht jung und alt, schön und häßlich, reich und arm, groß und niedrig bunt durch einander. Hier zieht ein reizendes Geschöpf meine Aufmerksamkeit auf sich, ich gehe ihr ein paar Schritte nach, auf einmal erscheint eine wahre Karikatur-Figur, irgend ein schwarzes häßliches Geschöpf, in der jetzt so

beliebten Modetracht in ein großes gelbes, roth und schwarzes Tuch eingewickelt, — eine wahre Furie der Moden — vor meinen Blicken, ich erschrecke, und sehe ihr voll von Verwunderung nach — und indessen ist meine grzechische Nymphe in dem rosen rothen Musselin, wie in Morgenwölkchen gehüllt, meinem Blicke entschwunden. Jetzt finde ich einen Bekannten, mit dem ich plaudere, dort begegnen wir eine Menge ganz fremder Gestalten — hier zieht ein raffellader Phaeton, der von Jokays zu Pferde begleitet, und von vier raschen Engländern gezogen, lärmend durch die Allee rollt, meine Augen auf sich — da grüßt plötzlich mein Freund sehr ehrerbietig einen Mann, der im simpeln Anzuge an uns vorbehey gehet, — ich frage — es ist ein Minister u. s. w. Nun kommt eine prächtige Equipage, ein Mann sitzt zwey Damen auf dem Schoffe und lenkt die Pferde — alles ist prächtig gepußt — man stußt — und ich frage ganz erstaunt, wer wohl dieser Kavalier und seine Damen seyn müssen. — Es ist — ein Kaufmann — ein Schneidermeister — ein getaufter Jude oder so-etwas, und die Damen gehören zu den Nichtgrausamen Schönen; die da links wird von dem Baron A., die rechts von dem

Hofr. B. ausgehalten. Auch gut denke ich, und gehe weiter. Nun kommt mir ein Mann im abgetragenen Kaput, aber um und um mit Sternen, Kreuzen und Bändern behängt entgegen, seine Miene zeigt ein Gemische von Kummer und Stolz, ich frage wieder, es ist ein Emigrirter, der von aller seiner Herrlichkeit nur die Zeichen derselben gerettet hat. — Indes ich über das bedaurungswerthe Schicksal dieser Menschen, und ihre traurige Freude an den Vorbildern ihres ehemaligen Glanzes, ihren Bändern, Sternen u. s. w. nachdenke, weicht plötzlich alles um mich her, ehrfurchtsvoll auf die Seite — ich sehe mich um, und im simplen Anzuge, seine Gemahlinn am Arm geht der Kaiser durch die Reihen seiner Unterthanen hin, gleich darauf begegnen wir den Prinzen, dort fährt der Erzherzog Karl mit einem seiner Adjutanten in einer zweispännigen Chaise, dort sehen wir den Großherzog ohne große Suite die Allee hinabreiten, kurz es gehört zum Abzeichen wahrer Größe und Hoheit sich durch keinen äußerlichen Prunk auszuzeichnen, und man kann fast immer ziemlich richtig von der gar zu großen Pracht und dem schreyenden Aussehen, das manche Leute machen, auf ihren wenigen inneren Gehalt schließen.

Nachdem ich mich nun an allen Herrlichkeiten der großen und galanten Welt satt gesehen habe, gehe ich links von der Haupt-Allee über die Wiesen hin, dem waldigern Theil der Aue zu, hier werden die Hütten immer zahlreicher, aber auch minder schön, die Tische und Bänke vor denselben ungezierter, statt des Besrornen, des Kaffee, der Choccolade &c. &c. sind hier gebackene Hühner, Sallat, Bier, Kettig, Würste, Wein u. s. w. zu bekommen. An den Tischen sitzen Bürger und Handwerker mit ihren Frauen und Kindern, ärmere Beamte, kurz Alles was entweder aus Geschmack oder Gewohnheit, oder Nothwendigkeit keinen Anspruch auf Eleganz und Mode macht. Hier sind zwischen schattigen Bäumen, Schaukeln von allerley Art, Vogelschützen, Kegelbahnen u. s. w. errichtet, auch stehn hier ein paar Hütten, wo man für ein kleines Einleggeld Ringelrennen kann, in einer andern Hütte ist eine große Waage, und ein komisch gekleideter Bursche ladet in eben so komischen Redensarten, die Vorübergehenden ein, sich wägen zu lassen, um zu sehen, wie schwer sie sind. Neben der Hütte ist eine Tribune für Spielleute errichtet, die hier aber wie im Ungarn auf sanften Blasinstrumenten spielen, sonders die so genannte türkische

Musik aufführen. So geht es eine Strecke fort bis zu dem Feuerwerksplatze, dessen eigenthümliche Freude ich Dir ein andermahl beschreiben werde. Sonst geh ich oft noch weiter über diesen Platz hinaus, und vertiefe mich in die Wälder voll ehrwürdiger uralter Bäume, oder wandle einsam links den Strom hinab, der im Gold der Abendsonne hinabrollt, und vergesse über diesem Schauspiel gern und leicht allen Glanz und alle Freuden in den großen Alleen. Aber heut, wo ich Dir die Tagesordnung eines recht emsigen, nach Vergnügen und Zeit tödtung haschenden und schnappenden Weltmenschen beschreiben soll, heut kann ich unmöglich Gefallen an schmucklosen Natur = Scenen, unmöglich wo anders eine nur erträgliche Existenz finden, als mitten unter einem Schwarm von gepuzten galanten Leuten, ich kehre also um, und gehe wieder in die Allee zurück, wo es bereits etwas leerer zu werden beginnt, weil die Stunde zum Schauspiel herannaht, und auch manche Gesellschaften, in Häusern, die noch nicht auf den höchsten Ton montirt sind, um sieben Uhr beginnen. Ich treffe wieder einen Bekannten, der an einem Tischgen Koffeh trinkt, und seine Pfeife schmaucht, ich setze mich zu ihm, lasse mir auch Koffeh und eine Pfeife bringen und

plaudre eine Weile. Aber, mein Gott! ruft mein Freund aus, sehen Sie doch, es fährt schon alles fort, es sind kaum noch funfzig bis sechzig Equipagen da, da kann man ja nicht länger bleiben, wenn man sich nicht zum sterben ennuyieren will. Aber es ist wohl noch warm, antworte ich, und der Abend ist schön — die Natur — Pah! Kindereyen, ruft der andere, kein Abend ist schön, als der gut zugebracht ist, und das werden Sie mir doch zugestehn, daß es verzweifelt langweilig in der schönen Natur ist, wenn sie nicht mit schöner Welt bevölkert ist — also ich gehe ins Theater, gehen Sie mit? Meinwegem, ich gehe mit Ihnen, und so schlendern wir zu Fuße die Allee, und einen Theil der Jägerzeile hinauf. Da ist ja das Panorama, ruft mein Begleiter, haben Sie das Panorama schon gesehen? Nein erwiedere ich — aber Sie wollen ja ins Theater gehen. O! das ist nur eine Unterhaltung, wenn ich nichts anderes zu thun weiß, zu dem ist heute nur ein deutsches Stück, so eins von den moralischen, von dem ich kein Liebhaber bin, mein Gott! was geht mich so ein Vater auf dem Lande, und seine Kinder, und ihre kleinlichen häuslichen Angelegenheiten an, das seh ich mir genug zu Hause, und zum Bal-

Ist kommen wir noch früh genug. Gut denn! antworte ich, gehen wir ins Panorama, ich habe es noch nicht gesehen. Wir gehen auf eine kleine runde recht niedliche Hütte zu, die ungefähr in der Mitte der Jägerzeil aufser der Allee steht. Panorama der Stadt London mit großen goldenen Buchstaben auf blauen Grunde geschrieben, fällt uns schon von weiten in die Augen, wir gehen hinein, und befinden uns in einem runden Gemache, dessen innere Seiten mit einem fortlaufenden Gemählde der Stadt London, wie mit einer Tapete bekleidet ist. Das dämmernde gut angebrachte Licht fällt von oben hinein, der Standpunkt für die Zuschauer ist in der Mitte. Der Gedanke ist nicht übel, man bekommt eine ziemlich anschauliche Idee von dem Aussehen der Stadt London, und manche Parthien auf dem Gemählde sind recht täuschend gemacht. Nun haben wir alles besehen, man hat uns die vorzüglichsten Gebäude genannt, die auf dem Gemählde vorkommen, und wir gehen wieder fort der Stadt zu. Auf den Gassen ist es jetzt nun ein wenig stiller geworden. Manche Buden sind schon geschlossen. Die Höckerweiber an den Strassen, ober und unter den Häusern, haben ihren Kram zusammen

gelegt, und es rollen nicht so viele Kutschen, weil die meisten Leute bereits an dem Ort ihrer Bestimmung sind. Nun kommen wir ins Theater, doch davon wie vom Feuerwerk ein andermahl. Um halb zehn Uhr ist alles zu Ende, aber die Frühlingsnacht ist lau und sternhell, es ist unmöglich, jetzt schon nach Hause zu gehen, und sich beim Kerzenlichte in ein dumpfes Zimmer einzusperren. Ich gehe auf die Bastey, die kennst Du schon aus einem meiner vorigen Briefe, aber Abends ist die Ansicht ganz verändert. Jetzt ist die ganze Menschen Menge, die im Anfange des Frühlings sich Vormittag auf einem Viertel des ganzen Umkreises der Stadt zu zerstreuen pflegt, auf dem einzigen Paradeplatz und die nächst daran stossenden Wege gedrängt. Mehr als hundert Lichter erleuchten das schöne Gloriett und die neuen Alleen; im zweifelhaften Schimmer, den sie um sich herstreuen, sitzen auf den Bänken und Stühlen eine unglaubliche Anzahl gepuzter Leute, oder gehen rings um das Gloriett im ewigen Einerley herum, so, daß dieser Spaziergang der Einsörmigkeit wegen schon den Beynahmen die Ochsenmühle erhalten hat. Hier nimmt man Gefrorenes, Limonade, Mandelmilch &c. &c. hört der Musik zu, die jeden

schönen Abend hier spielt, trifft Bekanntschaft, kritisiert, hört Neuigkeiten, kurz thut alles was man im Prater zu thun pflegt, und geht dann um eilf Uhr, oder wenn man will nach Hause, über den Kohlmarkt und Graben, wo auch noch bei den Kaffee-Häusern des Milano und Taroni eine Menge Leute im Freyen sitzen, und sich auf eben die Art wie auf der Bassey unterhalten.

Aber es ist spät, ich fange an schläfrig zu werden, und werde nun auch nach Hause gehen, und Du wirst froh seyn, mich so weit gebracht zu sehen, weil mein ewig langer Brief Dich längst ermüdet haben wird. Leb wohl.

Ein und zwanzigster Brief.

Sommerleben in der Stadt. Iffland. Schönbrunn. Hiesing. Penzing. Dornbach.

Junius.

Das Leben in der Stadt wird allmählich immer unangenehmer und langweiliger. Ich sehne mich herzlich aufs Land in den Genuß freyer reiner Luft, und einer blühenden grünenden Natur; Eine Familie von meinen Bekannten nach der andern verläßt die staußbige Stadt, und eilt in ihre Gärten vor dem Thore, oder auf dem Lande. Der höhere Adel geht auf seine Landgüter, und bald wird Niemand mehr in der Stadt seyn, als wer unumgänglich muß, das heißt, wer seiner Geschäfte oder seiner Finanzen wegen keine Gartenwohnung haben kann. Du kannst

denken, daß bey dieser allgemeinen Emigration auch die Spaziergänge weniger besucht sind, und das Theater würde vielleicht ganz leer stehen, wenn nicht eine seltne, höchst interessante Erscheinung die Einwohner Wiens trotz der Hitze in die Theater zöge, und selbst diejenigen, die weit von der Stadt auf ihren Landhäusern wohnen, ihre Abende im Schauspielhaus zuzubringen vermöchte. Iffland ist hier, und spielt zwanzigmal in verschiedenen Rollen; und wenn man schmelzen sollte, so ist doch der Genuß nicht zu theuer erkaufte. Du und ich, die ihn so oft spielen sahen, können wohl am besten davon urtheilen. Ich versäume beynabe keine seiner Vorstellungen, und gehe aus jeder sehr befriedigt fort. Das Urtheil, das ich längst von ihm fällte, finde ich auch hier bestätigt. Trotz seiner großen Kunst glückt nicht jede Rolle in gleichem Grade, und jene gelingen ihm weniger, wo seine Figur, die nicht die vortheilhafteste ist, mit dem Charakter der Rolle zu streiten scheint. Dafür aber ist sein Spiel im hohen comischen, und auch — (obwohl er hier nur in einer einzigen solcher Rolle auftrat) in ernsthaften Väterrollen, nur vortreflich. Während seines Aufenthaltes hier sind einige Gedichte und kleine Schriften über seine Kunst erschienen, und in den Gesellschaften ist er, und die Debatten für oder wider

sein Spiel der Hauptgegenstand des Gespräches. Doch ist nichts comischer als die Urtheile mancher Menschen zu hören; mich unterhalten sie wenigstens so gut, daß ich gern gesellschaftlich diese Unterredung auf die Bahn bringe, wenn auch sonst niemand daran denkt, weil es mich ergötzt, in den verschiedenen Beobachtungen der Menschen über einen und denselben Gegenstand, oft ohne daß sie es wissen oder ahnden, so einen treuen Abdruck ihrer innersten Denkart zu sehen. Außer diesen wenigen Abenden nun, wo Ifflands Spiel mich für alle andern Freuden schadlos hält, und mich, den Feind des Stadtlebens, sogar auf den Genuß der Natur vergessen, und die erstickende Hitze des Theaters kaum bemerken läßt, bringe ich meine Zeit sehr unangenehm zu, und sinne im Ernste darauf — lächle nicht, wenn Du dieß liesest, — ebenfalls die Stadt zu verlassen, und wenigstens die heißen Monathe, auf irgend einem nahen Dorfe in einer hübschen Gegend zuzubringen. Du wirst fragen, wie denn das sich mit meinen Geschäften, um derenwillen allein ich schon nun über zwey Jahre hier zubringe, verträgt. Das habe ich mich auch gefragt; aber meine Einbildungskraft von dem starken Verlangen nach dem Landleben gereizt, und dem festen Willen meinen Plan auszu-

führen unterstützt, hat überall Mittel und Auswege gefunden. Erstlich — —

— — — — — *)

Ich hoffe, daß alle diese Veranstaltungen deinen vollen Beyfall erhalten, und unsre gemeinschaftlichen Geschäfte nichts darunter leiden sollen.

Es handelt sich jetzt nur noch um zwey Punkte: welchen Aufenthalt ich wählen, und ob ich dort auch Zimmer, wie ich sie brauche oder wenigstens wünsche, finden werde? Meine Wahl ist zwischen Hiezing, Meidling, Penzing, und Dornbach noch unentschieden. Eines, welches mir das liebste gewesen wäre, das wilde romantische Meidling oder die Brühl, habe ich mir der Entlegenheit wegen leider ausschlagen müssen; für Hiezing, Meidling oder Penzing spricht mein Kopf, der sich dort eine reichliche Erndte von Beobachtungen, und interessanten Zügen unter dem Schwarm der Menschen zu finden verspricht, der sich dort zusammendrängt; für Dornbach mein

*) Hier macht der Verfasser seinen Freund mit den Einrichtungen, die er getroffen hat, bekannt, da sie aber nur ihn und seine häuslichen Verhältnisse betreffen, lassen wir sie weg.

Herz, das in den elyrischen Hainen, in den Blumengefildden, in den erhebenden Aus- sichten des Lascyschen Gartens hohe Befrie- digung und süßen Genuß zu finden hoffet. Auch wird es, wie ich denke, viel leichter seyn, hier ein paar stille freundliche Kämmerchen zu fin- den, wo ich mit ein paar Büchern, einigen unentbehrlichen Meubeln, und meinem al- ten treuen Diener einziehen kann. In den bey- den andern Dörfern wird das weit schwerer halten.

Alles ist dort schon überfüllt mit der reichsten und vornehmsten Classe der Stadt- bewohner, jene Familien ausgenommen, die entweder ihre Güter beziehen, oder hier und dort Gärten haben. Sonst drängt sich alles, was Anspruch an Eleganz, Reichthum und Glanz macht, in diese beyden Dörfer, die bereits das Ansehen von sehr niedlichen klei- nen Städtchen haben, zusammen, und wo die Preise für die Wohnungen denen in der Stadt gleich sind, ja sie manchmal noch über- treffen. Sie liegen alle drey auf beyden Seiten des prächtigen kais. Lustschlosses Schönbrunn, das mit seinen weitläufigen Gebäuden und Gärten, mitten zwischen diesen reizenden Wohnplätzen der schönen Welt ruht. Ober- und Unter- meidling links, Hiezing und Penzing rechts am Garten; doch sind diese beyden letzten

noch ungleich mehr und von galanterer Welt bevölkert. Der kais. Hof hält sich zum Theil immer in Schönbrunn oder Hezendorf, das ebenfalls ein schönes, aber sehr kleines Lustgebäude in der Nachbarschaft von Schönbrunn ist, auf. Der Kaiser selbst und seine Gemahlinn sind zwar selten hier, weil sie das entferntere, einsamere und einfachere Layenburg vorziehen, aber der übrige Theil der sehr zahlreichen Familie, die Königin von Neapel, die Erzherzoginn Elisabeth, mehrere Prinzen und Prinzessinnen wohnen in Schönbrunn, und die Nähe des Hofes zieht hauptsächlich die große Welt magnetisch in ihren Kreis, und bildet so eine schimmernde glänzende Umgebung, die für einen Fremden besonders interessant, und imposant ist. So stelle ich mir ungefähr das einst herrliche Versailles vor. Mitten auf einer großen Ebene nur von kleinen Hügeln unterbrochen, und von dem eine halbe Stunde entfernten Gebirge rechter Hand begrenzt, in einer Niederung am Ufer des schmutzigen Wienflusses das große herrliche Schloß und der weitläufige Garten mit einer breiten Terasse, unzähligen Statuen, und Springbrunnen, mit einem verfallenen römischen Bad, einem Obelisk, einer lustigen prächtigen Gloriette, einer ziemlich zahlreichen Menagerie, einem

kostbaren botanischen Garten und vielen Treib-
 häusern 2c. geschmückt, und nach allen Richtun-
 gen von schnurgleichen geschornen Alleen durch-
 schnitten; und in diesen Alleen, auf jener maje-
 stätischen Terasse eine Menge gepuzter schöngeklei-
 deter Menschen, die sich theils mit Spazieren-
 gehn unterhalten, theils die Merkwürdigkei-
 ten des Gartens besehen, theils im Schatten
 sitzen, lesen, schwätzen, die Vorübergehenden
 kritisiren u. s. w.; hier auf einmahl ein
 ehrerbietiges Aufstehn, und Verneigen, weil
 Jemand von der kaiserlichen Familie vorüber
 geht, dort ein Trupp Leute, die ihrem Mo-
 narchen oder seinem geliebten Bruder dem
 Erzherzog Carl ehrfurchtsvoll und neugierig
 nachfolgen, wenn sie durch den Garten fah-
 ren oder reiten, so ist der Anblick des Schön-
 brunner = Gartens. Das Leben in Hiezing
 und Penzing gleicht, meinem Gesühle nach
 ungefähr dem Leben in einem Badeorte. Al-
 les kennt sich, alles gehört gleichsam zu
 einer Gesellschaft, die sich aber gleichwohl
 wieder in einzelne näher vereinte Cotterien
 trennt; man sieht sich täglich im neuen und
 geschmackvollen Anzuge im Garten, besonders
 in der Hiezingerallee, man geht zusammen,
 man spielt, man hat Musiken, Bälle u. s. w.
 Die Einwohner sind meistens reich, sie wollen
 glänzen, sie wollen sich einander verdunkeln,

sie wollen sich auszeichnen, sie verrathen ihre Schwachheiten, und der Beobachter hat ein reiches Feld für seine Bemerkungen. Du wirst gestehen, daß hier eine Weile zu leben, und dieß alles zu sehen nicht unangenehm seyn kann, besonders wenn man noch hinzusetzt, daß in den umliegenden Dörfern die Häuser nach dem neuesten Geschmack, niedlich, elegant, und mit reizenden Gärten umgeben sind, und alles Wohlstand, Pracht, Heiterkeit und glückliche Ruhe verkündet. Nun laß uns zu dem Gegenstück — dem romantischen Dornbach gehn, und dieß Bild mit jenem vergleichen, um zu entscheiden, welches man zum Aufenthalte wählen sollte. Eine Stunde von Wien liegt am Fuße der Berge, oder vielmehr im Schoos eines Thales, das sich zwischen mehreren beträchtlichen Hügeln hineinzieht, das Dorf und Schloßchen Dornbach oder Neuwaldeck, welches dem Feldmarschall Graf von Laschy gehört. Das Dorf ist nichts weniger als schön, die Häuser meist klein, unansehnlich, nur wenige neu, oder mit einem Stockwerke versehen, der Weg größtentheils schlecht, und die ganze Aussicht sehr ländlich, ungeschmückt und prachtlos. Durch das unregelmäßig angelegte Dorf gelangt man endlich an den Eingang des Parkes, der sich zwischen grünen Spalierwänden den Berg

hinauf zieht. Von dem Spalierweg tritt man bald auf der Hälfte des Hügels in eine ehrwürdige finstere Lannenallee, die uns bald aus ihren düstern Schatten auf einen freundlichen, hellen, mit zahllosen Blumen, Orange, Oleander und andern Bäumen besetzten Vorplatz entläßt, der gleichsam den Hof des kleinen aber geschmackvollen Schlosses ausmacht, das auf der, andern der eigentlichen Hauptseite, über schöne Blumenparterre und Wohlgeruch duftende Beeten und das niedrige Dorf am Fuße des Hügels die Aussicht über die vorliegende weite Ebene bis in die Stadt hin hat.

Von dem Hofe des Schlosses geht mitten durch Wald und Büsche rechts eine sehr lange Allee über den Rücken des Berges hinab. Am Ende ist ein Sitterthor, und hier theilen sich die Wege und führen zu den verschiedenen Theilen des romantischen schönen Gartens, dem kleinen und großen Chinesischen Lusthause, dem Rondeau, Schwannenteich, Paradiesgärtchen, Dianentempel u. s. w. und endlich zum Hameau, einem reizenden Dörfchen von sechszehn bis zwanzig niedlich aus Holz gebauten, mit Schilf und Stroh bedeckten, und von innen mit allen Reizen und Bequemlichkeiten der elegantesten Einrichtung gezierten Hütten. Ein artiger

Baum umgiebt die Anlage, die auf einem beträchtlichen Berge, der durch einen dichten Wald sehr mühsam zu ersteigen ist, liegt, und eine unbeschreiblich schöne Aussicht über kleinere und größere waldige Hügel nach dem fernen Donaustrome, der Stadt und einen großen Theil des flachen Landes hat. Auch ein Fahrweg führt hieher, dessen sich aber nur der Feldmarschall selbst bedient, oder seine Gäste: die er zuweilen im Hameau bewirthet, und auf denselben hinaufführen läßt.

Hier im Hameau und überall im ganzen Garten herrscht eine liebliche lachende Phantasie. Ueberall blühen mitten in wilden Gebüsch die schönsten Blumen, alle Wege sind mit üppigen Rasen, oder mit Blumen eingefaßt, die wie durch Zauberhände alle Augenblicke verändert werden, und jeden Monat einen ganz andern Anblick gewähren, kleine Sophas in dunkeln Gebüsch, überraschende Aussichten, Felsenquellen in finstern Hainen, Blumenparterre mit allen Farben des Regenbogens prangend, geschmackvolle Pavillons, schöne Statuen an wohlgewählten Plätzen, klare Teiche mit Thronenweiden umhangen, auf denen stolze Schwäne segeln u. s. w. das sind die abwechselnden mannigfaltigen Reizungen dieses elydischen Gartens. Ueberdies hat der gütige Feldmarschall, der diesen kostba-

ren Park ganz dem Vergnügen des Publikums geweiht hat, noch die außerordentliche Gefälligkeit, jedem ansehnlichen rechtlicheren Bewohner seines Dorfes, er mag nun selbst ein Haus dort haben, oder nur einen Sommer dort in Miethe zubringen, einen Schlüssel zu den versperrten Parthien des Gartens reichen zu lassen, so daß man ungehindert alles besehen, und genießen kann. Zur Bequemlichkeit jener Besucher, welche nicht in Dornbach oder Neuwaldeck wohnen, sondern von der Stadt oder aus andern Orten herkommen, den Garten zu besehen, steht den größten Theil des Tages über an jeder verschlossenen Thüre eine Person mit dem Schlüssel, um die Kommenden hinein, und wieder hinaus zu lassen. Dieß Versperren ist aber bey der Lage des Gartens, dessen Umfang vielleicht über eine Meile beträgt, von ein paar öffentlichen Straßen durchschnitten wird, und also nie von außen herum verschlossen werden kann, unumgänglich nothwendig.

Nach allem diesem, was ich Dir von Dornbach gesagt habe, was dünkt Dich wohl, wohin ich mich noch zu gehen entschließen werde? Rathe ein Bißchen, Du kennst nun so ziemlich beyde Orte, und Du kennst auch mich — Leb wohl lieber Freund.

Zwey und zwanzigster Brief.

Leben in Dornbach. Beschreibung des Parks.
Gallizienberg. Himmel. Garten des Gra-
fen von Kobenzl.

Dornbach, Junius

Ich sehe dich lächeln, wenn Du die Aufschrift meines Briefes liesest, lächeln über Deine richtige Prophezeung, und meinen Hang zur Schwärmerey, wie Du im vorigen Briefe den Hauptbeweggrund, der mich gewiß nach Dornbach treiben mußte, nanntest. Du hast Recht. Trotz Deines Anpreisens, trotz des bey Weitem höhern Reizes, den Hiezing für Dich, den feinen, Menschenbeobachter den launigen Satyriker hätte, trotz der mehrern Unbequemlichkeiten, die das einsamere Dornbach im Vergleich mit dem sehr bewohnten und mit allen Bedürfnissen versehenen Hiezing hat — bin ich doch hier. Aber Wilhelm, hier sind

Berge, hier sind Wälder, hier sind Landleute, einsame Gründe, verborgene Ruhestätten, heimliche Bäche und herzerhebende Ansichten — und — hier ist keine große Welt, kein Geräusch, außer an Sonn- und Feyertagen, kein Modeton, mit einem Worte keine Hauptstadt, obwohl hier auch sehr viele Stadtleute wohnen, die sich auch gegenseitig kennen, besuchen, spielen u. s. w. Aber das Dorf ist unansehnlich, man kann in diese Hütten nicht die Stadt mitnehmen, wie in jene prächtigen Landhäuser und Gartenpalläste, der Park ist gar zu weitläufig und der schönen Parthien zu viel, zu verschieden, zu sehr auf den mannigfachen Geschmack berechnet, als daß, außer an Sonntagen, in irgend einen viele Menschen auf einmahl beysammen seyn sollten.

Hier lebe ich nun seit acht Tagen, trinke einen Brunnen, den mir mein Arzt zur gänzlichen Wiederherstellung verordnet hat, klettere Morgens mit meinem Bedienten, der mir Flasche und Glas nachträgt, auf den benachbarten Hügeln und in den allerliebsten Wäldchen herum, und überlasse es meistens dem Zufall mich zu führen. So bin ich schon zweymahl ganz uuvermuthet an bewohnte Orte gekommen, einmahl nach Pözelstorf, ein artiges Dörfchen mit einem niedlichen Schloß und

Garten, das den reichen Banquier Scimitler gehört, und das anderemahl nach Neustift, ein kleines unbedeutendes Dörfchen, in einem Thal zwischen zwey mäßigen Hügeln. Wenn die Sonne höher steigt, gehe ich in meine Hütte, die ein Paar freundliche Bäume beschatten, zurück, und schreibe oder lese, Mittags schlendre ich nach Gutbefinden in das obere oder untere Wirthshaus, je nachdem ich Lust habe oder das Wetter ist, esse dort, besonders in dem sogenannten obern oder neuen, das jenseits des Schlosses, wenn man von der Stadt kömmt, liegt, sehr gut, und Nachmittag oder Abends, wenn es frühe zu warm ist, was aber heuer noch selten der Fall war, gehe ich mit meinen Schlüsseln bewaffnet, die ich mir ebenfalls zu verschaffen suchte, in den Park. Da begegne ich hier und da Bekannte oder auch Nichtbekannte, die Frauenzimmer im häuslichen einfachen Anzug, hier einige auf den Bänken im Schatten sitzend, und mit einer Arbeit beschäftigt, dort ein Paar, die einander vorlesen, hier eine Mutter, die mit ihren Kindern spielt u. s. w. im ganzen wenig Leute, und diese wenigen traulich, anspruchlos und bequem, ohne sich um Mode, Glanz, und große Welt zu bekümmern. Die Abendsonne gießt ihren goldenen Schimmer über das reizende Thal

aus, das von einem schönen Bache, der alle zwanzig Schritte über einen kleinen regelmäßigen Absturz rauscht, und bey diesem Absturz von blühenden Geißblatrankten, die des Abends so lieblich durften, überwölbt ist, durchschnitten wird. Längst dem Ufer des Baches läuft der reinliche Sandweg zwischen hellgrünen Rasen hin, hier und da stehn schöne bald einheimische bald ausländische Büsche und Bäume auf dem Rasen, hier läuft eine Blumenpartie an einer Reihe hoher lustiger Bäume hin, dort umblühen Floren's Kinder in tausenderley Farben eine zierliche Urne auf einem Postamente, da wölben sich englische Brücken mit Blumentöpfen besetzt über den klaren Bach, da steht eine schöne Statue auf einem freyen Platze, dort gukt das kleine chinesische Lusthäuschen mit seinem bunten Dache, und rothen Stäben aus dem Gebüsche hervor, während höher oben der große Pavillon seine vielgestaltigen Zinnen über die Bäume des Haines erhebt. Der schmale reinliche Fußpfad führt mich immer weiter, hier und dort begegne ich Menschen, wir grüßen uns freundlich, wenn wir uns auch nicht namentlich kennen, denn wir sehen uns fast täglich im Parke. Endlich komme ich zum Schwanenteiche. Das Gold der Abendsonne schimmert darüber

hin. Die Thranenweiden senken ihre lustigen Arme in seine stille grüne Flut, der stolze Schwan segelt langsam daher, während die schiefen Lüfte den Flügel ihm sträuben, wie Ossian sagt. Hinter dem Teich erhebt sich der Grund etwas, und rechts hin schimmern in einiger Entfernung die hohen Säulen des Dianentempels über die niedrig stehenden Bäume her, ein entzückender feyerlicher Anblick an einem heitern ruhigen Sommerabend. Dort ist der Tempel des Delpischen Apoll mit seinen heiligen Hainen, in denen Agathon oft in Betrachtungen versenkt wandelte, hier der Schwanenteich ist das stille Bassin, an dem er in einer Mondnacht Psyche zum erstenmahl sah, dieß sind die Schattengänge, die Myrthenlaube, die Blumenbeete des schönen griechischen Himmels, dieß sind die elyrischen Gärten, in denen Agathon und Psyche zum erstenmahl die Regungen der reinsten heiligsten Liebe fühlten, deren überirdische Freuden ihm kein nachfolgender Genuß, keine erfindungsreiche Wollust, kein Glanz, kein Ehrgeiz, selbst keine Weisheit mehr zu ersetzen vermochte.

So schwärme ich im Anblick der Landschaft verloren, bis irgend ein Bekannter mich freundlich grüßend anruft, und in die wirk-

liche Welt zurückführt. Nun schlendern wir in traulichen Gesprächen durch die blühende Natur hin, treffen noch hier ein Paar Bekannte, und verplaudern den Abend recht angenehm, bis die kommende Nacht und der steigende Thau, der hier in diesen von Wald und Berg eingeschlossenen Thälern sehr stark ist, uns nach Hause zu gehen erinnert.

Nun wird zu dem einen oder dem andern Bekannten gegangen, noch ein Stündchen gespielt, ein kleines Souper unter freundslichem Gelose genommen, und der stille genussreiche Tag, endet wieder still und frohlich, wie er anfing. So verlossen mir schon vierzehn Tage angenehm ruhig, und von den besten Folgen für meine Gesundheit, und ich denke mit Verdruss daran, daß dieß selige Leben, dieß wahre Horazianische *Sacro Sanctum nil facere* in vier oder sechs Wochen schon enden muß, weil ich unmöglich länger von der Stadt und meinen Geschäften wegbleiben kann.

Glaube iudessen nicht, daß ich mich so ganz unbedingt, und ohne alle Rücksicht auf meine Verhältnisse in die Arme der Natur geworfen habe, und bloß an ihrem Busen schwelge, ohne mich während der Zeit um meine Geschäfte, und deinen Auftrag, dir die wech-

selnden Beschäftigungen und Freuden der Wiener schönen und großen Welt zu schildern, zu bekümmern. Ich gehe jede Woche regelmäßig einmahl auch wohl zweymahl in die Stadt, so sauer mir auch dieser Gang ankommt, und so schwer mir die dumpfe Stadtluft auf die an eine freye reine Atmosphäre gewohnte Brust fällt, und überdieß mache ich noch kleine Excursionen auf den nahen Gallizinberg, den entfernten Kahlenberg zc. und besuche sogar um deinetwillen, damit es mir nicht an Stoff zu Schilderungen fehle, den Prater, Augarten, und das prächtige Schönbrunn.

Der Gallizinberg ist einer von den beträchtlichen Hügeln — denn Berge könnte ich im Schoos des höchsten deutschen Gebirges Geborner sie Dir, dem Bewohner derselben Alpen doch nicht nennen, — welche Dornbach zunächst umgeben. (Die eigentlichen hohen Berge, die wir zwar bey uns nicht hoch nennen würden, liegen mehr rückwärts.) Auf seiner Spitze liegt ein sehr niedliches Wohnhaus nebst den Nebengebäuden für Fremde, Domestiken, die Meyerey u. s. w. ringsum von einem sehr hübschen englischen Garten umgeben, der einige schöne Partien, und besonders schöne Ausichten hat, und von dem verstorbenen Fürsten von Gallizin, der hier

als Gesandter des Russischen Hofes lebte, und selbst, als seine Sendung lang zu Ende war, aus Geschmack hier blieb, angelegt wurde. Er ist auch hier mitten in seinem Garten begraben, der aber nach dem Tode des Besitzers sehr verfällt, und bald nicht viel merkwürdiges mehr haben wird.

Auf dem Rablenberge hat der Fürst von Ligne ein sehr hübsches Haus mit einem Garten. Weiter unten mehr westwärts liegt ein reizendes Thal versenkt der überaus romantische Park des Grafen von Kobenzl, der zwar, was die Ausdehnung, die Schönheit, und Abwechslung betrifft, mit Dornbach nicht in Vergleich kommen kann, aber was die Aussicht betrifft (was freilich eigentlich Verdienst des Locals ist) viele Vorzüge vor demselben hat. Auch ist jene Parthie, wo mitten in einem schmalen ringsum von waldigen Hügeln umschlossenen Thal eine majestätisch hochgewölbte Grotte sich befindet, in der immerfort ein fallender Bach herabrauscht, in ihrer Art einzig und vortrefflich.

Noch weiter westwärts wird mehr auf der Oberfläche des Gebirges, a la fleur des montagnes, wenn man so sagen dürfte, liegt der Himmel, ebenfalls ein hübsches Landhaus nebst einem Park, das jetzt dem

Grafen von Erbdödy gehört. Es ist ganz artig, aber man muß den Garten des Grafen von Kobenzel und besonders das Alles verdunkelnde Dornbach nicht gesehn haben, wenn man von diesen und ähnlichen Gärten auf eine angenehme Art gerührt werden will.

Sieh in allen diesen Gärten bin ich schon seit meinem Dornbacher Aufenthalt gewesen, freylich nicht zum erstenmahl, ich hatte das alles öfters vorher schon gesehen, aber ich benutzte meine jetzige Muße um sie wieder zu besuchen, und mein Leben recht zu genießen. Auch gehe ich nicht allein, sondern immer mit irgend einem oder einigen meiner Dornbacher Concitoyens, die Geschmack und Freude an so etwas haben. Zu Fuße lassen sich denn freylich, besonders wenn Frauenzimmer dabey sind, diese Reisen nicht machen, obwohl ich mich sie leicht so zu verrichten gestraute; aber in Dornbach giebt es mehrere Personen die, Pferde und Wägen zum Vermiethen halten, da nimmit man denn so eine Kutsche, und fährt den ganzen Tag für einige Gulden herum.

Habe ich Dir nun genug von meinen Liederlichkeiten erzählt? Ich denke, Du wirst eben keine Freude daran haben, mich immer in einer Gegend und in Umständen und Ge-

gesellschaften zu wissen, die so wenig Ausbeute für unsern Briefwechsel versprechen. Aber habe nur Geduld, es wird schon besser kommen, ich sagte Dir ja schon, daß ich auch im Prater war, und was ich dort gesehen habe, soll den Inhalt meines nächsten Briefes ausmachen. Adieu!

Drey und zwanzigster Brief.

Beschreibung eines Feuerwerkes.

Dornbach. Junius.

Ehe ich noch eine Antwort auf meinen letzten Brief erwarte, die vielleicht nicht gar zu tröstlich ausfallen würde, weil Du nicht recht mit meinem ländlichen Aufenthalt, und dem dürftigen einförmigen Inhalt meiner Briefe zufrieden seyn dürftest, eile ich, um dich nur wieder zu besänftigen, dir Nachricht von dem Feuerwerke zu geben, das ich vor ein paar Wochen im Prater sah. Solcher Feuerwerke sind jährlich vier bis fünf den Sommer hindurch, von der Zeit an, wo die zunehmende Sonne und das heitere Wetter eine solche Unterhaltung, die so sehr von der Laune der Elemente abhängt, gestattet, bis gegen den Herbst zu, wo dieselben Ursachen

ſie unmdalich machen. Feuer waren bereits zwey. Das erſte, das ich nicht ſah, ſoll viel ſchöner, auch von weit mehr Menſchen beſucht geweſen ſeyn, als das zweyte; aber ich war dama's noch Reconualeſcent, und dürfte es nicht wagen, mich der kühlen Abendluft in den immer feuchten Auen auszuſetzen. Es ſoll, wie man mir erzählte, eines der ſchönſten biſher geſehenen Feuerwerke geweſen ſeyn, und durch ſeine Beziehung auf die Rückkehr des Friedens, und durch die Friedensſonne, die in der letzten Decoration die weitverbreiteten Zuſchauer und beyde Gallerien mit einem ſolchen Glanze übergoß, daß man, obgleich es bereits Nacht war, jede Perſon, und jeden Geſichtszug ausnehmen und erkennen konnte, ſich ganz vorzüglich ausgezeichnet haben.

Nun, jenes Feuerwerk habe ich leider nicht geſehen, aber wohl das zweyte, das nun freylich eben nichts beſonders war, indeſſen diente es mir doch, mir die bey Feuerwerken gewöhnlichen Vorfälle und Erſcheinungen recht lebhaft ins Gedächtniß zurückzurufen. Den Weg nach dem Prater und die Reihe von Wägen, die durch die Straßen hinrollen, kennſt Du ſchon, an Feuerwerkſtagen iſt alles doppelt voll, aber nicht alle Wägen fahren in die große Allee rechts, und auch nicht alle Fußgänger ſchlagen dieſen Weg ein. Viele

wenden sich sogleich in die Alleen, die gerade zum Feuerwerk führen, und an deren Eingänge so wie am Eingänge der Hauptallee Hütten stehn, worin man die Eintritt-Billette austheilt, und wo eine Kavallerie-Wache Ordnung hält. Mit dem Eintrittsbillete erhält man zugleich auf Verlangen auch ein Retourbillet mit, vermittelst dessen man bis sieben Uhr wieder zurückkehren kann, wenn man nicht Lust hat, das Feuerwerk zu sehen, sondern nur um spazieren zu gehen in den Prater geht. Auf dem Feuerwerksplatze ist schon alles voll Menschen, die hin und her gehn, die Zurüstungen besehn, in den nahen Hütten essen, oder ihre Tausen halten, die immer in etwas solidem, nämlich in gebackenen Hühnern, gebratenen Gänsen, Salat, Rettich, Bier u. s. w. besteht. Doch ist das Publikum, das man hier antrifft, von dem in der Hauptallee ganz verschieden. Ich spaziere eine Weile hier herum, und ergöze mich an dem Ausdruck des Vergnügens, der Wohlbehaglichkeit, der aus allen Gesichtern so unverkennbar spricht, und wenn ich mich satt gesehn habe, gehe ich über schöne Wiesen die mit einzelnen Baumgruppen besetzt sind, der Hauptallee zu. Hier finde ich eine ganz andre Welt, nemlich die schöne Welt, die ich Dir aber nebst allen Gebräuchen und Er-

scheinungen des Praters schon beschrieben ha-
 be, nur sind heut noch weit mehr Menschen,
 Wagen, Pferde u. s. w. versammelt, als
 sonst. Ein Theil der Gesellschaft sitzt an Ti-
 schen hin und her zwischen den Bäumen zer-
 streut, und nimmt — wie denn alles hier
 in der Hauptallee einen ganz andern Charak-
 ter trägt, — nicht gebackene Hühner oder Gän-
 se, sondern Kaffeh, Choccolade, Geseornes,
 Orangen, Obst, Confituren, Liguers u. s. w.
 aber ich vermisse bey den meisten jenen Aus-
 druck herzlichen Wohlbehagens, und gutmü-
 thiger Freude, den ich auf dem andern Plaze
 sah. Man ist im Staate — sowohl äußer-
 lich als innerlich — man beobachtet sich und
 andre, man componirt Miene, Geberde,
 Gang, Rede, man critisirt scharf, und weiß,
 daß man eben so scharf wieder critisirt wird,
 man ist nach den strengsten Regeln der Mode
 gepuht, und fordert diese strenge Beobachtung
 wieder von den andern, man ist en-peine,
 wenn man besser gepuhte, oder hübscher aus-
 sehende Personen findet, denen man gleich,
 oder wohl vielleicht noch mehr als sie, zu seyn
 glaubt, und wenn noch hier und da ein Ausdruck
 von Wohlbehagen und Freude in diesen stüdirten
 Mienen, in diesen moralisch und physisch ge-
 schminkten Gesichtern sich zeigt, so ist es
 Wohlgefallen an dem trefflich gelungenen Au-

zug, der, wie man deutlich zu bemerken glaubt, ein Gegenstand des Neids und der Bewunderung Andern minder Gebauten ist, über eine gemachte Eroberung, einen zedemüthigten Nebenbuhler oder Nebenbuhlerin, ein schönes Reitpferd, einen modischen Wagen u. s. w. lauter trübe unreine Quellen, deren Erzeugniß dann auch nicht so erfreulich zu sehen ist, als dort bey dem Schaukel und Feuerwerksplaze die unverstellte Freude im Genuß unbekannter und unbeneideter Dinge, wenn sie auch was ganz geringfügiges, ein guter Braten oder ein hübsches Stück der türkischen Musik, oder ein Paar im Ringelrennen herabgestochne Ringe seyn sollten. Dann ertönt ein lautes frohes Lachen, die Kinder jubeln auch wohl, die Alten schmunzeln, und Alles ist von Herzen froh, und denkt nicht an Mode, Glanz, Kritik und Eleganz.

Indessen bleibe ich hier unter dem Menschenschwarme, und ergöße mich an dem immerwechselnden tausendfarbigen und tausendförmigen Gemählde, das die rastlos ab und zuströmende Menschenmenge mir biethet, auch wohl hier und da an einem hübschen Gesichtchen, das unter den tief hereinliegenden Locken mich bald schalkhaft, bald freundlich anguckt. Nun wird es allmählich dunkler, und ein losgeschosener, Pöller der knallend in der

Luft zerplaszt, giebt das erste Signal. Nun springt alles von den Tischen auf, man be-richtigt seine Beche, und eilt über die schon thauigen Wiesen dem Feuerwerksplatze zu. Hier ist bereits alles voll Menschen, ich dränge mich eine Weile unter ihnen herum, um zu sehen, was da ist, und gehe endlich auf die Gallerie, von wo man sowohl das Feuerwerk als auch die wogende Menschenmasse besser übersehen kann, und von Thau und Nachtfeuchte nicht so viel leidet. Plötzlich wenden sich alle Köpfe neben mir um gegen die k. Logge — ich sehe auch hin — es kommt ein Theil des Hofes, wie gewöhnlich im einfachen anspruchlosen Anzuge, und nimmt in der Logge Platz, bald darauf ertönt das zweyte Signal, um die weitverstreuten Zuschauer zusammenzurufen. Nun wird es so dunkel, daß man nur die nächsten Personen noch kennen kann, der dritte Pöller knallt empor — eine feyerliche erwartungsvolle Stille herrscht in der Versammlung. Nun sehe ich von rückwärts einzelne Lichter sich gegen das Feuerwerksgerüst bewegen — Feuer! ruft eine ferne Stimme, und präselud entzündet sich die erste Fronte, die denn nach dem Gutbefinden des Feuerwerkers bald eine hübsche Arabeskenzeichnung bald wechselnde Feuerräder, Sonnen u. s. w. vorstellt. Wenn die Fronte ge-

fällt, ertönt von allen Seiten ein lautes Bravoh! Stuver Bravoh! mit Händeklatschen accompagnirt. Es ist sonderbar, daß nur bey dieser einzigen Gelegenheit das Wort Bravo, das sonst bey jedem Beyfallgeben als Trochäus ausgesprochen wird, nur im Feuerwerk zu einem Jambus wird, denn alles ruft Bravoh! nicht Bravo, wie es sonst gewöhnlich ist.

Nun verlischt ein Funke nach dem andern, die Blumen und Sierrathen fallen hier und da herab, das Feuer bekömmt statt der schönen gelb, weiß oder grünlich abwechselnden Farbe ein einförmiges rothes Ansehen, und wenn sich bereits die Zeichnung an den meisten Stellen verloren hat, stürzen die Arbeiter das Gerüste um, das denn auf dem Boden vollends verlischt. Kaum ist die Fronte umgeworfen, so entzündeten sich mit lautem Gezische oder Geprassel, oder Gefnalle, je nachdem ihre Art ist, rechts und links die sogenannten Luft- oder Seitenstücke, Raketen, Tourbillons, Schwärmer, und wie sie sonst Nahmen haben mögen, ergößen die Zuschauer in der Zwischenzeit, bis wieder eine Fronte angezündet wird, und erhellen die Nacht, die nach Verlöschung der Feuer stets schwärzer und von dem Pulverdampf verdickt auf der Gegend zu liegen scheint. Am schönsten sind, meiner Meinung nach, jene Luftstücke, die in

einem geraden Streifzischend in die Luft fahren, und wenn sie eine beträchtliche Höhe erreicht haben, sich ohne Knall und Getöse eröffnen, und einen Regen von den schönsten weissen Feuerfunken herabgießen, deren stilles Licht wie das Licht der Sterne glänzt, und geräuschlos in der dunklen Luft zerfließt.

Nun steigt kein Luststück mehr empor, es ist finstre Nacht, wir nehmen kaum die nächsten Gegenstände aus. Auf einmahl ertönt wieder der Ruf: Feuer! und die zweyte Fronte entzündet sich. Neuer Jubel, neues Bravoß schreyen. Aber nun sinkt auch diese bereits in halbe Dämmerung, und nun steigen hinter der Fronte die überaus schönen blau-lichen Lichtkugeln empor, ihr helles stilles Licht ist nur mit dem sanften und doch hellen Schimmer des Abendsternes zu vergleichen, wenn er, wie besonders heuer der Fall war, in seiner größten Erdnähe am heitern Frühlingsabend aus dunkelblauer Luft niederstrahlt. Diese Lichtkugeln werden immer mit lautem Jubel empfangen, und gewähren wirklich eine der schönsten Erleuchtungen, die ich je sah. So kommt endlich die dritte, vierte, fünfte Fronte u. s. w. endlich die Decoration, die denn den ganzen beträchtlichen Raum des Gerüstes einnimmt, und nach welcher statt der einzelnen Luststücke eine ganze Canonade von sol-

Den knallenden Feuererscheinungen abgebrannt
 wird die dann die Luft donnernd erschüttert,
 und, den Boden unter den Füßen beben macht.
 Diese Dekoration stellt meistens etwas archi-
 tektisches — einen schönen Tempel — einen
 Pavillon, Arcaden u. s. w. meistens von vor-
 trefflicher Zeichnung und geschmackvoll aus-
 geführt, oder auch wohl Gärten vor. Diese
 Zeichnungen, so wie Arabesken, Trophäen,
 Blumengewinde u. s. w. sind das, was sich am
 besten im Feuer ausnimmt. Sehr übel gera-
 then aber immer nach meinem Gefühle die
 Figuren, besonders die beweglichen. Das ist
 so was steifes, unbehülfliches, und kann wohl
 auch nicht anders seyn, daß es zu wünschen
 wäre, sie blieben ganz weg, da denn nun
 einmahl Figuralzeichnungen und menschliche Be-
 wegungen nicht in das Gebiet des Kunstfeuer-
 werkers zu gehören scheinen. Warum greift eine
 Kunst so gerne in das Gebiet einer andern ein,
 und maßt sich an, Wirkungen hervorzu-
 bringen, zu welchen die Mittel außer ihrer
 Sphäre liegen? Warum will der Musiker mah-
 len, und der Feuerwerker seine Männlein
 Comddie spielen lassen? Solche verunglückte
 Gestalten ohne Zeichnung und natürliche Hal-
 tung mahnen mich immer an die aus Schne-
 cken und Muschelchen zusammengesetzten Figu-
 ren, die man in Kunstsammlungen hat, oder

An die *Torus*-Figuren in antiken Gärten. Hier widersstrebt stets der Stoff der Kunst, man kann höchstens die angewandte Mühe und die besiegte Schwierigkeit bewundern, ästhetisch schön aber werden solche Zwitter von Kunstzeugniß nie seyn. Dennoch werden — kein Compliment für den Geschmack des großen Haufens — solche Figuren im Feuerwerke stets mit lauter Beyfall aufgenommen.

Das Feuerwerk ist nun zu Ende, und alles eilt dem Wagen zu. Man könnte eben so leicht, wie irgend ein Dichter sagt, den Sand am lybischen Ufer oder die Wellen zählen, die sich am Meeresgestade brechen, als diese unübersehbare Wagenreihe, die sich, so weit das Auge reicht, über die Fläche hinabdehnt. Dennoch herrscht hier die größte Ordnung. Die Wagen dürfen nicht anders als in der Reihe, in der sie stehen, vorgehen, und wenn der Besitzer der vorgehenden Equipage nicht gleich da ist; so ist der Kutscher gezwungen leer fortzufahren, und sich hinten zu allerlezt an die Reihe anzuschließen. Cavallerie und Polizensoldaten zu Fuß wachen über genaue Befolgung dieser Befehle, man hört zwar ein fürchterliches Geschrey von den Bedienten, die die Kutschen aufrufen, den Kutschern, die ihr: Hier! recht Stentormäßig entgegenbrüllen, und anderer Bedienten und Läufer, die

ihre Herrschaften zu holen eilen, wenn ihre Equipage schon nahe ist. Trotz dieses Geschreyes aber, trotz des Herumlaufens, Fluchens u. s. w. ereignet sich selten eine bedeutende Confusion und fast nie ein Unglück. Die Wege sind mit brennenden Pechpfannen erleuchtet, welches in dem Dunkel des Waldes einen sonderbaren Effect macht, und sehr oft täuscht. Nicht einmal sah ich schon irgend einen phantastisch von den Flammen erhellen Baum für einen Cavalleristen, oder einen Kutscher u. s. w. an, indeß hat auch diese Beleuchtung ihre eigenen wunderbaren Reize, besonders für die, die sich bald aus den Getümmel der Wagen wegschleichen, und auf stilleren Fußpfaden unter zauberisch erhellten Gebüsch ihren einsamen Weg nicht ohne öftere Täuschung und Verwunderung über die seltsamen Wirkungen des Lichts im Walde fortsetzen. Ein großer Theil der Zuseher bleibt indessen auch noch nach dem Feuerwerke im Prater, sieht dem Getöse und Gewirre der Wagen und Fußgänger ruhig von seinen Sitzen in einiger Entfernung zu, und soupirt in den nahe am Feuerwerksplatz gelegenen Hütten. Unter diese Zahl gehöre ich meistens. Es ist mir ein eigener Genuß, jenem Herumlaufen, Schreyen, Fluchen, und der anscheinenden Confusion in sicherer Ruhe zuzuhören und zuzusehn,

und dann erst noch von einigen Freunden ihre Bemerkungen über das gesehene Spektakel kleine Anekdoten u. s. w. anzuhören. So wird es oft allmählich eils und halb zwölf Uhr, und wenn bereits alles in dem vorher lärmvollen Wald still und einsam geworden ist, kehren wir auf den menschenleeren Wegen, zuweilen vom Mond gefällig erleuchtet, in die Stadt zurück. Bist Du heut mit mir zufrieden, Wilhelm? ich dünkte doch.

Und nun leb wohl, es ist spät, und die Mitternacht überrascht mich zwar nicht im Prater, aber am Schreibtisch. Gute Nacht.

Vier und zwanzigster Brief.

Frohleichnamstag und Procession.

Dornbach. Junius.

Also mein letzter Brief war wieder nach Deinem Geschmacke. Nun sieh Wilhelm, es freut mich doch, daß ich Dich so genau kenne, und diesen Geschmack so richtig zu treffen weiß. Dessen ungeachtet mußt Du mir's nicht übel deuten, wenn ich Dir mitunter auch manchen Brief ganz andern Inhalts schreibe, und oft auf mehreren langen Seiten nur von meinen Empfindungen, meiner Ansicht der Dinge u. s. w. spreche, oder Dich mit Beschreibungen meiner Lebensart unterhalte. Es könnte leicht seyn, daß Du noch manchen solchen Brief zu lesen bekämeßt, so lange ich noch in den elyäischen Hainen von Dornbach lebe und wandle. Ich kann Dir sagen, daß ich hier

sehr glücklich bin, und die Freuden des Land-
 lebens, den vollen Genuß reiner unverstellter
 Natur, mit den Reizen des geselligen Lebens,
 und eines freundschaftlichen herzlichen Umgangs
 in der schönsten und lieblichsten Vereinigung
 genieße. So muß das Landleben genossen
 werden, um nicht in öder Abgeschiedenheit un-
 ter halb rohen Menschen, ohne erheiternden
 belehrenden Umgang zu verwildern, so muß
 man vom geselligen Leben Gebrauch machen,
 um nicht in Leerheit, Eitelkeit und Unstät-
 tigkeit des Charakters zu verfallen. Das ist
 die wahre Würze des Lebens, der köstlichste
 Gebrauch der Zeit. Lache nicht, Wilhelm!
 über diese Apologie meiner eignen Lebenswei-
 se; ich versichere Dich, daß meine Vernunft,
 mein Herz und meine Gesundheit sie gleich stark
 billigen, und, seit ich unser stilles angenehmes
 Städtchen, das väterliche Haus und Euch,
 meine Jugendfreunde, verließ, nirmahls in so
 harmonischem Einklange waren, als diese we-
 nigen Wochen. Auch mahnt mich hier vieles
 an jenen Schauplatz meiner ersten und besten
 Freuden. Diese Berge, diese Wälder, die-
 ses Dorf im Schooß umkränzender Hügel;
 diese Aussicht in die ferne Fläche; o es giebt
 Plätzchen hier, wo ich ausrufen möchte:
 Hier bin ich schon gewesen — hier hab ich als
 Knabe gespielt — dort als Jüngling ge-

schwärmt — da unten liegt unser stilles * * *, dieß sind seine simpeln Häuser, seine prunklosen Gärten, und dort jenes höhere Haus, das in etwas alterthümlicher Bauart die andern überragt, mahnt mich an das väterliche, wo ich und meine Geschwister geböhren wurden, wo meine Großältern schon wohnten, und mein ehrwürdiger Vater noch lebt. Sieh, so hilft Wirklichkeit und Phantasie mir Bilder der Vergangenheit hervorrufen, die mir die Gegenwart noch reizender machen, und mich mit unzähligen zarten Banden an diese lieblichen geliebten Gegenden binden. Wenn ich künftiges Jahr noch in Wien zu bringen muß, was ich aber nicht hoffe, so will ich mir die längere Entfernung von allen meinen Lieben wenigstens dadurch versüßen, daß ich den ganzen Sommer in Dornbach zubringe.

Ich bekomme zuweilen Besuche aus der Stadt von meinen Freunden; besonders waren meine gütigen Hauswirthe schon oft bey mir, und lassen wohl selten einen Sonntag vergehn, ohne den ganzen oder wenigstens den halben Tag bey mir zuzubringen. Wenn es das Wetter erlaubt, kommen sie vor Tisch, ich führe sie dann ins Neuwaldker Wirthshaus (das obere); wir nehmen ein einfaches Mahl, gehn nach Tische recht

weit spazieren, wobey ich den Führer mache, und sie jedesmahl in andere Parthien des Gartens führe. Abends kehren wir in meine kleinen Zimmerchen zurück, trinken einen delikaten Kaffeh mit echter Sahne, welche unverfälscht zu erhalten ich hier einen eigenen ganz sonderbaren Kanal entdeckt habe, und dann fahren meine guten Alten recht vergnügt über den wohlzugebrachten Tag, und ihren freundschaftlichen dankbaren Zimmerherrn (so nennt man hier die einzelnen Mannspersonen, die bey andern Partheyen Zimmer miethen, oder in Austerbestand, der wahre Terminus technicus, wohnen) zurück in die Stadt. Daß sie schon so oft da waren, ist mir ein Beweis, daß sie sich bey mir gut unterhalten, und in diesem Bewußtseyn liegt ein großes Vergnügen für mein Herz, das ihnen alle ihre unverdiente Sorgfalt und Liebe so gern, so willig vergelten möchte. Weißt Du noch etwas? Sie haben schon zweymahl ein recht artiges Mädchen von achtzehn oder neunzehn Jahren, eine Schwestertochter der Frau, mitgebracht. Das Mädchen ist hübsch, sittsam und ganz unbekannt mit der Welt, auch habe ich im Vorbeygehn schon vernommen, daß sie einmahl theils von ihren Altern, die nur zwey Kinder haben, und von ihrer Tante ein nicht unbeträchtliches Vermögen zu erwarten

Haben wird. Merkst Du was? Was denkst Du davon, Wilhelm? Lache nur nicht wieder, die Sache könnte doch wohl ernsthaft werden. —

Doch jetzt wäre es genug gescherzt, und nun will ich Dir zur Vergeltung für all das Gewäsch, das Du lesen mußt, etwas nach Deinem Geschmacke schreiben, das ich mir schon längst vorgenommen aber nie ausgeführt habe. Hast Du nie etwas von dem hiesigen Frohnleichnamsumgange gehört, der einige Tage nach Pfingsten, am Frohnleichnamstage in Wien und überhaupt in allen katholischen Ländern gehalten wird?

Es ist eine der größten kirchlichen und öffentlichen Feyerlichkeiten im ganzen Jahre, woran beynabe die ganze Stadt und alle Classen von Menschen Antheil nehmen. Schon früh am Tage ziehen die Zünfte, das ist, die Handwerker in ihrem größten Schmuck durch die Stadt. Jede Zunft hat eine eigene Fahne, die meistens sehr prächtig, und so schwer ist, daß mehrere Gesellen erforderlich sind, um sie zu tragen und zu regieren. Um acht Uhr versammelt sich der ganze Hof, die Ordensritter, Kammerherren, die Dicasterien, die Universität, alle Clerikern, der Magistrat, ein Theil von dem Officierkorps des

Bürgerregiments u. s. w. in der Domkirche bey St. Stephan.

Auf dem Graben paradirt ein Bataillon Grenadiere, auf dem Hof und hohen Markt aber die Bürgerwachen, welche ich Dir schon einmal beschrieben habe. Nun geht der Zug an, welcher durch die meisten Hauptstraßen der Stadt seinen Weg nimmt. Zuerst kommen die Kinder des Waisenhauses, des Mädchenpensionats und anderer öffentlichen Erziehungsanstalten, die Cleriseyen der Stadt und der Vorstädte, dann die Pfarren derselben alles im größten geistlichen Schmuck mit ihren Fahnen, Kreuzen, u. s. w. — Nach den Cleriseyen kommen die Officiere der Bürgerwachen, der Stadt-Magistrat, endlich die Kammerherren, die kais. Edelknaben (Pagen) die Loisonritter, Stephans- und Theresienordensgroßkreuze, endlich der sogenannte Himmel, ein prächtiger — reich mit Gold und Silber gestickter viereckichter Baldachin, der von Bürgern, die die äußere Rathswürde bekleiden, getragen wird. Überdieß halten noch Kammerherrn und Pagen die herabhängenden Schnüre und Quasten, die Decane der Universität in ihrem Staatsornate mit den Hermelin-Mänteln gehn auf beyden Seiten, so wie auch einige Officiere von den beyden königl. Gardien. Unter dem Baldachin geht

langsam feyerlich sonst der Cardinal, aber jetzt, da er wegen seines hohen Alters diese Ceremonie nicht mehr selbst verrichten kann, der Suffragan oder Weihbischof, der das Venerabile trägt, und von mehreren Geistlichen, meist Canonicis bedient und begleitet wird. Unmittelbar nach dem Himmel kommt der ganze Hof, nämlich die kaiserliche Familie zu Fuß in größter Gallia; der Kaiser nebst seiner Gemahlinn versäumen diese Ceremonie fast kein Jahr, und ihnen folgen die Prinzen und Prinzessinnen, die Stiftsdamen und Dames du Palais, alle in Hofkleidern mit schimmernden Geschweide bedeckt. Hinter dem Hofstaat reiten die zwey prächtigen Gardes, deren schönen Anblick ich Dir schon bey der Neujahrs-galla beschrieben habe. Ein Detachement Militär schließt den Zug, und erhält die Ordnung. So geht die Procession über den Stock am Eisenplatz, den Graben, die Bognergasse, den Hof, den Judenplatz, die Wipplingerstraße, den hohen Markt, den Lichtensteg und die Bischofsgasse zur Domkirche zurück; doch soll die Ordnung des Ganges nicht alle Jahr dieselbe seyn, wie man mir sagt, und oft ganz andere Straßen besuchen. Auf dem hohen Markt, dem Hof, dem Graben, und in der Bischofsgasse sind prächtige Altäre unter freyem Himmel errichtet,

hier hält der Zug jedesmahl still, und der Bischof, der die Prozession führt, hält hier ein feyerliches Coangelium, während welchem die ganze, über den Platz verstreute Volksmenge in stiller Andacht schweigt, und beym Segen mit dem Venerabile alle Anwesenden und die Garden zu Fuß, und das Militär in Tempo rasselnd niederknien. Von allen Thürmen der Stadt tönen, so lange der Zug währet, alle Glocken. So kehret der Zug nach einem Marsche von ungefähr zwey, oder dritthalb Stunden nach der Domkirche zurück, hier wird wieder gebethet und gesungen, und der letzte Segen gegeben, während welchem das Grenadier-Battailon auf dem Graben drey donnernde Salven gibt, die die ganze Stadt durchhallen, und alle Fenster klirrend erschüttern. Nun geht alles aus einander, der Hof und die Großen steigen in ihre wartenden Kutschen, und kehren nach der Burg oder nach ihren Pallästen zurück, und die Feyerlichkeit hat ein Ende.

Es scheint vermög der Einrichtung einiger Gebethe und der Zeit dieses U m g a n g s, wie man die Prozession hier in Osterreich nennt, daß der erste Zweck ihrer Einsetzung, die Anrufung des göttlichen Seegens für das Gedeihen der Feldfrüchte war. Er wird immer zu Ende des May oder am Anfange des Ju-

nus gehalten, je nachdem Oftern, nach welchen sich alle Frühlingskirchensfeste richten, früher oder später fällt, also gerade um die Zeit, wo die Saat im vollsten Wachsthum, der Blüthe nahe, und das Schicksal derselben auf dem entscheidendsten Punkte steht. überdies wird er auf dem Lande oder in den Vorstädten gemeinlich neben den Feldern vorbeigeführt, alle Straßen mit Zweigen ausspalirt, Gras und Blumen sogar in der Stadt auf den Weg gestreuet, und in den vier Evangelien der Segen Gottes über die Früchte des Feldes herabgerufen. In allen diesen Hinsichten finde ich diese kirchliche Feyerlichkeit vor vielen andern zweckmäßig, und ehrwürdig. Es ist schön, es ist billig, daß alle Bewohner des Staats, daß der Fürst selbst in einem öffentlichen Gebethe Segen für sein Land erflehe, es ist eine stille Anerkennung von den hohen Werthe des Ackerbaues, und sollte, wenn man hier, wie überhaupt allenthalben in der Welt, mehr von der Schale weg auf dem Kern sähe, den Städtebewohnern, den Reichen und Vornehmen von der Natur entfremdeten Menschen, die Wichtigkeit des Nährstandes zeigen, und ihnen Achtung für diese meist verkannte, und oft verachtete Menschenklasse einflößen. So betrachtet und gefeyert,

würde diese Prozeſſion von viel größerem Nutzen ſeyn.

In der ſogenannten Kreuzwoche ſind ebenfalls in der Stadt und auf dem Lande Prozeſſionen, die auf dem Lande um die Felder herum geführt werden, und noch eigentlicher jenen Endzweck haben, Gott um Fruchtbarkeit der Erde zu bitten. Könnte nicht in den Ambarvalien und Suovetaurilien der alten Römer der erſte Urfprung dieſer Feyerlichkeiten zu ſuchen ſeyn? Es wäre wenigſtens nicht unwahrſcheinlich, daß die erſten Vorſteher der Chriſtlichen Gemeinden, die Kirchenväter, oder wie die Herra heißen, dieſen ganz zweckmäßigen und ſchönen Gebrauch der heidniſchen Welt, in der ſie lebten, und davon ſie einen Theil ausmachten, gut gefunden, und unter verändertem Nahmen, und etwas abgeänderter Form in ihre Kirche eingeführt hätten. Doch ſiehe, da komme ich in eine archäologiſch = theologische Unterſuchung, die bey dem Anfange des Briefes gewiß nicht in meinem Plane lag, und Dich auch vielleicht wenig unterhalten wird. Leb alſo wohl liebſter Wilhelm, und ſchreibe mir bald, daß Du mit mir zufrieden biſt.

Fünf und zwanzigster Brief.

Eheurung der Lebensmittel in Wien. Ursachen derselben. Wohlfeilheitsanstalten.

Julius.

Was muthest Du mir zu Wilhelm? ich soll mehr als einmal die Woche in die Stadt kommen, und den Staub, den Qualm die mephitische Luft in den engen Gassen mit dem reinen Gotteshauch hier in meinem Dornbach so oft vertauschen, um alles recht genau beobachten, und Dir schreiben zu können. Du verwünschest meinen Landaufenthalt, und meine Philosophie, welche gar so wenig Geschmack am Stadtleben findet. Sieh wie ungerecht Du bist, schreibe ich Dir nicht fleißig, trage ich nicht alles Versäumte gewissenhaft nach?

Und wie ging es denn den vorigen Winter, wo ich gerade in dem interessantesten Zeitpunkte drey Wochen so fern von der Hauptstadt zubrachte, daß ich vor sechs bis acht Tagen, wenn nämlich gerade ein Bothe sich in mein entlegenes Dorf verirrete, keine Nachrichten aus Wien bekommen konnte? Und doch warst Du zufrieden. Jetzt aber, wo ich so ganz a la portée bin, Dich mit allen Neuigkeiten zu versorgen, frisch und geschwind, wie sie aus dem Mund der Fama ertönen, jetzt willst Du mit mir hadern, weil ich das freywillig thue, was ich diesen Winter gezwungen that. Ich rathe Dir, mache mich nicht böse, sonst werde ich Dich bestrafen, und Dir wenigstens vierzehn Tage nicht schreiben, dann länger hielte es ja mein Herz nicht aus, und das weißt Du, und darauf pochest Du auch, Du Listiger! ich weiß es wohl.

Nun aber im Ernste, ich komme jetzt selten in die Stadt, aus mehr als einer Ursache. Entfernung, Lust am Landleben, mitunter auch Sorge für meine Gesundheit, und endlich die alte Abneigung von ewigen Klagen und ungerechten Beschwerden, womit ich jetzt, wenn ich nach Wien komme, von allen Seiten angefallen, und herzlich müde geschrieen werde. Die Theurung, die schrecklichen Zeiten, die Wirthschaft, die drohenden Gefah-

ren — die Unmöglichkeit länger so zu leben; das sind die grossen Hauptgegenstände, worüber man jetzt — nicht etwa von der untersten Classe, sondern in allen galanten Sirkeln, seufzen, klagen und jammern hört, und wenn man dann das Geschwäß recht untersucht — parturiunt montes, nascitur ridiculus mus. Ich habe mich genau nach allem erkundigt, und kann Dir Auskunft geben.

Der Friede ist nun schon vor vier Monathen geschlossen worden, und da die Aussichten zu einer guten Erndte und Weinlese so günstig sind, so können die Wiener nicht begreifen, wie es komme, daß Brod und Wein nicht schon längst um einen wohlfeilern Preis zu bekommen waren. Du weißt, daß ich Dir öfters, und vor ein paar Monathen noch meine Verwunderung über die Wohlfeilheit der Lebensmittel in Wien in Vergleichung mit den Preisen in andern größeren Städten bezeigt, und Dir gesagt habe, daß man hier nach einem zwölfjährigen Kriege wohlfeiler lebe, als anderswo in den Zeiten des tiefsten Friedens, und der fruchtbarsten Jahre. Du kannst Dir also mein Erstaunen vorstellen, als ich jetzt, wie ich von meinem einsamen Dornbach ein paar Mahl zur Stadt kam, alle Gemüther über einen Gegenstand in Bewegung sah, von welchem die ganze Zeit meines hiesigen Aufent-

halts hindurch wenigstens in den Gesellschaften der feinen Welt kein Wörtchen verlohren wurde. Ich glaubte nun im vollen Ernste, daß während meines Aufenthalts auf dem Lande alle Lebensmittel wenigstens um die Hälfte im Preise gestiegen seyn müßten, und erkundigte mich demnach sehr sorgfältig um die Ursachen einer so schnellen und auffallenden Veränderung. Was glaubst Du was ich zu hören bekam? Es wird in Wien den Bäckern und Müllern jeden Monat nach den Marktpreisen des Getraides auch die Schwere des Brodes, und die Preise des Mehls — Grieses u. s. w. vom Staate aus vorgeschrieben, und das nennet man die *Satzung* machen. Nach dieser *Satzung* werden jene Lebensmittel verkauft, und damit sich jedermann darnach zu richten wisse, die gedruckten *Satzungsbogen* allenthalben angeschlagen. Weil nun im Junius durch tausenderley Zufälle, die jedermann, der nicht ganz achtlos auf das, was neben ihm vorgeht, ist, kennt, vorzüglich aber durch die *Dürre* im April und May, und die Furcht von einer schlechten Erndte, das Getraide sehr theuer wurde — bestimmte der Staat, daß die eine Art von Brod, das aus Vollmehl gebacken wird, und Groschenlaib heißt, weil es einen Groschen kostet, um ein paar Loth leichter, und das Mehl nach Verhältniß

der Gattungen etwas theurer werden sollte. Hierüber entstand nun das fürchterliche Jamern, als wenn bereits Theuerung und Hungersnoth vor der Thür wäre. Eigentlich war das nur der letzte Stoß, die nächste Veranlassung zu dem allgemeinen Klagen; denn die übrigen Lebensmittel waren schon seit mehreren Jahren durch den Krieg immer wachsend gestiegen, der letzte Winter, die Nähe des unersättlichen Feindes, die Anwesenheit der ganzen eignen Armee, der Insurrektion u. s. w. hatten das Land ausgesogen, und alle Preise steigen gemacht. Nun wurde Friede, und nun glaubten die Wiener, daß auf der Stelle das Füllhorn des Überflusses über sie ausgeschüttet, und die Wohlfeilheit und das behagliche Leben du bon vieux tems auf einmal wieder zurück kommen sollte, besonders da die Saaten und der Weinstock eine ziemlich gute Erndte versprachen, und niemand an die Kleinigkeit dachte, daß das Korn auf dem Felde, und die Traube am Stocke noch nicht zu essen und zu trinken sey.

Ich konnte zwar gleich Anfangs, sobald ich von diesen Umständen unterrichtet war, die Bemerkung hie und da nicht unterdrücken, daß die Klage über einen zu hohen Brodpreis mir jetzt, wenn man die Umstände wohl überlegte, nicht gegründet scheine, nachdem die

Erndte doch noch nicht eingebracht wäre, und folglich ihre Wirkung auf die Wohlfeilheit der Preise noch nicht sichtbar seyn könne, zudem die vorausgegangenen Kriegsumstände die Vorräthe an Getraide in Oesterreich, wo die Armeen lagen, wohl ziemlich geschmälert haben möchten, so, daß die Zufuhr an diesen Früchten bis zur Erndte jetzt von entfernten Gegenden geschehen, dieses aber nothwendig die Preise erhöhen muß. Allein ich bemerkte bald, daß meine Einwendungen sehr ungern aufgenommen wurden, und daß es nun einmal gegenwärtig zum Ton gehöre, über die Theuerung zu klagen, ohne zu prüfen, ob denn diese Klagen einen gültigen Grund hätten, oder ob man nur so, wie man zu sagen pflegt, in den Tag hinein räsonnire. — Ich schwieg also bald ganz, nahm mir aber vor, über diesen Gegenstand der sogenannten Theuerung nähere Erkundigungen einzuziehen, und wandte mich an meinen gütigen Hauswirth, der als geborner Wiener, und genauer Beobachter mit die besten Aufklärungen geben konnte. Von ihm erfuhr ich folgendes:

Die Wiener sind von jeher gewohnt, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse als; Fleisch, Brod, Mehl, Wein, Wohnungen, Holz— (Wein wird hier von dem geringsten Mann als ein nothwendiges Bedürfniß angesehen) um

äußerst geringe Preise zu erhalten. Noch vor zwölf, oder funfzehn Jahren, war das Brod vor sechs Kreuzer in fruchtbaren Jahren, und in Friedenszeiten vier ein halb Pfund, in Kriegszeiten aber, oder nach ein paar schlechten Erndten zwey Pfund im Gewicht. Das Pfund Rindfleisch kostete sechs Kreuzer, die Maaß des geringsten Weins kostete acht Kreuzer, und Wohnungen für die unterste Klasse, welche freylich nur aus einer Küche und einem Zimmer bestanden, waren in den entfernteren Vorstädten, um einen jährlichen Zins von vierzehn bis sechszehn Gulden, eine Klafter ziemlich hübsches Holz war um zehn Gulden zu bekommen. Dafür war der Taglohn damals funfzehn Kreuzer, der Lohn für einen Maurer sieben und zwanzig Kreuzer, für einen Holzhauer siebenzehn Kreuzer für die Klafter. Jetzt ist, nach zwölf Jahren des Kriegs das Brod für sechs Kreuzer noch über zwey Pfund schwer, das Pfund Rindfleisch kostet sieben Kreuzer, die Maaß des gemeinsten Weines sechs Kreuzer, die Wohnungen für die unterste Volksklasse jährlich vier und zwanzig bis sechs und zwanzig Gulden, eine Klafter langes Holz zwölf bis dreyzehn Gulden. Dafür ist der Taglohn jetzt dreyßig Kreuzer, der Holzhauer wird für die Klafter Holz mit dreyßig, bis sechs und dreyßig Kreuzer auch noch mehr

bezahlt, der Lohn für einen Maurer ist fünf und vierzig Kreuzer. Du siehst also hieraus, daß gegen die vorigen Zeiten nur Wein, Holz, Rindfleisch und Wohnungen im Preise gestiegen sind, das Brod und Mehl aber wohlfeiler im Preise steht, wie es bey gleichen Umständen vor zwölf Jahren war. Diese zum Besten des gemeinen Mannes so sehr geminderte Preise, ungeachtet das Getraide eben so theuer ist, als im Jahr 1790, entstehen daher, weil die öffentliche Verwaltung seit diesem Zeitpunkte den den Müllern vormals bestimmten Gewinn beträchtlich herabsetzte. Überhaupt mußt Du wissen, daß hier für die Wohlfeilheit des Mehles und Brods, und so auch des Fleisches und anderer nothwendigen Artikeln von der öffentlichen Verwaltung von jeher mit einer beyspiellosen, und sonst überall ganz unbekanntem Aufmerksamkeit gesorgt wird, und der Staat bloß, um den Wienern diese Artikel um leidliches Geld immer zu verschaffen, seit zwölf Jahren viele Millionen verwendet hat. Hieraus läßt sich aber auch am besten begreifen, warum der Wiener eine nur etwas länger anhaltende Theuerung der Schwaa- ren so ungern erträgt, und anstatt die Regierung für die großen Opfer, die sie ihm bringt, zu segnen, die gleichen Preise schon fast als eine Nothwendigkeit fordert. Wenn endlich

diese Klagen bloß von denjenigen Einwohnern Wiens erhoben würden, welche von fixirten Einkünften leben, so ließen sich dieselben noch allerdings erklären; aber Du mußt wissen, daß die Unzufriedenheit am lautesten von der Klasse vorgebracht wird, welche diese höheren Preise der Lebensmittel durch erhöhten Taglohn, durch gesteigerte Wohnungszinse, durch die erhöhten Preise ihrer Fabrikprodukte doppelt herein bringen, oder sonst im Überflusse und Wohlleben schwelgen. Da wird um kein Gericht weniger aufgeseht, keine Unterhaltung weniger genossen, keine Einschränkung in den Forderungen des übermüthigsten Luxus gemacht, und man wünschet nur alles dieses noch leichter bestreiten zu können. Übrigens hoffe ich, daß diese Klagen bald wieder verfliegen werden, weil schon an und für sich die nächste eclatante Begebenheit dieses Gesprächs verdrängen, und dann, weil, wenn die Erndte wirklich auf die Märkte kommt, der Preis sich vermindern, und Mehl und Brod bis September hin, ohnehin wohlfeiler werden wird. In so fern man aber verlangt, daß das Korn wieder auf einen Gulden für den Megen fallen, und das Brod gegen fünf Pfund im Gewichte schwer gebacken werden sollte, so scheint mir, daß dieß wohl bey dem immer steigenden Wohlstande der österreichi-

sehen Unterthanen, und dem vermehrten Geldumlaufe ein eitler Wunsch bleiben wird. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie wohlhabend jetzt der Bauer hierlandes lebt, wie sehr sich seine Bedürfnisse vermehrten, und seine Art zu leben, von der, wie sie vor zehn und zwölf Jahren war, verschieden ist. Um diese Bedürfnisse und Bequemlichkeiten, die er vor dem gar nicht kannte, zu befriedigen, ist es wohl einleuchtend, daß er, weil er doch auf demselben Umfang seiner Gründe nicht mehr Früchte erzeugt, diese viel theurer als ehemals geben muß.

Auch ist es lächerlich, wenn der Hausbesitzer, der Fabrikant, der Gewerbsmann, der Lieferant, der Kaufmann, die alle, auch eben um ihrem Hange sich mehr Bequemlichkeiten zu verschaffen, fröhnen zu sehen, jährlich mit den Preisen ihrer Waaren und Wohnungen steigen, von dem Landmanne fordern, daß er allein in seinem alten dürftigen Zustande bleibe, und für die Früchte seines Fleißes keine größeren Vortheile haben soll.

Aber es ist unglaublich, was für sonderbare Urtheile bey dieser Gelegenheit, selbst von sonst nicht ungebildeten Personen öffentlich vorgebracht werden. Warum, so fragt man sich, läßt man nicht alle Vorrathskammern untersuchen, mit Gewalt auf die Märkte füh-

ren, und um einen gewissen festgesetzten geringen Preis verkaufen? Diejenigen, welche so fragen, bedenken wohl nicht, wie äußerst schädlich dergleichen gewaltsame Eingriffe, in das Eigenthum, allzeit wo man sie versuchte, gewesen, und immer ihrer Natur nach seyn müssen. Und endlich was sind alle in der Provinz Osterreich vorhandenen Getraidevorräthe, gegen das ungeheure Bedürfniß der Hauptstadt? Das Erzeugniß der ganzen Provinz von einem Jahre reicht wohl nicht hin, nur eine vier monatliche Verzehrung zu besetzen. Laßt also alles vorräthige Getraide in Osterreich um ein Maximum verkaufen, so würde die nothwendige Folge zwar ein wohlfeiler Preis aber nur für einen Augenblick seyn, und dagegen gar bald Mangel und wirkliche Noth eintreten; denn wer wäre im Stande von den entferntesten Gegenden Früchte hieher zu führen, wenn das von der öffentlichen Verwaltung festgesetzte Maximum nicht einmal oft den Fuhrlohn ersetzen würde? was würde aus der Agrikultur werden, wenn solche Grundsätze irgendwo die Oberhand behalten sollten? Und wie lange würden die Wiener ohne eine solche Zufuhr von entfernten Provinzen leben? Das letzte Beispiel einer solchen Maßregel, welches in Frankreich unter Robespierre statt hatte, hat die

Pariser die traurigen Folgen, des an Hungersnoth grenzenden Mangels hart empfinden lassen, und es brauchte sehr lange Zeit, um die Sache wieder in ein ordentliches Geleis zu bringen.

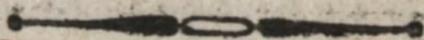
Aber wie gesagt, es würde mich gar nicht wundern, wenn nur der unterste Pöbel, der wohl nicht weiter denkt, als er sieht, solche Erinnerungen und Vorschläge hieran machte, aber, daß man dergleichen Meinungen auch von sonst gebildeten Personen vernimmt, das übersteigt allen Glauben.

Weit empfindlicher als die gegenwärtigen Preise des Mehls und Brods sind aber dem gemeinen Volke zu Wien, die so sehr gestiegenen Weinpreise. Es ist bey dieser Classe von Menschen ein unbezwingbares Vorurtheil, daß sie Wein haben muß, weil sie ohne diese Stärkung ihre harten Arbeiten nicht verrichten könnte, und es ist unstreitig, daß die Theuerung des Weins, von welchem jeder Arbeitsmann wohl täglich ein österreichische Maas trinkt, diesem, da er daran gewohnt ist, sehr hart fallen müsse.

Da in Oesterreich die Weinerzeugung von Jahr zu Jahr steigt, hingegen unter der eleganten Klasse die Consumption sich jährlich vermindert; so kann man diese so hohe Preissteigerung um so härter begreifen. Freylich

waren die zwey letzten Weinlesen weniger als mittelmäſſig, ja man kann ſagen ſchlecht, und es gilt von dem Winzer eben das, was ich Dir von dem öſterreichiſchen Bauer überhaupt in Abſicht auf ſeinen groſſen Wohlſtand, und ſeine vermehrten Bedürfniſſe geſagt habe, die daher nicht zulassen, daß er ſein Erzeugniß ſo wohlfeil wie vor zehn Jahren veräußere; allein es ſcheinet doch, daß die Ausfuhr dieſes Artikels in den letzten Jahren zu ſehr überhand genommen haben müſſe, weil ſonſt die Weinpreise nicht auf eine ſo außerordentliche Höhe hätten ſteigen können, und es iſt zu erwarten, daß die Regierung hierin eine mehrere Einſchränkung beſchließen werde.

Über ich bin dieſer politiſchen Erörterungen und Speculationen herzlich müde, und ich würde Dir nichts davon geſchrieben haben, wenn Du nicht mit ſolcher Pünktlichkeit eine genaue Schilderung von Wien, von allen ſeinen Verhältniſſen, Bedürfniſſen, guten und üblen Eigenheiten verlangt hätteſt. Auch würde ich nicht einmahl im Stande geweſen ſeyn, Dir dieſe ziemlich genauen Angaben zu liefern, wenn nicht mein guter alter Freund mir dazu verholſen hätte.



Sechs und zwanzigster Brief.

Theater. Ihre Zahl. Einrichtung der Stadt-
theater. Deutsche Schauspiele. Opern. Bal-
lette. Geschmack des Publicums.

Das Wetter ist den ganzen Sommer über so veränderlich, kühl und feucht, daß man, im Ganzen genommen, viel weniger Zeit mit Spazierengehen zubringen kann, als sonst, und ich sitze oft in meinem ländlichen Stübchen zu halben Tagen, vom Regen oder Roth eingesperrt. Du wirst denken, es geschieht mir recht, warum bin ich aufs Land gegangen, statt diesen wahrhaft nicht heißen Sommer in der Stadt zuzubringen. Aber wäre ich dann weniger eingesperrt gewesen, und wäre es etwa erfreulicher aus dem geschlossenen Fenster auf das nahe Nachbarshaus als hier auf einen mit

Wiesen und Weingärten bewachsenen Hügel zu sehen? Dort würden aber Leute vorbeiziehen, antwortest Du — es ist wahr, hier gehen wenige, man kann sagen gar keine Menschen vorüber, aber, mein Freund, ich habe die gute, oder üble Gewohnheit, wie Du es nennen willst, fast nie aus dem Fenster nach den Vorübergehenden zu sehen, und so ist's für mich ganz dasselbe, ob mein Stübchen in die einsame Dorfgasse, oder auf den brillanten Kohlmarkt geht; also das alles vorausgesetzt, regretire ich, trotz des üblen Wetters, meine Entfernung von der Stadt nicht im geringsten, und fühle gar keine Langeweile.

Wahrlich, ich habe den vergangenen Winter eine gute Probe abgelegt, daß ich mich auf dem Lande und in der Einsamkeit zu unterhalten weiß; hier nun vollends, wo ich Bücher mit — und um und neben mir Bekannte in den einsamen Häusern habe, die ich bald unter Tags, bald Abends besuchen kann, wenn ich will. Das thue ich auch fleißig, und bringe jeden Abend recht angenehm, entweder mit Spazierengehen, wenn es das Wetter erlaubt, oder am Whisttische zu. So vergeht mir unbemerkt die Zeit, und der Sommer ist schon mehr als halb vorüber, ohne daß ich weiß, wo er mir unter den Händen weg, hingeschlüpft ist. Weil ich aber so viele Muße habe, so

will ich, wie den vergangenen Winter die Faschings - Unterhaltungen, einige andere Ergötzlichkeiten der Wiener, die auch hauptsächlich für den Winter gehören, nachhohlen.

Ich habe Dir noch nie, außer im vorübergehen, von den hiesigen Theatern gesprochen, die doch beynahе für jedermann ein wichtiger Gegenstand des Vergnügens und der Erholung sind. Es gibt hier in Wien vier, oder eigentlich fünf Theater, wovon zwey in der Stadt, und drey in den Vorstädten — nämlich eines in der Leopoldstadt, eins auf der Wien, und eins in der Josephstadt sind. Mehr haben sich, trotz des beträchtlichen Umfangs von Wien, seiner außerordentlichen, immer steigenden Bevölkerung, und der verhältnißmäßigen Kleinheit der Theater, nicht wohl erhalten wollen, und selbst von diesen fünf, kommt das letztere in keine Betrachtung.

Vor einigen Jahren soll, wie man mir sagt, auch auf der Landstraße eines bestanden haben, das aber wenigen Zugang hatte, und sehr bald gezwungen wurde aufzuhören.

Die zwey Stadttheater gehören unter einerley Direction, und werden von denselben Schauspielern besetzt. Man gibt deutsche Schau- und Singspiele, italienische Opern und Ballets. Der kaiserl. Hof hat die Entreprise, bezahlt die Schauspieler, und pensionirt die ausgedienten.

Durch diese Einrichtung ist nun freylich das Publicum Jahr aus, Jahr ein mit sehr guten Schauspielen in mannigfachem Wechsel und zu sehr leidlichen Preisen versorgt, indem, wie man sagt, seit zwanzig Jahren, trotz der immer zunehmenden Theuerung aller übrigen Sachen, die Eintrittspreise immer dieselben geblieben sind; aber dafür ist auch das Theater, was denn, der bessern Einnahme wegen, bey einem Privatimpresu nicht seyn könnte, einer äußerst strengen Censur unterworfen, und viele Stücke, die sonst überall aufgeführt werden, dürfen auf den Hoftheatern nicht gegeben werden. Unmittelbarer Theaterdirector und gleichsam der Mittelsmann zwischen dem Hof und den Schauspielern ist der Freyherr v. Braun. Dieser nimmt die Schauspieler, Sänger und Tänzer an, verschreibt sie und dankt die letzten, wann er will, oder ihr Contract zu Ende ist, ab. Bey den deutschen Schauspielern hat er aber nicht dieselbe Freyheit; sie sind, sobald sie, ich weiß nicht wie lange, gedient haben, pensionsfähig, wie alle übrige kaiserl. Beamte, und werden diesen überall gleich gehalten. Unter diesen sind manche vortreffliche Sujets, aber auch, wie denn überall, manche, von denen man nicht begreifen kann, wie die Direction sie habe engagiren können. Zu den ersten gehören die meisten Veteranen des Theaters, die Herren:

Müller, Weidmann, Brockmann, Lange; die Mesdames: Noufel, Adamberger, welche gewiß das Vergnügen und die Zierde jeder großen deutschen Bühne seyn würden, und von den neuen, Herr und Madame Kose nebst ihrem Vater Hrn. Koch. Es ist sehr zu beklagen, daß das Publicum bey den schon ziemlich hohen Jahren der meisten jener großen Schauspieler, entweder den gänzlichen Verlust des Vergnügens, das ihr Spiel ihm schaffte, so bald erwarten, oder sie doch nur sehr ungerne ihr gewohntes Fach, mit einem andern, ihren Jahren besser anpassenden, vertauschen wird sehen müssen. So ist die liebenswürdige Adamberger, die noch jetzt, trotz ihren Jahren (sie hat ganz erwachsene Söhne) auf dem Theater für eine sehr reizende Frau von mittlern Jahren gilt, ihren gewohnten Rollen, jungen, naiven, unbefangenen Mädchen, — einer Gurli, Elisa Wallberg, Kathinka u. s. w. schon entwachsen. Herrn Müllers gänzlichen Abschied, dieses unerreichbaren Künstlers in seinen edelkomischen Rollen, sieht man täglich entgegen, Herr Lange, der einzig in seiner Art, mit einem Anstand ohne gleichen, und unverstiegbarem Feuer die Helden und Liebhaber spielte, wird allmählig für dieses Fach zu alt, und es ist zu bewundern, wie täuschend er bis jetzt den Raub der Zeit durch

Kunst zu ersetzen und in manchen Rollen ein anscheinend blühendes Aussehen zaubern konnte. Noch mehr aber ist alles dieß zu bedauern, da unter den jungen Schauspielern und Schauspielerinnen keine sind, denen ihr Talent oder ihr einmahl gewähltes Fach, oder ihre Gestalt erlaubte, in die Bahn zu treten, welche jene mit so glänzendem Ruhm zu verlassen bereit sind. Herr Brockmann, der ernsthafteste Vater, oder überhaupt edle alte Rollen, mit großer Kunst, und verdientem allgemeinen Beyfall spielt, ist gewiß einer der ersten deutschen Schauspieler, und man muß ihn den Oberförster in den Jägern und im Vaterhaus, den Kriegshauptmann in dem Landsturm von Siegler spielen sehen, um von seinem Talent überzeugt, und von der Wahrheit seines Spiels erschüttert zu werden. Eben so meisterlich gelingen ihm die minder tragischen, aber darum nicht minder schweren Rollen eines Einnehmers Traut in der Reise nach der Stadt u. s. w.

Mde. Nouseul, das passendste Gegenstück zu dem vorhergehenden, spielt mit hoher Wahrheit und einnehmender Würde ernste Mütterrollen. Ihr Anstand, ihre noch jetzt vorzüglich angenehme Bildung, ihr gesetztes Spiel, ihre leisen würdevollen Bewegungen machen den Eindruck vollkommen, und man kann sich kein besseres Bild einer verehrungswerthen

Matrone vorstellen, als diese Schauspielerinn darbietet.

Herr Weidmann, einzig und noch unerreicht in seiner Art, spielt niedrig komische Charaktere mit unübertrefflicher Kunst, alles wirkt an ihm zum Ganzen mit, Figur, Ton, Sprache, Miene, und es ist als ob man schon lachen müßte, ehe er noch zu spielen anfängt. Dieß sind die vorzüglichsten und ersten unter den allen, und vielleicht unter den meisten deutschen Schauspielern.

Von den neuangekommenen ist Mde. Koose unstreitig eine der größten Schauspielerinnen. Ein glückliches schmelzendes Organ, eine treffliche Sprache, richtige Declamation, angenehme Gesichtsbildung, Anstand, und hohe Kunst vereinigen sich in ihr, um sie zu den ersten Rollen in Lust- und Trauerspielen zu bestimmen, die sie wirklich unübertrefflich ausführet. Auch das Naive gelingt ihr vortrefflich. Wer sich davon überzeugen will, sehe sie als Elise Wallberg und als Gretchen im Hagestolzen, und er wird sich kaum überreden können, daß es ein und dieselbe Schauspielerinn sey, die gestern vielleicht als Montfaucon oder Octavia uns Schrecken, Mitleiden und Bewunderung einflößte, und heute nichts als anzieht und gefällt. Aber leider zerstört ein zu starker fleischiger Bau den Zauber des Eindrucks in

etwas, und macht, daß wir zwar überall nicht gern, aber am wenigsten in naiven jungen Mädchenrollen die schlanke Körperform vermissen, die jede Täuschung unterstützt, und zu jeder Rolle schicklich ist.

Ihr Gemahl hat, (ich darf beynaher sagen allein auf der hiesigen Bühne) den ächten Conversationston, sehr viel Anmuth in seinen Bewegungen, und eine vortreffliche Declamation, er spielt gewöhnlich junge, muntre, lockere oder witzige Rollen. Karl Ruf in der Schachmaschine, Hauptmann Klinger im Epigramm, sind von seinen vorzüglichsten, und doch spielt er mit hinreißender Wahrheit die rührende Rolle des Philipp Montnach in Johanna Montfaucon, und zeigt sich in der Scene mit dem Einsiedler, der ihn zu der schweren Wahl bringt, entweder seinen Wohlthäter in der Gefahr zu verlassen, oder seine Geliebte von Räubern entführen zu lassen, bey den Worten: ich bin ja nicht mehr als ein Mensch, als ein tragischer Schauspieler.

Herr. Koofe's Vater, Herr Koch, spielt zärtliche Väter, auch wohl zuweilen komische Alte vortrefflich, er hat viel Würde, und richtige Declamation.

Dies sind nun von alten und neuen die ersten und vortrefflichsten Sujets. Doch sind unter den andern Altern noch viele sehr schätzbare Mitglieder.

Mde. Weiffenthurn spielt erste Liebhaberinnen im Lust- und Trauerspiele so trefflich, daß eine große Parthey existirt, die sie Mde. Koose vorzieht, besonders da eine reizende Figur und ein schönes Gesicht, nebst einem vorzüglichen Geschmacke im Anzuge, ihr freylich nur außerwesentliche, aber sehr bedeutende Verdienste geben.

Mde. Schuß (die Wittwe des unvergeßlichen Schauspielers, dessen Rollen vor und nach Jfflands kurzer Erscheinung uns niemand mehr befriedigend zu geben vermag) spielt komische Alte, zänkische Weiber u. s. w.

Mde. Rivola, komische und ernsthafte Frauenzimmerrollen von einem gewissen Alter, Bürgerfrauen u. s. w.

Mde. Leifer schnippische, naive, witzige Rollen,

Herr Ziegler gefestere Liebhaber, junge Ehemänner, bon vivans, bedeutende Vertraute, u. s. w.

Herr Koberwein sehr junge lockere Bur-sche, zweyte Liebhaber u. s. w.

Herr Klingmann war, wie es scheint, eigentlich für das Langische Fach erster Liebhaber im Lust- und Trauerspiel bestimmt. Ihm glücken aber muntere, naive oder lockere Rollen am besten.

Herr Bergopzoom, auch einer der

würdigen Veteranen des Theaters spielte einst Helden und Tyrannen, jetzt komische Alte, Bösewichter, auch gerade schlichte Bauern u. s. w.

Herr D a u e r, komische Alte, schlichte, treuherzige Rollen, bedeutendere Vertraute, auch zuweilen Bösewichter.

Von den übrigen neuen und alten sage ich Dir nichts. —

Es sind manche brauchbare, manche versprechende Sujets darunter, und es muß ja bey jeder Truppe solche Wesen geben, die die untergeordneten Rollen machen, zu denen die bessern Schauspieler sich zu gut dünken würden.

Du kannst aus allem diesem abnehmen, daß die hiesige Bühne eine der reichsten an guten Schauspielern, so wie überhaupt eine der ersten in unserm Vaterlande ist. Ich habe manche Stücke hier mit einer solchen Richtigkeit, Präcision und Wahrheit vortragen sehen, wie nirgend wo anders; aber es ist zu bedauern, daß dieß nur selten geschieht, daß die besten Schauspieler sich oft vernachlässigen, ihre Rollen gemeiniglich schlecht auswendig wissen, sich ganz auf den Souffleur verlassen, und so den schönen Eindruck bald stören, bald ganz vernichten, den ihre Kunst sonst machen würde.

Schau- und Ritterstücke gefallen hier, wie überall, am meisten, denn sie sind hier, wie

überall, für das Vergnügen des allergrößten Hausens berechnet; indessen werden sie doch nicht oft gegeben, und das Publicum liebt und besucht Ifflands ruhige Darstellungen des häuslichen Lebens, oder Kosebues von Wis sprühende Schilderungen mit eben so viel Wärme und Eifer, als jene Haupt- und Staats-Actionen.

Man ist denn in diesem Stücke, wie in vielen andern, sehr ungerecht gegen die Wiener, man gibt ihnen Schuld, daß sie wenig oder gar keinen Geschmack an der wahren Kunst finden, und nichts als Schaustücke oder Burlesken liebten. Ich lebe nun eine hübsche Weile in Wien, und versäume selten die erste Aufführung eines guten Stückes, gehe auch wohl in manche, die mir gefallen, öfter, oder in solche, die lange vor meiner Ankunft gegeben wurden, und also jetzt zu den alten gehören, und ich muß gestehen, daß ich das hiesige Publikum in den meisten Dingen gerade so finde, wie das Publicum in andern großen Städten. Ifflands und Kosebues Stücke sind durchgängig sehr beliebt, eines mehr als das andere, wie sich versteht, auch geschieht es wohl, daß ein Stück, welches in Berlin oder Hamburg besonders gefiel, hier weniger Glück macht, und umgekehrt; immer aber ist das Haus, wenn sie das erste mahl gegeben werden, so gedrängt voll, daß fast kein

Platz zu bekommen ist, manche erhalten sich lange bey ihrem Ruhme, und es sind einige, die bey nahe immer ein gut gefülltes Haus geben.

Außer den Stücken dieser beyden Lieblinge der dramatischen Musen gefallen nun freylich nicht viel von den sogenannten Conversations- oder Characterstücken. Warum? weil auch nur wenige etwas taugen, und man bey nahe schon im Voraus versichert seyn kann, daß, wenn nicht der Name von einem jener beyden Dichter auf dem Zettel eines neuen Stückes steht, man in der Regel nur etwas Mittelmäßiges zu erwarten habe. Aber auch von den alten Stücken sind einige erklärte Lieblinge des Publicums, und zeugen nicht von schlechtem Geschmacke,

übrigens freylich sind sehr komische Stücke, besonders wenn der alte Liebling der Wiener, Herr Weidmann, darin auftritt, oder Ritterstücke, worin es viel zu sehen gibt, sehr geschätzt, und ich kann diesen Geschmack im Ganzen nicht tadeln. Sehe ich doch selbst viel lieber eine rechte Farce, die mein Zwerchfell wohlthätig erschütteret, und wo ich mich einmahl recht nach Herzenslust satt lachen kann, (denn ich gestehe Dir, daß ich mich keinen Augenblick schäme, der Macht von Weidmanns komischer Muse laut zu huldigen) oder ein Ritterstück, wo doch meine Augen ihre Rechnung

finden, als jene schulgerechten Ausgeburten einer lahmen Phantasie und eines kühlen Herzens, die samt allen ihren drey Einheiten und Regeln mich kunstmäßig ennuiren. Und laß uns unpartheyisch seyn, gefällt nicht die Zauberflöte, (doch hier kann die treffliche Musik entschuldigen) aber gefällt nicht auch der Spiegel in Arcadien, das Donauweibchen u. s. w., diese Kinder der Casperlschen oder Schikanederschen Muse, die man wie jene Venus im Gegensatz der Urania wohl auch vulgivaga nennen könnte, auf allen deutschen Theatern? Und hat denn das gepriesene Norddeutschland vor den verachteten Südländern etwas voraus? Sie belachen, was diesen längst gefallen hat, und ergötzen sich an Späßen, die bey diesen einheimisch sind.

Doch, um Dir einen wahren Begriff von dem hiesigen Publikum und seinem Geschmacke zu geben, mußst Du wissen, daß zwischen dem Publicum in den Logen und auf dem ersten Parterre, und zwischen dem auf dem zweyten und in den obern Stockwerken ein großer Unterschied herrscht. Hiezu ist es nöthig, Dich mit dem Rang und den Preisen der Plätze bekannt zu machen.

Im Nationaltheater, dem eigentlichen Hof- oder Burgtheater, weil es mit der Burg zusammenhängt, und zum Theil auch in dem an-

tern Theater, dem Kärnthnerthor-Theater, von seiner Lage nächst dem Kärnthnerthor genannt, sind die Logen im ersten und zweyten Stocke das Eigenthum der Personen des höchsten Adels, die darauf mit jährlichen 900 fl. abon- nirt sind. Den ersten Parterre besucht die ele- gante Welt des zweyten Adels, Officiers u. s. w. Hier kostet der Eintritt 1 fl., ein ge- sperrter Sitz 1 fl. 20 kr., die Officiers der Garnison haben das Benefice nur 10 kr. zu zahlen. In den dritten Stock, wo der Ein- tritt 30, ein gesperreter Sitz 40 kr. kostet, ge- hen viele ansehnliche Personen vom zweyten Adel, rechtliche Bürger, Beamte u. s. w. Et- was weniger vornehm und auch wohlfeiler, nämlich 24 kr., ist der zweyte Parterre, den nur selten ein Frauenzimmer vom zweyten Adel besucht. Der niedrigste Platz ist der vierte Stock, der 17 kr. bezahlt.

Wenn ein Stück zuerst gegeben wird, kann man aus der Gattung der Besuchenden noch nicht viel schließen, weil dann die Neugierde fast alle Plätze besetzen macht. Aber man darf nur auf die Orte, wo das Klatschen ertönt, Acht haben, um sich von dem verhältnißmäßi- gen Geschmacke der verschiedenen Plätze zu über- zeugen.

Romische Stüce werden allgemein mit glei- chem Beyfall aufgenommen, bey witzigen Ein-

fällen gibt der erste Parterre, der dritte Stock, zuweilen auch die Logen, wo die gebildeten Classen sind, den Ton an. Diese drey letzten Plätze sind bey Opern und Balleten immer gedrängt voll, und bey manchem guten deutschen Stück ist, wenn ein Ballet dazu gegeben wird, gegen das Ende der Piece oft vor Lärmen der eben Ankommenden, die bloß das Ballet hineinzieht, fast kein Wort zu verstehen. Hieraus kannst Du, ohne weiteren Bemerkungen, Dir eine ziemlich richtige Idee, sowohl von dem Geschmacke des Publicums überhaupt, als auch von den verschiedenen Ständen machen, und wenn man es genau betrachtet, so ist es hier wie überall. Die oberen Stände, die Reichen, die Glückskinder, haben durch all zu viele Zerstreuungen, zu viele Genüsse, größtentheils den Sinn für die feineren, einfachen Freuden des Herzens und Verstandes verloren. Das aufgestellte Bild ihrer eigenen Verderbniß und Leerheit unterhält sie nicht, ja es ärgert sie wohl, und Nachdenken, Prüfen, Vergleichen und Anwenden dessen, was sie auf der Bühne hören, ist ihnen mühsam und widerlich. Daher jene Art von Unterhaltung, wo einer oder der andere ihrer Sinne gekitzelt wird, oder die lebhaftesten üppigsten Bilder wie in einem Sackkasten vor ihnen vorbehey gleiten, ihnen die liebste ist.

Das Volk, ungebildeter, aber auch unverborener, belacht herzlich die kräftigsten Späße, und erfreut sich eben so herzlich der nützlichen Wahrheiten, welche es mit unbefangenen Gefühle richtig aufnimmt. Doch genug nun von den deutschen Stücken, laß mich nun auch etwas von den Opern und Balleten sagen.

Zuerst die deutsche Oper. Sie hat, wie ich höre, vor mehreren Jahren schon ein paarmahl bestanden, sich aber nicht souteniren können; jetzt, seit die Vorstadttheater meist deutsche Singspiele geben, die mit größerm Beyfalle aufgenommen werden, wie schlecht sie auch zuweilen sind, hat die k. k. Direction auch auf der Hofbühne eine deutsche Oper errichtet. Sie wird sehr unterstützt, ja es war vor einigen Monaten die Rede davon, daß sie ganz allein cultiviret, und die italienische ihr aufgeopfert und abgedankt werden sollte. Das ist denn doch nicht geschehen, und ist auch wegen der vielen Fremden, die beständig in Wien sind, und wovon wenige Deutsch wissen, nicht wohl thunlich. Sie hat einige sehr gute Mitglieder, die Herren Saal und Weinmüller, zwey treffliche Bassisten, die, wie fast immer deutsche Sänger im Verhältnisse gegen die Italiener, sehr fest in der Musik sind.

Sie haben beynabe einerley Fach, nur

spielt Herr Saal öfters als Herr Weinmüller ernsthafte, edle, oder Väterrollen.

Mlle. Saal, die Tochter des ersten, ist ein reizendes junges Geschöpf, singt für ihre Jahre und die kurze Zeit, da sie auf der Bühne ist, zum Bewundern, und ist auch als prima Donna engagirt.

Mde. Galvani, gebohrne Willmann, ebenfalls prima Donna, eine künstliche Sängerin, und hübsche Frau.

Mde. Rosenbaum, gebohrne Gasmann, spielt Mütter, Königinnen, zweyte Liebhaberinnen, und singt vortrefflich.

Herr Neumann, erster Tenorist und Liebhaber, den kennen wir beyde bereits, und ich sage Dir nichts weiter.

Die übrigen Mitglieder sind Herr und Madame Schüller, Herr Baumann, der auch bey dem recitirenden Schauspiel ist, Herr Stengel, Mad. Ascher, Mlle. Lefevre, Mlle. Gasmann, und mehrere andere größtentheils sehr unbedeutende Wesen.

Die deutsche Oper ist aber im Ganzen genommen, nicht sehr besucht, und die italiänische bey dem größten Theil des Publicums, besonders dem Adel und der eleganten Welt, viel beliebter.

Bey der italiänischen sind Mde. Tomsoni und Mde. Ricardi prime Donne, Herr

Brizzi, erster Tenor und primo uomo, ein sehr vorzüglicher Sänger und Schauspieler, bey welchem Stimme, Figur, Anstand und Action sich zu einem trefflichen Ganzen vereinigen.

Sehr brav ist auch der erste Bass, Herr Angrisani, und ein paar andere. Übrigens spielen von der deutschen Oper die meisten, welche Italiänisch singen können, als: Herr Saal, Mde. Galvani, Mde. Rosenbaum auch bey der Italiänischen mit, und darum ist das eigentlich italiänische Personale nicht sehr zahlreich, auch fordern wältsche Opern nie so viel Personagen, als deutsche Sing- und Schauspiele.

Bey den Balleten glänzt vor allen Mlle. Casentini, deren reizende Nymphengestalt, große Tanzkunst, Mimik und würdevoller Anstand ihr in meinen Augen vor vielen andern, ja vor allen, die ich gesehen habe, den Vorzug geben. Die leibhaftige Terpsichore, wie man hier die berühmte Bigano nannte, war ich nicht so glücklich auf dem Theater zu sehen. Bey meiner Ankunft in Wien war sie wohl hier, aber sie privatisirte nur, und trat zu meinem und aller Wiener Mißvergnügen nicht mehr auf. Warum? wußte niemand bestimmt, man gab sich in geheim und öffentlich allerley Ursachen an. Indessen habe ich sie zuweilen ge-

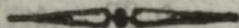
sehen. Sie ist reizend, ihr Gesicht voll Ausdruck, und ihre Züge angenehmer als die der Mlle. Cassentini. Ich kann mir aber eben nicht vorstellen, daß diese kleine untersezte Figur, dieser wirklich etwas plumpe Wuchs auf dem Theater, besonders bey tragischen Stellen, wie sie so oft in den Balleten vorkommen, bessere, oder nur so gute Wirkung habe machen können, als Casentini's schlanke, edle Gestalt. Auch war, nach allem, was man mir von jenem Wunderwesen, das ein Jahr hindurch alle Köpfe der Wiener electricirte, und die große Welt in zwey eben so wüthende Partheyen, als die Aristocraten und Jacobiner, nämlich in Viganonianer und Muzzaressianer *) theilte, ihr eigentliches Fach naive, schalkhafte, verliebte Charactere.

Aber ich bin müde von immerwährendem Schreiben, das ist nun der dritte Bogen, den ich schon zur Hälfte angekrizelt habe, mein Brief kostet gewiß dreysaches Porto, und noch bin ich kaum mit den Theatern in der Stadt fertig. Regnete es nicht heute ohne Unterlaß, so hättest Du wohl keinen solchen Folianten

L 2

*) Muzarelli war der erste Balletmeister, dessen Tochter ebenfalls in den ersten Rollen mittanzte.

erhalten, denn dann wäre ich schon längst auf den nahen Hügeln, und erquickte mich an den seltenen schönen Stunden, die wir jetzt haben; denn schöne Tage kann man wahrlich wohl nicht sagen, weil oft in zwey Wochen kaum einer ganz ungetrübt, oder ohne Sturmwind ist. Leb also wohl, liebster Wilhelm. Nächstens die Fortsetzung von den Vorstadt-Theatern.





Sieben und zwanzigster Brief.

Vorstadttheater. Casperl. Schifaneder. Beschreibung des neuen Schauspielhauses an der Wien. Gattungen der Stücke, die in den Vorstadttheatern gegeben werden. Vierfüßige Acteurs. Josephstädter Schauspielhaus.

Dornbach. August.

Es ist nicht artig von Dir, daß Du dem Wetter mehr Dank für meine Briefe wissen willst, als meinem Fleiße; es ist wahr, ich kann jetzt nicht so viel herumlaufen, aber meine Aufrichtigkeit verdiente doch einen bessern Dank. Hätt' ich nicht mit meinen Aufopferungen recht Parade machen, und Dir, wer weiß von wie viel parties de plaisir schreiben können, die ich bloß darum ausgeschlagen hätte, um mich recht viel mit Dir zu beschäftigen? Nun, daß ich aufrichtig bin, werde ich getadelt; gut dann, ein anderes Mahl werde ich mirs gesagt seyn lassen, und Dir was vor schwätzen.

Also wir blieben bey den Vorstadt-Theatern stehen. Deren sind drey. Das älteste in

der Leopoldstadt steht unter der Direction des Herrn Marinelli. Es hat einige geschickte Sujets, besonders bey der Oper, das berühmteste aber aus allen, von welchem auch das Theater eigentlich seinen Nahmen hat, ist der Casperl, oder eigentlich Herr Laroche, der unter diesem angenommenen Nahmen in den meisten Stücken als der privilegirte Lustigmacher und Buffone auftritt. Er hat wirklich viel Anlage und Genie zum Comischen, aber aus zu großer Begierde den Beyfall auch des unteren Pöbels zu erhalten, sinkt seine Kunst oft zur unedelsten Possenreißerey herab. Dennoch ist er der Liebling der untern Klassen, und selbst vieler Personen aus den höhern Ständen, die in ihrer Denkart und Erziehung sich nicht viel über den Pöbel erheben, wenn gleich ihr Außerliches, der Glanz ihrer Häuser, die Eleganz ihrer Kleidung, Equipage u. s. w. sie himmelweit von dem gemeinen Manne zu scheiden, und in den Rang gebildeter Menschen zu erheben scheint.

Dieser Casperl ist in Wien ein so allgemein bekanntes, geschätztes und geliebtes Wesen, daß man sogar eine gewisse Silbermünze, die eine viertel Krone, oder vier und dreyßig Kreuzer gilt, nach seinem Nahmen benennt hat, weil der Eintrittspreis auf den Parterre des Leopoldstädter-Theaters, wo die

fer Schauspieler austritt, und das man nach ihm auch schlechtthin das Theater beym Casperl oder den Casperl nennt, eben vier und dreyßig Kreuzer beträgt. Jedermann versteht Dich in Wien, wenn Du sagst, daß Du für diese oder jene Waare zwey oder drey Casperln gegeben hast, oder das vier Casperln einen Kronenthaler machen. So ist der Mann unsterblich geworden, und wenn längst seine Stimme auf dem Leopoldstädter = Theater verhallt seyn wird, wird der Name der Silbermünze noch das Andenken an seine kräftigen Späße, und den köstlichen Genuß, den seine Inpromptu's den Wienern gaben, mit dankbarer Empfindung auffrischen.

Übrigens ist dieses Theater ganz artig, die Musik meist gefällig und wohlbesetzt, die Maschinerie sehr gut bedient, und Herr Marinelli, der ein äußerst redlicher und schätzbarer Mann seyn soll, hält solche Ordnung unter seinem Personale, daß es an Einigkeit, Sittlichkeit, und Folgsamkeit, so wie die Aufführungen selbst an Pünctlichkeit und Ordnung, vielen andern zum Muster dienen könnte. Die Stücke, die hier gegeben werden, sind durchgehends für den Geschmack des Pöbels, und jene Menschen, von denen ich oben sagte, berechnet. — Opern, Zauberstücke, Ritterschauspiele, Burlesken u. s. w. — Hier ist das berühmte

Donauweibchen entstanden, das, trotz seines von den Norddeutschen verachteten Geburtsorts, den seidenen und wollenen Pöbel ihrer Hauptstädte eben so entzückt, wie den Wienerischen.

Hier ist Casperl der Fagotist erfunden worden, der überall so vielen Beyfall fand, das Sonnensfest der Braminen, die beyde wirklich sehr artige Musik haben. In dieser letzten Hinsicht ist vorzüglich die Weinlese sehr interessant, auch das Sonntagskind ist eine von dem Leopoldstädter Dichter gemachte neue Bearbeitung des alten Hasnerschen Stückes der Furchtsame, und so viele andere, die Du und ich zum Theil schon in unserem Vaterlande aufführen sahen.

Viele Jahre, nachdem Herr Marinelli das Leopoldstädter-Theater errichtet hatte, unternahm ein gewisser Hr. Friedel, eines in dem Fürstl. Starhembergischen Freyhause auf der Wieden zu bauen. Es war in allen Stücken eine treue und glückliche Nachahmung des Leopoldstädter-Theaters. Ähnliche Einrichtung, ähnliche Schauspiele, ähnlicher Zweck, ähnliches Vergnügen der mindern Volksklassen. Nach Herrn Friedel übernahm Herr Schikaneder, der zugleich Schauspieler und Sänger war, die Direction, und führte es bis den vorigen Winter mit vielem Glücke fort. Er ist selbst ein guter comischer Schauspieler, und hat noch einige andere ziem-

lich taugliche Sujets, und dabey oft neue, weil bey diesem Vorstadt-Theater die Engagements der Schauspieler sehr oft wechseln.

Auf seinem Theater wurde zuerst Mozarts Meisterstück, die Zauberflöte, dann später der Zauber Spiegel in Arcadien, oder wie das Stück heißt, mit einer sehr guten Musik von Herrn Süßmayer, wenn ich nicht irre, aufgeführt. Die berühmteren aus seinen Stücken sind noch, der travestirte Aneas, die Fiacker, die Modestitten, und drey oder vier Abtheilungen des dummen Gärtners, und andere, welche alle mit lautem Beyfall aufgenommen wurden. Seit einem Jahr ohngefähr hat sich eine Compagnie bemittelter Personen vereinigt, worunter einige reiche Kaufleute sind, um die Direction dieses Theater zu übernehmen, und zugleich ein neues schönes Schauspielhaus zu bauen. Sie kauften ein großes Haus zwar in einer andern Vorstadt, auf der Wien, aber kaum einige hundert Schritte von dem vorigen entfernt, und erbauten da ein Theater, das an Größe vielleicht, an Schönheit, Pracht und Bequemlichkeit aber gewiß, die beyden Stadttheater übertrifft, und das bey dem Kasperl weit hinter sich läßt. Im vergangenen Junius wurde es zum erstenmahl eröffnet, und so viel auch mein Arzt dawider hatte, ließ ich mir es doch

nicht nehmen, bey dieser ersten Eröffnung zugegen zu seyn. Schon den ganzen Nachmittag, denn das Theater fing früher als gewöhnlich an, waren die Strassen, die dahin führten, voll Neugieriger, die blos da standen, um die Ankommenden, und die Menge der Wagen zu sehen. Ich fuhr mit einem Freunde, mit dem ich eine Loge genommen hatte, hinaus, es war belustigend, die Menge von Menschen zu sehen, die auf allen Seiten Spazier machten, und durch welche die Wagen hindurch fuhren. Das Schauspielhaus steht auf einem ziemlich geräumigen Plaze, ist von außen mit einem weit vorschimmernden auf Säulen ruhenden Portal versehen, durch welches die Wagen bey dem Ab- und Einsteigen fahren, um im Trocknen zu seyn, und noch überdieß sehr artig und geschmackvoll verziert. Wir hielten unterm Portal, wo die eigenen Equipagen halten, weil mein Wagen, eine Remisse oder Stadtmietzwagen, gleichen Rang mit den eignen Equipagen hat. Für die Fiacker ist ein besonderes Thor und Eingang bestimmt. Dann traten wir in das sehr hübsche Gebäude, wo zu beyden Seiten Treppen in die obern Stockwerke führen. über einige Stufen in der Mitte kommt man zur Casse, und von dort wird man nach den verschiedenen Plätzen hingewiesen, auf sehr sauberen Corridors und bequemen breiten steinernen Stie-

gen; lauter Vorzüge, in deren Rücksicht beyde Hoftheater sich nicht mit diesem messen können. Zu so vielen Erwartungen aber auch das Außerliche berechnete, so übertrifft die innere Einrichtung und Verzierung diese noch weit.

Das ganze Theater ist von dem schönsten Blau, mit Silber verziert. Es hat vier Stockwerke, wovon die ersten zwey zur Hälfte in Logen getheilt sind, zur Hälfte aber die beyden Gallerien ausmachen, die weit über den hintern Parterre hervorragen, und so zugleich mehr Raum für die Zuschauer enthalten und diese dem Schauplatz näher bringen. Die Sitze sind überall weit bequemer und geräumiger als in den gleichen Categorien der Hoftheater, die Logen niedlich und sehr vortheilhaft zum sehen. Zwischen jeder Loge und den Abtheilungen der ersten Gallerie oder eigentlich an den Pfeilern in der Runde umher sind ziemlich stark versilberte Statuen angebracht, welche das obere Stockwerk zu tragen scheinen. Alle Wände, alle Pfeiler, alle Geländer der Logen, Gallerien, und beyden obern Stockwerken des Prosceniums, sind blau mit reichen silbernen Decorationen, Borduren a l'antique, Medaillons, Gemälden geziert u. s. w.; die Logen haben blauseidene Vorhänge, und die beyden Hauptlogen, die der darüber angebrachte kaiserliche Adler wahrscheinlich zu Hoflogen be-

stimmt, sind prächtig. Der Vorhang soll unter dem Bilde der ersten bekannten Scene der Zauberflöte, wo die Schlange den Prinzen Pamina verfolgt, wie man sagt, eine Anspielung auf Schikaneders, oder vielmehr der interessirten Compagnie Schicksal vorstellen.

Die Schlange ist hier eine Hydra, und ein Genius schützt mit vorgehaltenem Schild den Prinzen vor ihrer Wuth.

Der Vorhang wurde in die Höhe gezogen, aber nicht wie sonst in Falten, sondern das ganze Blatt auf einmahl, und Schikaneder als Thesbris trat auf, und setzte das am letzten Abend im alten Theater angefangene Spiel fort. Aus dem Epilogus wurde hier ein Prologus. Er packte die Masken und Theaterzubehörden, die er, wie man mir erzählte, (denn zweymahl hatte mein Arzt mir nicht erlaubt ins Theater zu gehen) den Abend vorher eingepackt hatte, wieder aus, und nun wurde mit einer Art von allegorischem Stücke das Theater zum erstenmahl unter günstigen Auspicien eröffnet. Das eigentliche Schauspiel des Abends war eine heroische Oper Alexander, das Theater, welches eine ungemeine Tiefe hat, that vortreffliche Wirkung, es kamen lebende Pferde aufs Theater, und nahmen sich leidlich aus, obwohl überhaupt ich nicht für die vierfüßigen Schauspieler bin, indessen hier mag es noch

hingehen; die heroische Oper selbst aber an sich ist ein Unternehmen, das, wo nicht über die Kräfte, doch über die Sphäre eines Vorstadttheaters geht, und sehr leicht ins Comische, oder Abgeschmackte verfällt, ich wenigstens konnte keinen Geschmack daran finden, obwohl die Musik nicht übel, und die Decorationen und Garderoben prächtig waren. Doch dießmahl gieng ich ja nicht meiner Ohren, oder meines Herzens, sondern lediglich meiner Augen willen hinaus, und diese fanden ihre volle Rechnung.

Das Theater war gedrängt voll, ein großer Theil des Hofes selbst gegenwärtig; mit einem Wort, es war ein sehr brillantes Debut, und es ist dem Herrn Schikaneder und seiner Compagnie zu wünschen, daß die Folge ganz dem Anfange entspreche; bis jetzt geht es recht gut, man kennt den Geschmack des Volkes, und speculirt sehr richtig.

So gibt man, wie ich höre, jetzt den *Waltron*, ein altes, längst bekanntes Lieblingsstück der Wiener, das bisher jeden Fasching mit einem Aufwand von Militär, welches dabey zu erscheinen hat, gegeben wurde. Auf dem Theater auf der Wien soll es noch vielmehr auf die Augenweide berechnet seyn, indem die Gräfinn einigemahle in einem Postzug aufs Theater gefahren kömmt, und zuletzt eine ganze

Menge Cavallerie im Galop übers Theater sprengt. Sobald ich in die Stadt komme, werde ich hinausfahren, um dieß Stück zu sehen, so groß ist aber meine Neugierde doch nicht, daß sie mich aus Dornbachs Elifischen Hainen in die Stadt locken könnte.

Das Theater in der Josephstadt kommt, wenn man von jenen drey, oder eigentlich vieren gesprochen hat, in keinen Betracht mehr, es wird nicht einmahl stets darauf gespielt, und die Gesellschaft befindet sich besonders eine geraume Zeit des Sommers hindurch auf dem Fürstl. Lichtensteinischen Schlosse Feldsberg, an der mährischen Gränze, und gibt nun daselbst Vorstellungen auf Kosten des Fürsten. Der Directeur dieser Gesellschaft, Herr Karl Mayer, spielt comische Rollen ziemlich gut, aber Mangel an Unterstützung scheint es ihm nicht möglich zu machen, sowohl eine bessere Wahl bey der Aufnahme der Mitglieder zu treffen, als auch in Absicht auf das Außere der Vorstellungen es seinen Collegen auf der Wien, und in der Leopoldstadt gleich zu thun, wodurch dann dieses Theater, auf welchem auch deutsche Singspiele und Ballette gegeben werden, allmählig immermehr in Verfall geräth.

Nun ich Dich mit dem Locale und der Einrichtung der hiesigen Theater bekannt gemacht habe, bleibt mir noch übrig, Dir etwas

von ihren Sitten, dem Ton, der in ihnen herrscht u. s. w., zu sagen.

Für die beyden Stadttheater, welche vom Hofe aus unterhalten und bezahlt werden, sind eine Menge Verhaltens- und Betragensregeln festgesetzt, welche in den Corridors überall angeschlagen sind.

Diese Gebothe und Verbothe nebst der Anwesenheit des höchsten Adels und wenigstens immer einiger Personen aus der kaiserlichen Familie, machen, daß in den beyden Theatern eine artige ehrerbietige Stille herrscht. Die Männer entblößen, sobald der Hof erscheint, die Häupter, das Frauenzimmer ist, besonders im ersten Parterre, sehr anständig, und oft prächtig gekleidet, alles trägt sich gesittet, man spricht nur halblaut, und außer einem lauten Beyfall oder Gelächter, welches vielleicht durch irgend eine Stelle im Schauspiel veranlaßt wird, hört man kein Lachen, kein Zischen, kein Rufen, mit einem Worte, man sieht und fühlt bey dem ersten Eintritt gleich, daß man sich unter dem gebildeten gesitteten Theil der Einwohner, in einer vom Hof vorzüglich begünstigten Anstalt, und gleichsam in desselben Aufsicht und Gegenwart befindet. So ist es nicht in den Vorstadttheatern, hier herrscht die größte Ungezwungenheit, und wenn nur kein Lärmen und lauter Streit entsteht, so geht

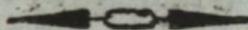
alles übrige hin; alles schnattert, lacht, ruft, scherzt laut durcheinander, man glaubt, wenn das Theater voll ist, am Ufer eines brausenden Stroms zu sitzen, wird der Lärmen hier und dort einem zu groß, so ruft er ein gebietendes Stille oder Pst in das Geräusch, das aber gemeiniglich ohne Wirkung bleibt, und so kündigt gleich beym ersten Eintritt der Ton der Gesellschaft ihre Natur an.

Ich bin ein großer Freund von ungezwungener Unterhaltung, und freymüthigem Betragen, aber ich muß dennoch gestehen, daß nebst dem viel schlechteren dramatischen Werth der Schauspiele und Schauspieler in den Vorstadttheatern hauptsächlich der etwas ungezogene Ton, der in denselben herrscht, das Lärmen, Schreyen, laute Lachen, mit einem Worte, jenes Betragen, das man sich in feinen Gesellschaften nicht erlaubt, mich aus denselben vertreibt, und mir die Stadttheater besonders werth macht.

Aber meine Finger schmerzen mich, und der aufgehende Mond, der dort, wie eine Feuersbrunst den östlichen Himmel erhellt, ruft mich zum Spazierengehen. — Leb wohl, und lobe mich.

Acht und zwanzigster Brief.

Beschreibung eines Sommersonntags in Wien. Der Morgen. Veränderte Ansicht der Stadt. Graben. Kohlmarkt. Michaelerkirche. Nachmittägige Unterhaltungen der Wiener. Nächtlche Spaziergänge. Limonadehütten. Tanzmeister.



Jetzt habe ich drey lange unausstehliche Tage in der Stadt zugebracht, und bin erst gestern spät wieder in mein Tusculum Dornbach entronnen. O wie wohl war mir diese Nacht, und diesen Morgen! Kein Gerassel von Kuttschen, kein Lärmen von Marktweibern ver-
scheuchte den balsamischen Schlaf von meinen Augen, und als ich endlich recht herzlich erquickt und gestärkt erwachte, blickte die Sonne, die schon ziemlich hoch am Himmel stand, schräg durch die Bäume vor meinem Fenster, und streute die wankenden Blätter-Schatten auf den weiß gewaschenen Fußboden, der in meiner Abwesenheit, so wie mein ganzes kleines Quartier war gescheuert und gefegt worden.

Mein Blick fiel, als ich ans Fenster trat, statt auf ein hohes Nachbarhaus, das mir Luft und Licht benahm, auf einen hohen mit Wein und einzelnen Bäumen bewachsenen Hügel, der sich hinter den gegenüberstehenden Häusern erhob, und von dem ein frisches Lüftchen herab wehte; ich zog mich an, und ließ mir mein Frühstück in den kleinen Obstgarten bringen, der hinter dem Hause liegt.

Es ist ein äußerst kleines ungeschmücktes Gärtchen, ein bloßer Grasplatz mit einigen Pflaumen- und Apfelbäumen besetzt. Hier und da hat mein Hauswirth etwas Zucernisse gebaut, und statt aller Blumen stehn längst der Mauer, an der sich Kürbisse hinan winden, einige brennend gelbe Sonnenblumen. Das ist der ganze Garten, und doch war mir wohl darin. Ich war in freyer frischer Luft, von Pflanzenduft balsamisch erquickt und von einem reinen unverpesteten Winde gefächelt. Das Frühstück war verzehrt, mein Pfeifchen, dessen Rauch sich in so schönen Wölkchen durch die reine Luft empor wirbelte, geschmaucht, und ich konnte mich doch nicht entschließen mein Gärtchen zu verlassen. Ich ließ mir also mein Schreibzeug und Papier heraus bringen, und nun schreibe ich Dir diesen Brief hier im Garten, gerade zum Trost, weil Du mich immer gern in der Stadt einkertern möchtest, und mir meine

Liebe fürs Land so übel nimmst. Damit Du aber mir nicht gar zu böse über meinen Trog bist, will ich Dich mit der Ausbeute von Bemerkungen und Neuigkeiten unterhalten, die ich diese drey Tage über in der Stadt für Dich gemacht habe. Dann vergießst Du mir doch meinen Trog? nicht wahr Wilhelm?

Es war gerade ein Sonntagmorgen, als ich zum erstenmahl wieder seit zwey Wouathen die Sonne in der Stadt, nicht aufgehen (denn dessen kann kein Städter sich rühmen) sondern ihre Strahlen zwischen den Schornsteinen der gegenüberstehenden Häuser auf meine Fenster werfen sah. Ich stand auf, und trat ans Fenster. Alle Buden waren geschlossen, keine Fässer Küsten, Karren, Holzhaufen u. s. w. bedeckten und entstellten jetzt das Trotoire und die Strassen, die beweglichen Buden, (Ständl genannt) worauf Höckerinnen oder andere Krämerleute, Obst, Puder, Kraftmehl, Hemdenknöpfe, Schwefelfaden, Naschwerk, Zwirn, und hunderttausend andere ähnliche Kleinigkeiten verkaufen, und die theils an den Häusern und Straßenecken stehn, theils auch oft die Mitte manches schönen Platzes verunstalten, waren verschwunden, die Strassen sahen geräumig und reinlich aus, sauber gekleidete, und nach ihrer Art recht gepuzte Bürgerleute, Dienstmädchen, und andere Menschen aus den

untern Ständen giengen durch die Straße vor und zu den verschiedenen Kirchen, um Messe oder Predigt zu hören. Einzelne Karossen rollten durch die stille Stadt, alles hatte ein feyerlicheres und festlicheres Ansehen. Nun kam mein Frühstück, Barbier, Friseur, ein paar Besuche, ich mußte mich ankleiden, und siehe da, es war bald zwölf Uhr geworden. Nun gieng ich auch aus, und da unser Gottesdienst schon bald zu Ende war, und ich ihm nicht hatte beywohnen können, strich ich Strasse auf, Strasse ab, schlenderte über den Graben und Kohlmarkt, und trat zuletzt in die Michaelerkirche um die scilicet Andacht der hiesigen Einwohner zu sehen.

Jetzt war das Publicum auf den Gassen schon etwas von dem verschieden, das ich um neun oder halb zehn Uhr bemerkt habe. Zierliche Mädchen im sonntäglichen Staat trippelten aus ihren Häusern, junge Eleganz streiften Arm in Arm mit ihren Kammeraden herum, es zeigten sich mehrere Leute aus höhern Ständen, und mehrere Wagen rollten rasselnd über das Pflaster den Kirchthüren zu, um die letzte Messe, die wohl schon angefangen haben mochte, nicht ganz zu versäumen.

Auf dem Graben standen große Truppen junger und alter Stuger und Faitneans und beggfften, bekritteltten, oder belorgnirten die Mäde

chen und Weiber, welche ihr Weg oder ihre Eitelkeit ihnen vorüberführte. So gieng es den Kohlmarkt hinauf bis zur Michaelerkirche, wo der ganze ziemlich weite Platz mit eleganten Kutschen, eleganten Bedienten und eleganten Herrn bedeckt war, die da standen, um das Ende der Messe, und die herausströmenden Schönheiten zu sehen; alle mit Lorgnetten bewaffnet, alle in Erwartung, und im Genusse des Sacrosanto far niente.

Ich gieng in die Kirche, die sich als Gebäude weder von innen noch außen besonders auszeichnet. Hier war die ganze schöne Welt weiblichen und männlichen Geschlechts versammelt, um der Andacht? nicht doch! um der Eitelkeit und Neugierde zu pflegen, mit unter auch wohl eine verliebte Intrigue zu spielen.

Es gehöret zum Ton immer nur in der letzten Messe, und auch da noch ein bischen spät zu erscheinen. Erstens gibt es das Ansehen vornehmer Lebensart, beyder man spät in den Tag hineinschläfst, und nie mit seinen kleinen Geschäften zur rechten Zeit fertig werden kann. Zweytens hat man den Vortheil Aufsehen zu erregen, wenn man, indessen die Messe schon angefangen, und eine ehrfurchtsvolle Stille in den weiten Hallen herrscht, auf einmahl mit einem oder mehr vortretenden Bedienten heranrauscht, die der Dame Platz machen,

oder suchen, und so die Augen aller Anwesenden auf die Kommende ziehen; auch wäre es, außer bey unausweichlicher Nothwendigkeit, wohl ein wenig bürgerlich, wenn man im Staate oder völligen Anzug, der nur für die Welt, Nachmittags im Prater, und nicht für den lieben Gott gehört, erschiene. Eine reizende Negligee, bey der die Dame oft ihre Rechnung besser findet, ein niedliches Morgenhäubchen von brabantischer Spitzen, ein wallender weißer Schleyer, der die eine Hälfte des armen Augen Gesichtchens verhüllt, und die andere doppelt reizend macht, oder ein verrätherischer schwarzer Spitzenstor, durch welchen die feurigen Augen und das klare Teint in doppelter Schönheit durchschimmern, ein langes buntes Tuch, ein weiter Shawl über den blendend weißen Morgenanzug, das ist das wahre Kostüm, in welchem man sich in der Kirche zeigt, und der Welt dadurch zu erkennen gibt, daß man die viel prächtigere Toilette erst später machet, und also vor drey, halb vier Uhr nicht zum Speisen gehet, und also vom höchsten Bon-ton ist.

Nun war die Messe glücklich zu Ende, und alles strömte durch die zu enge werdende Kirchthüre hinaus. Rasselnd fuhren die schönen Kutschen vor, lorgnierend standen die Elegans zu beyden Seiten, mit freundlichem Nicken er-

wiederte die Schöne die Grüße der Bekannten, und hüpfte nun von ihren dienenden Geistern unterstützt über die kleine Treppe in den hohen schimmernden Wagen hinein, der rasch davon rollte, und in manchem Stutzer das Bild der niedlichen Figur, und des allerliebsten Füßchens, das sich beym Einsteigen bis zur Blume des bunten Zwickels im seidnen Strümpfchen enthüllt hatte, zurückließ, so tief und so lange als so ein Bild in einem Stutzerherzen haften kann. Aber nicht allein jene Schönen aus den Classen der Schooskinder des Glückes, welche Geburt oder Reichthum, oder hoher Stand schon auf eine höhere und bemerkbarere Stufe gesetzt haben, werden hier von der Menge begafft und bewundert, eben so sehr und oft noch viel mehr als jene prächtigen Schönen, deren Reize selten ächt sind, und meistens durch Schminke aller Art erhoben werden, ziehen die niedlichen Mädchen des Bürger- und Mittelstandes die Augen der harrenden Menge auf sich. Es gibt, das kann ich Dich versichern, allerliebste Gesichter und Figürchen unter ihnen, und der gewählte Puz, in dem sie am Sonntag erscheinen, und der oft die Frucht einer ganz wochentlichen mühsamen Vorbereitung ist, erhebt ihre meist natürlichen frischen Reize noch mehr.

Indeß die Dame die Aufmerksamkeit und

den Beyfall der Menge mit ihrem glänzenden Gefolge und ihrer englischen Kutsche theilt, erndtet das stille Bürgermädchen, das in seinem raffinirten Anzug, sich mit anscheinender Sittsamkeit und Strenge durch die gaffenden Herren durchdrängt, ihren ganzen ungetheilten Beyfall, und mancher halblaute Ausruf der Bewunderung folgt dem blühenden Geschöpfe, das zwar nicht dergleichen thut, als ob es ihn gehört hätte, aber dennoch, wie Maria die Worte des Erbsers, froh und lächelnd in ihrem Herzen bewahrt, und dem Manne, dem ihre Reize diese unwillkührliche Huldigung abdrangen, gewiß nicht gram ist.

Nach und nach verläuft sich die Menge, es kommt niemand mehr aus der Kirche, die Zuseher schleichen sich allmählich weg, der Mittag ist warm, die Essensstunde nahe, jedermann geht nach Hause, oder an den Ort, wo er zu speisen denkt, die Gassen werden leer und still, und so zwischen ein und drey Uhr könnte man selbst in volkreichen Straßen die Menschen und Wägen zählen.

Die Tafelzeit dauert an einem Sonn- und Feyertage auch immer länger als sonst, weil der betriebsame Bürger, der Handwerker, der Beamte, selbst die dienende Classe, heute von ihrer wochenlangen Mühe ausruhen, und bey den Freuden des Tisches, dem fühlbarsten, und

oft höchsten Genuß ungebildeter Menschen, sich ihres Lebens freuen, und für die lange Plage von sechs durcharbeiteten Tagen entschädigen wollen.

Endlich so nach drey, gegen halb vier Uhr, fangen die Gassen wieder an belebter zu werden.

Anständig gekleidete Bürger und Handwerker, mit ihren Familien, zierliche Dienstmädchen in den abgelegten Puffsachen ihrer Frauen, Bediente in den ehemahligen Kleidern ihrer Herren, spazieren durch die Gassen, den verschiedenen Stadthoren zu, um außerhalb der düstern Festungsmauern sich auf irgend eine der mannigfaltigen Weisen zu ergötzen, welche sich dem Freude und Fröhlichkeit liebenden Volke auf allen Seiten darbiethen.

Diese gehen in den Prater, jene in den Augarten, hier wallt ein Theil nach Dornbach, dort auf Schönbrunn, nach Rusdorf, oder endlich in die vielen Wirthshäuser, mit größern oder kleinern Gärtchen, in den Vorstädten. Hier wird, wie sich versteht, gegessen und getrunken, denn ohne Speise und Trank würde der wohlhabende Wiener, und vielleicht, der gemeine Mann in jedem Lande, nicht glauben, seinen Sonntag froh gefeyert zu haben.

In den Gärten wird dann auch wohl gefegelt, nach dem Vogel geschossen, wenn so ein Spiel vorhanden ist, getanzt u. s. w. über-

all herrscht gutmüthige Fröhlichkeit, lautes Gelächter, mitunter plumpe Scherze, auch manche nicht zweydeutige Anspielungen, worüber, als über sinnreiche Einfälle, herzlich gelacht wird, kurz, alle Ausbrüche unverstelter Freude, wie sie bey ungebildeten Menschen sich äußern.

Aber unerhört, und wenigstens höchst selten ist es, wenn es, trotz der lauten Lustbarkeit und des Weins, der die Köpfe benebelt, einmahl zu einer Schlägerey kommt, ein großer Beweis für die Gutmüthigkeit und innere Sittlichkeit des österreichischen Volkes.

Während die Erwachsenen um die Stadt herum sich lustig machen, haben auch die kleinen Kinder ihre Ergözung auf der freyen grasigten Bastey oder dem Glacis. Von ihren Wärterinnen getragen oder geleitet, sammelt auf dem Paradeplatz oder an andern grasreichen Stellen, sich ein großer Theil der Wienerischen Jugend oder vielmehr Kindheit. Da sieht man oft hundert und mehrere Kinder auf dem Rasen spielen, Blumen pflücken, lachen, springen und sich auf ihre Art recht glücklich fühlen.

Doch es wird allmählich fünf oder halb sechs Uhr, und es ist Zeit, Dich von den Besüßigungsörtern der niedern oder kindischen

Welt, in die der großen und eleganten zu führen.

Wir gehen von der Bastey über den Kohlmarkt und Graben gegen den rothen Thurm hinab. Sieh nur einmal, wie beynahе vor jedem Hause mit zwey oder vier Pferden bespannte, bald elegante, bald simple, bald prächtige Kutschen stehen. Hier hält ein Stallknecht mit ein paar zierlich angeschirrten Reitpferden; da schwankt ein Whisky, nicht viel größer und solider als eine große Hutschachtel, hoch auf unendlich großen Rädern, und sieht so zart aus, daß man sich ohne Gefahr ihn zu zerbrechen, kaum recht hinein zu setzen wagen möchte, er ist mit zwey lustig gebauten Engländern bespannt, und statt des grämlichen Kutschers in gewöhnlicher Livree, sitzt ein Knapp angezogener Jockey mit rundem Sammtkappchen im kurzen Jäckchen auf dem Sattelrosse, und ist Postillon und Kutscher zugleich. Dort wartet eine prächtige Karosse mit fünf oder sieben Laternen und vier Rossen ohne Ohren bespannt, auf ihre Herrschaft u. s. w.

Nun kommen wir auf den Stockameisenplatz, und sehen schon die lange Reihe von Wägen, die von hier bis an den Prater ununterbrochen fortgeht. Wir eilen neben ihr vorbey, und gucken, wenn es die jezigen modernen kleinen

Kutschfenster erlauben, nach den hübschen Damen und Mädchen darin, und sind immer froh, wenn wir statt so einer neidischen Kutsche einen gefälligen Phaeton oder Whisky sehen, der uns doch die lieblichen Gestalten unverhüllt und ganz zu sehen vergönnt.

Nun gehen wir auf die Gallerie des Müllerschen Cabinets, sehen die Wagenreihe vor uns hinaus defiliren, und wenn wir sie so ziemlich alle draußen glauben, husch in einen Fiaker geworfen, und ebenfalls nachgefahren. Wie es im Prater zugeht, weißt Du ohnehin, ich habe Dir also davon weiter nichts zu sagen, als daß wir, weil es einer der seltenen warmen Tage des Sommers ist, bis halb neun Uhr blieben.

Nun ist es völlig Nacht, wir kehren in die Stadt, aber nicht nach Hause zurück, denn wer wird an einem so warmen Abend sich in die dumpfen Zimmer einsperren lassen, sondern wir gehen wieder auf die Bastey. Wie so verändert ist der Anblick! Wo sind die kleinen harmlosen Geschöpfe mit ihren Wärterinnen, die vor einigen Stunden hier in Unschuld und Ruhe spielten? Alles verschwunden! alles verwandelt!

Durch die nächtlichen Schatten schimmert das Licht von einer Menge Lampen und Later-
nen, welche die Reihen der Bäume, das niede-

liche Gloriet und die zahlreiche Versammlung von artigen gepussten Menschen beleuchten, die theils auf Bänken sitzend, theils auf und ab wandelnd der Abendkühle im Freyen genießen, und Gefrornes, Limonade, Mandelmilch und dergleichen nehmen.

Sonst war auch hier zuweilen Mußk von blasenden Instrumenten, heuer aber ließ sich, wenigstens so oft ich die Bastey besuchte, keine hören, vermuthlich mochten die Musici ihre Rechnung nicht gefunden haben. Wir setzen uns ebenfalls nieder, nehmen uns aber wohl in Acht, ein Gefrornes zu begehren, das hier sehr mittelmäßig ist. Wir bleiben nur so lange, um alles, was da ist, Revue passiren zu lassen, und schlendern nun dem Kohlmarkt und Graben zu, wo wir bey dem Limonadezelt uns wieder setzen, und delicioßes Gefrornes geben lassen.

Aber das Gerassel der ab und zu fahrenden Wägen, die dumpfe Luft, der üble Geruch, der fast aus jedem Winkel uns entgegen dampft, verdirbt den Genuß der lauen Sommernacht, und treibt uns wider unsern Willen früher fort.

Nun gehen wir nach Hause, aber horch! welche muntere Tanzmusik schallt in unser Ohr, wir blicken auf, und in irgend einem sonst unausgezeichneten Hause sehen wir mehrere Fenster be-

leuchtet, wir hören Walzerische spielen, und den Takt der hüpfenden Füße. Ist hier ein Ball im Hause, fragest Du ganz verwundert, weil es Dir ein wenig abberitisch vorkömmt, bey solcher Hitze Lust zum Tanz zu haben. —

Nein, lieber Wilhelm, es ist kein eigentlicher Ball, hier wohnt ein Tanzmeister, der Lectionen gibt. Ein Tanzmeister, rufest Du noch verwunderter. Wer ums Himmels willen pflegt denn um zehn Uhr Nachts Lection im Tanzen zu nehmen?

Man sieht wohl, daß Du fremd bist, lieber Freund! wenn Du nicht weißt, daß es hier in der Stadt und den Vorstädten mehrere solche Tanzmeister gibt, die ein ziemlich geräumiges Quartier miethen, und des Abends, besonders an Sonn- und Feyertagen, den Dienstmädchen, Köchinnen, Bedienten, Aufwärtern u. d. gl. gemeinschaftlich Unterricht im Tanzen geben.

Die Leute kommen da zusammen, essen, trinken, tanzen, machen Bekanntschaften, und zuweilen noch etwas.

Die Dienstmädchen und Bedienten beklagen sich gegen einander über ihre Herrschaften, schmähen über sie, erzählen, was sie von ihnen leiden und nicht leiden, hegen sich untereinander zu größerer Widerspenstigkeit auf — reden sich einander von Diensten ab, verschaffen sich

wieder andere — kurz, was eine nicht vorher schon weiß, erfährt sie hier sicher, und aus den besten Quellen.

Ein junges unerfahrenes Mädchen, das vielleicht erst in der Stadt zu dienen anfängt, darf nur durch einige Zeit eine solche Universität besuchen, um in allen Mißbräuchen, Kunstgriffen, Ränken, Betrügereyen, und was noch schlimmer ist, auch in allen Unsittlichkeiten vollkommen unterrichtet zu werden, die die dienende Klasse in so vielen tausend Familien, bey so viel tausend verschiedenen Verhältnissen, und der immer wachsenden Immoralität aller Stände, bald heimlich, bald öffentlich sich gegen ihre Herrschaften, und gegen sich selbst erlaubt. —

Wenn das aber so ist, antwortest Du, so ist ja eine solche Tanzschule ein wahres Gift für diese Klasse von Menschen, und man sollte sie vom Staate aus nicht dulden.

Das sollte man freylich, aber lieber Wilhelm! was sollte man nicht alles noch in dieser besten Welt, damit sie diese Benennung doch mit ein bischen mehr Recht trüge als jetzt? Laß uns hoffen, daß die Zeit, die schon so manche Mißbräuche mit leiser Hand unmerklich weggeschafft hat, sich auch endlich der dienenden Menschenklasse erbarmen, und nebst vielen andern für ihr wahres Beste, und ihre Mora-

lität viel nöthigeren Veränderungen, auch diese herbeiführen werde.

Und nun horch! es schlägt zehn und ein halb Uhr, und es ist Zeit, daß wir nach Hause eilen, und ich, da es wirklich zehn und ein halb Uhr Vormittag ist, in meine Stube gehe, um mich anzukleiden, weil mich die Sonne bereits aus meinem schattigten Hinterhalte zu vertreiben anfängt. Auch ist der Brief, in welchem ich Dir einen Wiener = Sommer = tag mit meiner gewöhnlichen preiswürdigen Genauigkeit und Weitläufigkeit beschrieben habe, überflüssig lang geworden. Adieu lieber Wilhelm!

20 Januar 844

10711

Einband 14 x 6cm

